P. o. germ.
1594 ng/d (52. b.

Wieland

GESCHENK
FRESENIUS

<36606610190010

<36606610190010

Bayer. Staatsbibliothek

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

C. M. Wielands Selbst-Schilderung

in der

Erläuterung

der

die letzte Ausgabe begleitenden

Kupfer-Sammlung

von

J. G. Gruber.

Leipzig 1826,

bey Friedrich Fleischer.

C. M. Wielands sämmtliche Werke.

Zwei und fünfzigster Band.

Herausgegeben

von

J. G. Gruber.

Supplementband.

Leipzig 1826,

bey Friedrich Fleischer.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

An

Georg Joachim Göschen.

Als unser Böttiger Wielanden in Osmannstädt zum letzten Male besuchte, kam die Rede auf Klopstocks Todtenfeier. „Die Beschreibung davon, so erzählt Böttiger, — die ich Wieland von Weimar aus zugeschickt hatte, war ihm sehr rührend gewesen. Besonders hatte ihn eine kleine Schrift sehr angezogen: Er über ihn betitelt, worin man nur Stellen aus Klopstocks Schriften zusammengestellt und so eine Autobiographie des unsterblichen Sängers sinnreich aufgestellt hatte. Man könnte, sagte Wieland, dasselbe auch aus meinen Werken thun. Man müßte aber

dazu auch in eine geheime Geschichte derselben genau eingeweiht seyn."

Dies fiel mir sogleich wieder ein, als ich Veranlassung erhielt, der Kupfersammlung zu unsrer Ausgabe von Wielands Werken Erläuterungen beizufügen. Bei weiterem Nachdenken darüber erinnerte ich mich auch eines Wunsches von Wieland, daß doch irgend einer seiner Freunde zu einer Apologie seiner erotischen Gedichte sich entschließen möchte. So sehr er überzeugt war, daß diese einer Apologie bedürften, eben so sehr war er es davon, daß es dazu nur gesunder Augen und eines ehrlichen Willens, aber keiner besondern Künste bedürfe. Daß es im Jahr 1825 noch einer ganz andern Apologie für ihn bedürfen würde, — ich glaube kaum, daß selbst Er, der von unsern Fortschritten keine sonderlich sanguinischen Hofnungen hegte, sich dieses hätte träumen lassen. Es

ist aber so, und darum entschloß ich mich zu dem Versuch, beides in dieser Schrift zu vereinigen, welche mir Gelegenheit darbot, mich über mehrere wichtige Punkte, die ich in Wielands Biographie, welche Sie dem Publikum bald geben werden, nur berühren konnte, ausführlicher zu erklären. Auf diese Weise sind diese Erklärungen einer Kupfersammlung zu einem beinahe nothwendigen Supplement zu Wielands Biographie geworden, oder vielmehr, sie können als Einleitung zu derselben betrachtet werden.

Es freut mich, daß sie nicht in Ihrem Verlag erschienen sind, denn

Göschen

dem Freunde Wielands

dem des Dichters würdigen Verleger

von Wielands Werken,

Göschen

dem ehrwürdigen Beförderer
des Wahren Guten und Schönen
dem hochachtungswürdigen Menschen,

Ihnen widme ich diese Blätter, und freue mich, Ihnen auch öffentlich sagen zu können, wie sehr ich Sie verehre und liebe, und wie stolz ich auf Ihre Freundschaft bin.

Nachweisung,

wo die Erklärung der Kupfertafeln zu finden ist.

Tafel.	Unterschrift.	gehört zu Band:	ist erklärt pag.
1	Venus und Psyche . . .	1	1
2	Zu Anti — Ovid . . .	2	1
3.	Abrahams Opfer	5	11
4	Cyrus	4	20
5	Hymens Besuch zu Rosalva	5	60
6	Die Erscheinung der Fee .	6	67
7	Das Urtheil des Paris . .	7	79
8	Idris	8	133
9	Hippias	9	87
10	Aspasia	10	98
11	Psyche im Hayne zu Delphi	11	86
12	Musarion	12	71
13.	Chärea	15	56
14	Amadis I.	14	162
15	Amadis II.	15	166
16	Tifan und Dschengis . . .	16	319
17	Die Kinder der Natur . .	17	507
18	Der Korbmacher	18	312
19.	Strobylus	19	328
20	Heyda! schrie ein Kesselflicker .	20	350
21	Sonnemon	21	204
22	Die Wasserkufe	22	254
23	Oberon 1r Bd. 2. B. 8. Stanze	25	244

Tafel.	Unterschrift.	gehört zu Band:	ist erklärt pag.
24	Oberon II.	24	267
25	Herkules und Admet	25	399
26	Rosamunde. 2. Act 10. Sc. .	26	398
27	Jupiter	27	344
28	Zu Menander und Glycerion	28	401
29	Hexameron von Rosenhayn .	29	402
30	Arbeit und Zufriedenheit .	30	306
31	Abulfaueris	31	300
32	Aufklärung	32	355
33	Faustina	33	383
34	Mamilia	34	382
35	Aus Agathodämon	35	361
36	Aus Aristipp 1r Bd. . . .	36	335
37	Aus Aristipp 2r Bd. . . .	37	332
38	Aus Aristipp 3r Bd. . . .	38	331
39	Aus Aristipp 4r Bd. . . .	39	332
40	Kikequetzel	22	292
41	Aus Oberon 6r Gesang . .	23	248
42	Psyche 7r	42	398
43	Aus Oberon 8r Gesang . .	23	255
44	Zu Nadine	7	28
45	Die Grazien	12	180
46	Zu den Acharnern . . .	46	403
47	Triton und Schatulliöse . .	14	160
48	Biberach	48	403
49	Wielands Grabmal	49	386
50	Wielands Portrait (wird durch Hrn. Göschen geliefert)		
51	Wieland in Elysium . . .	31	389
52 a	Handschrift	52	404
52 b	Denkmünze auf Wieland .	52	386

I. II.

Venus und Psyche.

Zu Anti-Ovid.

Zwei verschiedene Künstler haben zum Anfang einer Reihe bildlicher Darstellungen aus Wielands Werken Allegorien gewählt, vielleicht weil die beiden didaktischen Gedichte, zu denen sie gehören *), keine Scene als einen für die bildende Kunst besonders geeigneten Stoff darboten. Höchst zweckmäßig ward daher von ihnen der Stoff aus dem gesamten Inhalt entnommen. Die hiedurch entstandenen Allegorien sind aber nicht blos für diese beiden, sondern für den größten Theil der Wielandischen Gedichte sehr charakteristisch. Die meisten denken, wenn von Wieland die Rede ist, zunächst, oder auch wol allein, an einen erotischen Dichter, sehr Wenige aber dürften genauer untersucht haben, in welcher Art er es ist. Es ist daher ein Verdienst dieser Allegorien mehr, daß sie den richtigen Gesichtspunkt für die Betrachtung genauer bestimmen.

*) Die Natur der Dinge und Anti-Ovid.

Wenn ein siebzehnjähriger Jüngling, der so eben die Schule verlassen hat um die Universität zu beziehen, eine liebenswürdige Base findet, die erste Liebe in seinem Herzen aufkeimen fühlt, und begeistert von den schönen Augen der Geliebten das kühne Wagstück unternimmt, ein Lehrgedicht über die Natur der Dinge zu schreiben: wer zweifelt da wol, daß in einem solchen Lehrgedichte die Liebe in der Natur der Dinge eine große Rolle spielen wird! In diesem Falle befand sich Wieland mit seiner Base, der nachmaligen Frau v. Laroche. Zwar vermochte selbst die Allmacht der Liebe nicht, die ungeheure Masse des in der Schule Erlernten und — was viel seltner ist — Selbstgedachten in dem Kopfe des jungen Dichters so mit Begeisterung zu durchdringen, daß alles sich echt poetisch gestaltet hätte, allein sie wußte sich doch in den Mittelpunkt des Ganzen zu stellen. Jeder erkennt dies sogleich aus der Art, wie er sie anredet.

O Liebe, süßer Zug zu Wesen, die uns gleichen,
Du herrschest unbegränzt in allen Schöpfungs-Reichen.
Dich fühlt der schwächste Wurm, dich fühlen Serafim,
Dich fühlt der Schöpfer selbst! Du führest uns zu ihm.
Du bist die Geberin der schönsten besten Freuden,
Und keine andre Lust bezahlt selbst deine Leiden.
O! tönte mein Gesang hoch, wie ein himmlisch Lied,
Rein, wie im Cherubim dein ew'ges Feuer glüht,

So süß wie deine Lust, so stark wie deine Triebe,
Dann wagt' ich kühn dein Lob, dann solltest du, o Liebe!
Des heiligsten Gesangs erhabner Inhalt seyn!
Weg, trunkne Sänger, weg, die ihr von Lieb' und Wein,
Dort wo beim Faunentanz die wilde Flöte schallet,
Auf feiler Frynen Schooß mit starrer Zunge lallet;
Entweiht den Namen nicht, der Engeln heilig ist,
Womit der Himmel selbst den Unerschaffnen grüßt;
Den Namen, dessen Macht die bessern Welten ehren,
Und dessen Wunder uns einst Ewigkeiten lehren!

Die schönsten Bündnisse, die unsre Seele kennt,
Die keusche Flamme, die durch Hymens Fackel brennt,
Der holden Sippschaft Quell, die mächt'gen Sympathieen,
Wodurch sich wechselsweis verwandte Seelen ziehen;
Du, Freundschaft, süßer Trost des Lebens, das von dir
Erst seinen Reiz empfängt, und Sicherheit und Zier;
Die höh're Liebe selbst, womit wir im Verlangen
Das menschliche Geschlecht und die Natur umfangen,
Sind nur ein Strahl von dir, den deines Anhauchs Macht
In unsrer kalten Brust, o Liebe, angefacht.

Man sieht, daß hier von der Liebe in einem ganz andern, als dem gemeinen, Sinne die Rede ist. Nur in diesem höheren Sinne konnte sie der Jüngling denken und fühlen, der kurze Zeit darauf dem

System eines reizenden Verführers in seinem Anti-Ovid eine Theorie von der Liebe entgegenstellte, wie sie allein aus der Quelle eines reinen Gemüths entspringen kann. Im Vorgefühl dieser Liebe ruft er da aus:

Wie glücklich seyd ihr, die ihr liebt,
So fern ihr euer Glücke kennet!
Ihr habt, wonach umsonst die Menge rennet,
Und was kein Wurf des Zufalls gibt.
Euch fließen die genoßnen Stunden,
Jedwede schön und satt an Lust;
Von euch wird an der Freundin Brust
Des Lebens Freude ganz, der Schmerz kaum halb
empfunden.

Doch soll der Liebe Glück, wie ihr, unsterblich seyn,
Soll sie mit euch in Welten übergehen,
Wo wir mit andern Augen sehen,
Wo uns der Erde Größen klein,
Und tausend Wünsche kindisch scheinen,
Um die wir hier so oft, wenn sie uns fehlen, weinen;
So läutert stets die Lust, die ihr genießt,
Und macht sie geistiger. O wie entzückend ist
Die Wollust, die kein Sklav der Sinne kennet,
Wenn uns harmonischer erhabner Triebe voll,
In jedem Blick der Seelen Gleichlaut rühret!
Indem der Tugend Weg uns holde Weisheit führet!

Zwar der begehrt von uns zu viel,
Der bei lebend'gem Leib uns zu Intelligenzen
Erheben will. Das feinere Gefühl
Des Schönen schwebt in beider Welten Grenzen.
Die Reize, deren süße Macht
Der Weise selbst erfährt, der schlanken Glieder Pracht,
Die Augen, die so rührend glänzen,
Der Rosenmund, der so bezaubernd lacht,
Sind darum nicht so schön, daß wir sie stoisch fliehen!
Wer schuf die Trieb' uns an, die uns so mächtig ziehen?
Hat die Natur, die nichts vergebens macht,
Uns durch des Weibes Reiz nur Schlingen legen wollen?
Und ist's, damit wir stracks die Augen schließen sollen,
Daß diesem Zauber alles weicht,
Und das geliebte Weib uns eine Göttin däucht?

Doch wie viel schöner als die Rosen frischer Wangen,
Und Lilien, die auf der Haut nur prangen,
Ist eine Seele, die der Glanz der Unschuld schmückt!
Ein aufgeklärter Geist, von Irrthum unbefangen,
Ein Witz, so ungeschminkt als ihre Rosenwangen,
Der nie verwundet, stets entzückt;
Und eine Tugend, die gleich weit
Von Schwäche wie von Sprödigkeit,

Die Frucht des Herzens ist, das sie aus Neigung übt,
Und allem, was sie thut, den schönsten Anstand gibt!

O! keine Schönheit, die, der Erd' entsprossen,
Sich wieder in sie senket, gleicht
Der Seele, die von geist'ge[illegible] Licht umflossen,
Voll himmlischer Begier der Unterwelt entfleucht,
Und wie auf mächt'gen Engelsflügeln
Auf göttlichen Gedanken sich erhebt!
Was ist dem Herzen gleich, worin der Himmel lebt?
Was einem Geist, in dem sich höh'rе Geister spiegeln?

Zu diesem Ziel auf deinem Rosenpfad
Durch diese Welt uns sanft empor zu heben,
Und uns von jenem wahren Leben,
Das uns erwartet, wenn des Erdlaufs schweres Rad
Einst umgeschwungen ist, ein Vorgefühl zu geben,
Worin das Herz befriedigt ruht;
Den herben Erdgeschmack des Lebens, wo wir büßen,
Vielleicht für alte Schuld, dem Guten zu versüßen,
Zu heitern unsern Weg, zu stärken unsern Muth,
Zu läutern unsern Sinn in deiner heil'gen Glut,
Und, wenn wir kindlich nur von dir uns führen ließen,
Dein ew'ges Wonnereich uns allen aufzuschließen,
O Liebe, dies, dies ist dein höchster Ruhm;
Dazu, o Göttliche, entstiegst du jenen Sphären,

Worin in deinem Licht die Geister sich verklären,
Und wähltest unsre Brust zu deinem Heiligthum.
Wir wallen hier, aus unserm Ursprungsstande
Herabgestürzt, in einem fremden Lande,
Und selbst der Sinnensklav, von schnöder Lust getäuscht,
Er suchte Dich, — du bist's, die seine Sehnsucht heischt.
Wozu, Betrogner, dich ermatten
Mit dieser wilden Jagd nach einem falschen Ziel,
Das immer weicht? So schnappt der Hund im Nil
Mit leerem Mund nach einem Wasserschatten.
Das Zaubermahl, womit die Wollust speißt,
Läßt ewig leer dein Herz, und tödtet deinen Geist.

Wohl uns! die mit entwölkten Sinnen
Des Lebens Lauf an deiner Hand beginnen,
Urania! — O bleib' auch mir, bis zum Beschluß,
Was du mir immer warst, mein guter Genius!

Wer diese Stellen erwogen hat, bedarf wol keines Kommentars zu unsern Allegorien, denn wie sollte er nicht zum Anti-Ovid diesen holden, aber sinnend ernsten, Amor, der in der Rechten den mit einem Rosenkranz umwundenen Pfeil erdwärts, in der Linken aber himmelwärts den Lilienstengel hält, sogleich selbst zu erklären wissen? Zwar schweigt dieser himmlische Genius; aber, so wie er da vor uns steht, ist's nicht als riefe er uns aufs vernehmlichste zu:

Viel schöner als die Rosen frischer Wangen,
Und Lilien, die auf der Haut nur prangen,
Ist eine Seele, die der Glanz der Unschuld schmückt?

Das strahlende Licht von oben ist bei diesem Amor so unentbehrlich als auf dem andern Blatte, bei Urania, der Göttin der himmlischen Liebe, die aus lichteren Regionen auf den Fittigen von Liebesgöttern und Zephyrs, vor denen die düsteren die Erde umhüllenden Schatten fliehen, herabgetragen wird zur Erde, wo unter ihrem Fuß ein Frühling aufblüht. Wie sie so mild auf Psyche herabblickt und den Arm weihend über sie ausstreckt! Der rechte Augenblick für die Weihe zum Höheren ist da. Unangefochten von roher Begier und wilder Leidenschaft, — denn der Löwe, dies Sinnbild der Stärke des Materiellen, liegt gebändigt da, — sitzt Psyche, sinnend über die Rosen, mit denen die irdische Liebe das dunkle Erdenleben verschönert, die ihr aber doch nicht für immer genügen sollten. Die Ahnung davon ist eben in ihrer Seele aufgegangen, und dies war der Augenblick, wo Urania weihend ihr sich nahen konnte. Psyche fühlt ihre Nähe; sie steht an dem Ziele, zu welchem der Rosenpfad der Liebe durch diese Welt führen soll; sie hat das Vorgefühl jenes reineren Lebens, worin das Herz befriedigt ruht: und während einer der himmlischen Amorn hinauf nach dem Lichte zeigend ihre höhere Bestimmung an-

deutet, breitet der andre wie mit Sehnsucht den Arm nach ihr aus.

Diese Psyche ist nicht mehr jene, wie sie war,
da sie aus den Händen
Der Mutter Isis kam; noch ungebildet zwar,
Doch voller Stoff. Sie auszubilden war
Der Musen Amt, sie zu vollenden
Der Grazien. — Was fehlt zur Göttin ihr?
Der Götter Glück. Auch dies ihr zuzuwenden,
Gebührt allein, o Gott der Liebe, dir!

Auch ihr wird es ergehen wie jener Psyche des schönen Milesischen Märchens, wenn sie an einem neuen schöneren Orte, unwissend wie sie dahin gekommen, sich nun finden wird.

Sie dreht mit zweifelhaften Blicken
Sich schüchtern um, und fragt sich ob sie wacht?
„Träumt' ich bisher? — Vor wenig Augenblicken
Wo war ich da? — Nicht hier! — In Hirtentracht
Schien mir die Hand ein Liebesgott zu drücken.
Es war ein Traum! — und doch — Nein, nein,
Es kann kein Traum gewesen seyn!"

Allein genug; denn es wäre nicht rathsam, mit der Erklärung weiter zu gehen. Die Allegorie gewährt durch das Verhüllte einen immer neuen Reiz, und es muß jedem selbst zu suchen und zu finden etwas übrig bleiben.

Dagegen dürfte einem Zweifel zu begegnen seyn. „Mag seyn, sagt vielleicht Mancher, daß diese Allegorien die Ansicht Wielands von der Liebe, wie sie in den Gedichten seiner Jugend sich zeigt, vollkommen treu darstellen: wie man aber sagen könne, daß sie zugleich für den größten Theil seiner Gedichte, gerade in dieser Hinsicht, sehr charakteristisch seyn sollen, das ist uns unbegreiflich." Vielleicht, daß es Manchem wenigstens begreiflicher geworden wäre, wenn Wieland sein allegorisches Gedicht Psyche, aus welchem die obigen Stellen entlehnt sind, nicht unvollendet gelassen hätte. Wie sehr auch in Ton und Manier von den Gedichten seiner Jugend verschieden, war doch der Zweck derselbe, und diese poetische Naturgeschichte der Seele würde klar erwiesen haben, daß auch Wieland im Scherz wie im Ernste derselbe war. Da nun aber von jenem Gedichte nur Bruchstücke vorhanden sind, so ist die Entscheidung allerdings schwieriger geworden, und es bleibt kein andres Mittel dazu übrig, wie jeder, der nicht blos vor- oder nachurtheilen will, zugestehen wird, als daß wir erst die Bruchstücke davon, die in andre Gedichte Wielands übergegangen sind, zusammen nehmen, und dann — selbst urtheilen. Dies gebietet die Tugend der Gerechtigkeit, die überall unter den Kardinal-Tugenden obenan steht. Ist man diese gegen jeden zu üben verpflichtet, wie viel mehr nicht gegen den Mann, der mit Wahr-

heit von sich sagte: „Ich, der sich allem was Mensch heißt so nahe verwandt fühlt, kann auch nicht dem unbedeutendsten Erdensohne, der vor dreitausend Jahren in Kappadozia, Pontus und Asia gelebt hat, Unrecht thun sehen, ohne daß sich meine Eingeweide bewegen, und ohne in Versuchung zu gerathen, mich seiner anzunehmen."

Augenscheinlich ist allerdings der Abstich, welchen Wielands spätere Gedichte mit seinen früheren machen. Selbst unter seinen früheren aber ist ein Unterschied bemerklich, denn ein anderer ist der sich selbst überlassene Wieland zu Tübingen, und ein anderer der, der zu Zürich in jugendlicher Verehrung der Richtung Bodmers folgte. Seine Gedichte haben da einen mehr religiösen Charakter, und die meisten auch Gegenstände der christlichen Religion zum Inhalt. Unter andern ward er von Bodmer auch veranlaßt, sich aus der hebräischen Patriarchenwelt einen Gegenstand zu poetischer Behandlung zu wählen, und er wählte

III.

die Prüfung Abrahams

aus deren drittem Gesange hier der Künstler eine Scene gewählt hat, die, als allgemein bekannt, einer Erklärung nicht bedarf.

Wer kennt nicht den geheimen Zusammenhang, der, in den zartesten Seelen am stärksten, zwischen den Gefühlen der Liebe und den religiösen Gefühlen statt findet? Nicht selten entspringt aus diesem verborgenen Grunde, heller oder trüber, die Quelle der Mystik, durch deren magische Wirkung das ganze Gemüth in den dunklen Zustand des Ahnens und Sehnens versinkt und sich darin wie in dem Halbtraume einer stillen milden Dämmerung so wohl gefällt. Unglück und Abspannung der Seele, als natürliche Folge früherer Ueberreizung derselben, begünstigen hauptsächlich jene Gemüthsstimmung, worin der Mensch manchen seltsamen Täuschungen unterliegt. Der größten eine von diesen ist ohne Zweifel die, worein die Liebe verlockt, wenn durch die Phantasie die Unterschiede dessen, was Himmlisch und was Irdisch an ihr ist, verschwinden. Wie das sinnliche Gefühl in das religiöse, so mischt sich dann nur allzuleicht auch das religiöse Gefühl in das sinnliche, dem sich der Mensch, je unschuldiger um so mehr, verdachtlos überläßt, in beglückender Schwärmerei nicht ahnend, wie wenig ungemein das sey, wodurch er über alles Gemeine sich so erhaben dünkt, daß er mit stolzer Verachtung darauf herabblickt. Kann er sich weniger dünken als einen halben Engel?

In dieser Stimmung und in dieser Täuschung befand sich Wieland mehrere Jahre lang in Zürich. Unglücklich hatte seine erste Liebe geendet, an mehrfa-

cher Seelenüberreizung fehlte es nicht, die Eindrücke der Kindheit wirkten mächtig in der Gegenwart nach, in welcher er eine unbefriedigte Leere des Herzens schmerzlich fühlte; er mußte Mystiker werden. Der junge Mystiker blieb aber nicht ohne mannichfaltige Theilnahme zärtlicher weiblicher Seelen, mit denen er sympathisiren konnte, und sah einen kleinen Harem um sich versammelt, in welchem er als Apostel der Platonischen Liebe auftrat, die, wie man weiß, am besten auf den Zustand der Engel vorbereitet. Man hing an den Lippen des begeisterten Redners, und wie sehr dieser auch Engel war, so mangelte es ihm doch nicht an einer kleinen Eitelkeit, die sich dadurch geschmeichelt fühlte. Dadurch war es so weit gekommen, daß es nur von ihm abhing, der Stifter einer Sekte zu werden, wozu es ihm damals wenigstens nicht an der Eigenschaft der Schwärmerei fehlte. Wer weiß, wie weit es gediehen wäre ohne ein kleines Ereigniß, welches ihn über seinen wahren Zustand bedenklich machte, und deshalb hier erwähnt werden muß.

Sein Platonischer Harem enthielt fast lauter Engel, die zwar nicht durch die frischeste Jugendblüthe reizten, aber deren Verkörperung doch gerade noch Reize genug besaß, um die schöne Seele dahinter nicht ohne Wohlgefallen zu betrachten. Einer dieser schönen Seelen, welche seit ihrer Einkerkerung in den Körper vierzig Jahre zählte, hatte er den Namen Aspasia gegeben. Wenn ich nun sage, daß er in

seinem kleineren Gedicht Aspasia oder die platonische Liebe dieselbe Aspasia, unter dem Magus Alkahest aber sich selbst geschildert hat; so kennt man eigentlich jenes Ereigniß schon. Wieland-Alkahest

Es war in seiner Art
Ein seltner Mann, wiewohl noch ohne Bart,
Von Ansehn jung, doch altklug an Betragen;
An Unschuld ein Kombab;
Bei Damen, denen er sehr gern Besuche gab,
Kalt wie ein Bild von Alabaster;
Doch seelvoll, wie ein Geist in einem Luftgewand,
Und mit dem unsichtbaren Land
Beinahe mehr als unsrer Welt bekannt;
Mit Einem Wort: ein zweiter Zoroaster.

Er unternahm es, Aspasien den Blick in die Welt der Geister und Ideen zu eröffnen, wozu sie auf eigne Weise mußte sehen lernen.

Nachdem in weniger als einem Vierteljahr
Ihr diese Art zu sehn geläufig war:
Nun war es Zeit zu höhern Lehren!
Nun wieß ihr Alkahest die edle Kunst — zum Sehn
Der Augen gänzlich zu entbehren.
Nothwendig mußte dies ein wenig langsam gehn.
Erst sah sie — nichts. Doch nur getrost und immer

Hineingeguckt! Schon zeigt ich weiß nicht welcher
Schimmer
Von ferne sich. Was kann ein fester Vorsatz nicht!
Zusehens öfnet sich ihr innerlich Gesicht
Dem nicht mehr blendenden unkörperlichen Licht,
Dem Element ätherischer Geschöpfe!

Wie sich erwarten läßt, ging es mit diesem Sehen des Unsichtbaren immer besser und besser, und wie man nur erst Geister gesehen hatte, ging man, nun auch an das Geschäft der eignen Entkörperung, worin man ebenfalls ganz gute Fortschritte machte bis der — Mondschein dazwischen kam.

Der Mondschein hat dies eigen, wie uns däucht,
Er scheinet uns die Welt der Geister aufzu-
schließen:
Man fühlt sich federleicht,
Und glaubt in Luft dahin zu fließen;
Der Schlummer der Natur hält rings um uns herum
Aus Ehrfurcht alle Wesen stumm,
Und aus den Formen, die im zweifelhaften Schatten
Gar sonderbar sich mischen, wandeln, gatten,
Schafft unvermerkt der Geist sich ein Elysium.
Die Werktagswelt verschwindt. Ein wollustreiches
Sehnen
Schwellt sanft das Herz. Befreit von irdischer Begier
Erhebt die Seele sich zum wesentlichen Schönen,
Und hohe Ahnungen entwickeln sich in ihr.

Es sey nun was ihr wollt, — denn hier es zu
entscheiden
Ist nicht der Ort, — es sey ein süßer Selbstbetrug,
Es sey Realität, es sey vermischt aus beiden,
Was diesen Seelenstand so reizend macht, — genug,
Ein Schwärmer, der in diesem Stande
Mit einer Schwärmerin, wenn alles dämmernd, still
Und einsam um ihn ist, platonisiren will,
Gleicht einem, der bei dunkler Nacht am Rande
Des steilsten Abgrunds schläft. Auch hier macht
Ort und Zeit
Und Er und Sie sehr vielen Unterscheid.

Ganz so vollständig, als von den Personen des Gedichts zu vermuthen ist, machten die wirklichen Personen die Erfahrung von der Gefahr nicht, in die man sich stürzt, wenn man in den Entzückungen der Geisterliebe gar nicht wahrnimmt, welche Rolle der unbemerkte Leib dabei spielt: allein wie, wenn die Zürcherische Aspasia zwar klug genug gewesen wäre, — wie sie dies denn war, — den Ausgang vorauszusehen, zugleich aber in ihrem Wittwenstande so wenig priesterlich, daß sie in den Netzen ihrer Klugheit die unbefangene Unerfahrenheit des nichts argwohnenden Jünglings zu ihrem Vortheil zu fangen sich kein Bedenken gemacht hätte? Die Augen wären ihm dann zwar auch geöfnet worden, aber nur durch den Verlust seiner Unschuld.

Kaum waren die Augen ihm, glücklich genug, geöfnet, als er über seinen Zustand mit sich zu Rathe ging. Der bald gewonnenen Ueberzeugung, daß er aus falscher Ansicht an einen gefährlichen Abgrund verirrt sey, folgte der Entschluß, nun vor allen Dingen die Kunst zu erlernen, wie man mit eignen Augen richtig sehe, eine Kunst, die etwas schwerer ist, als sie manchem scheinen mag. Zu diesem Behuf begab er sich neuerdings in die Sokratische Schule, die vielleicht unter allen von dem Geheimniß jener Kunst am meisten besaß. Gegen einen Lehrer aus derselben war er indeß mistrauisch geworden, was freilich eben so viel des Schülers als des Lehrers Schuld seyn konnte. Hatte er aber Platon misverstanden oder gerade von der Seite aufgefaßt, von welcher er nicht aufgefaßt werden sollte, so erging es ihm, wie es Tausenden vor ihm ergangen ist und Tausenden nach ihm noch ergeht. Genug, er wendete mehr und mehr von dem misverstandenen Platon sich ab, und in eben dem Grade Xenophon zu, den man nicht misverstehen kann. Echt sokratische Weisheit wurde nun das Ziel seines eifrigsten Strebens. Wie ernst es ihm darum zu thun war, beweist der Umstand, daß er damit anfing, sich in der Selbsterkenntniß zu befestigen; denn daß diese Absicht bei seiner Bearbeitung der Xenophontischen Erzählung von Araspes und Panthea zum Grunde liegt, ist nicht zu verkennen. Wiewohl er nun aber, je wei-

ter er an Xenophons Hand vorwärts nach seinem Ziele schritt, um so nüchterner und besonnener über sich selbst und die menschlichen Angelegenheiten überhaupt urtheilen lernte, so war es ihm doch unmöglich, nicht auch jetzt noch hinaufzublicken nach der Höhe der Ideale, in denen er stets so sehr sich gefallen hatte, und in denen der Mensch sich gefallen soll, damit er nicht in Gemeinheit versinke. Nicht aber mehr dahin wendete er den Blick, wo es zweifelhaft bleibt, ob in dem allzufernen Blau sich ein Gipfel zeigt oder eine Wolke täuscht, sondern dahin, wo in voller Klarheit des Lichtes der Gipfel deutlich erkennbar war; er hatte die Ideale übermenschlicher Vollkommenheit aufgegeben, aber nicht ein Ideal echter Menschlichkeit.

Die Veranlassung, ein solches in immer festeren Umrissen sich auszubilden, gab ihm seines jetzigen Führers philosophischer Roman, die Cyropädie. Immer stärker wurde Wielands Neigung für den Helden dieses historischen Romans, und mit inniger Liebe bildete er sich Cyrus zu einem Heros der Menschheit aus. Die Wünsche seines Geistes, die Gefühle seines Herzens regten auch seine Einbildungskraft mächtiger auf, Cyrus erschien ihm als der würdigste Held für ein Heldengedicht, eben weil er ein Held der Menschheit sey, und er fühlte sich begeistert für den Plan, ihn als solchen auch darzustellen. Des Beistandes einer Muse zu seinem, wenn gleich als

schwierig anerkannten, Werke fühlte er sich unbedürftig, und rief daher auch, nach sonstiger Sitte der epischen Dichter, keine an. Wenn aber bei andern die Anrufung der Muse nur eine Grimasse ist, so floß dagegen bei ihm, was er an deren Stelle setzte, aus voller Seele:

Dich, o Wahrheit, dich ruf' ich aus deiner glänzenden Sphäre,
Mutter der schönen Natur, zu meinen Gesängen herunter!
Wenn in der Morgenröthe des Lebens mein wankender Fuß schon
Einsam die Pfade bestieg, die zu deinem Tempel sich winden;
Wenn mein Gesang dir immer geweiht war, so höre mich, Göttin,
Jetzt, da mein Geist von mehr als Liebe zu flüchtigem Nachruhm,
Da er von Liebe der Tugend entbrannt, in sichtbarer Schönheit
Ihre Gestalt dem Menschengeschlecht zu entwerfen gelüstet.
Zeig', o zeige sie mir, in ihrer Grazien Mitte,
Jene sittliche Venus, die einst dein Xenophon kannte,
Und dein Aschley *) mit ihm, die Mutter des geistigen Schönen.

*) Shaftesbury.

Und Ihr, höret mich, Freunde der unentheiligten
Musen
Und der Tugend, vor andern Ihr künftigen
Herrscher der Völker,
Deren jugendlich Herz die Gewalt der Wahrheit
noch fühlet:
Hört mich, und lernt von Cyrus die wahre Größe
der Helden!

IV.

Cyrus auf dem Schlachtfelde.

Als Cyrus, zum Jüngling aufblühend, am Medischen Hofe bei Astyages sah, in welcher Ueppigkeit man das Leben verschwelgte, uneingedenk der heiligen Pflichten, die man hätte erfüllen sollen, da ergötzte sich oft sein wünschendes Herz mit Träumen einer bessern Zukunft. Ihn selbst läßt der Dichter von jener Zeit sagen:

— — — — Wie kann ein denkendes Wesen,
Dacht' ich, sich in den Zirkel der Sinne, ins thierische Leben
Selber verbannen? die süßesten Freuden sich selber
misgönnen,
Die dem Menschen vom Staub zum Rang der Geister erhöhen?

Wie die Gewalt, im weitesten Kreise den Enkeln der Enkel
Gutes zu thun, ein Schöpfer, ein Vater der Völker zu werden,
Ungebraucht lassen? Wie kann er vergessen, — erinnert nicht täglich
Jedes Bedürfniß ihn dran, — daß auch ein Weib ihn geboren?
Daß er ein Mensch ist, wie sie, auf die er als Sklaven herabsieht?
Daß die Geburt nicht Könige macht; daß höhere Tugend,
Höhere Weisheit nur, nicht Thronen, nicht Diadem ihn
Ueber die Völker erhöhn? — O hätt' ich, so wallte mein Herz dann
Oft in feurigen Wünschen empor, o hätt' ich die Allmacht
Eines Königs, wie sollte mein Herz mir Freuden erfinden!

Die Vorsehung hatte ihn nun auf den Thron gesetzt; sein Wille war noch derselbe, sein Herz noch unverändert, allein die Umstände waren dem entgegen, was beide heischten; er mußte sich zu Krieg entschließen. Die Ursache dazu mußte nicht blos dringend, sie mußte auch gerecht seyn.

Cyrus ging nicht, vom Geist des unmenschlichen Stolzes getrieben,
Freie Völker in Bande zu werfen, nicht blühende Städte,
Goldne Tempel der Künste des Friedens, in Asche zu legen,
Nicht die Erde zum einsamen Grabe, zur Urne des Staubes
Ihrer Erwürgten zu machen. Dich rief des Vaterlands Stimme,
Göttlicher! auf, dich rief das Wimmern des zärtlichen Säuglings
An der bebenden Brust, die Unschuld der Jungfrau, der Mütter
Heilige Keuschheit, der Knabe, der schon zur Tugend des Vaters
Seinem Vaterland wuchs, die zitternde Stimme des Greises,
Rief dich, o Held, ins eiserne Feld! Vor schnöder Entehrung
Und vor sklavischen Fesseln die Freigebornen zu schützen,
Eilst du getrost den Tyrannen entgegen, ein schützender Engel!

Die Schlacht ist vorüber, und als Sieger stellt unser Blatt den Helden auf dem Schlachtfelde dar. — „Als Sieger? — Man sollte meinen, er sey ver-

wundet und im Begriff zu sinken.“ — Freilich wol ist dies nicht die Miene und die Haltung, die man sonst von einem Sieger erwartet, allein der Dichter hat auch keinen gewöhnlichen Sieger darstellen wollen und können. Ob nicht gleichwohl einen andern, als uns das Bild zeigt, beurtheile der Leser selbst. Hier ist des Dichters Schilderung.

— — Nur Cyrus bleibet noch einsam
Auf dem Schauplatz des Todes zurück. Mit trauernden Blicken
Sieht er sich um und seufzt, und stille Thränen, von Engeln
Aufgefasset, entschleichen den braunen Wangen des Siegers.
Schauernd, mit bleicher Stirn, von der der Heldenschweiß träufelt,
Steht er und schaut umher, vergißt des Sieges und jammert
In sich selber verhüllt. Itzt wollten in heiligem Zorne
Seine Lippen sich öfnen, dem Ungerechten zu fluchen,
Dessen versöhnendes Blut itzt mit dem Blute der Opfer
Seines unseligen Stolzes sich mischte. Doch faßt' er sich plötzlich
Wieder, und schwieg, und sah mit tiefen Blicken gen Himmel
Und mit gefaltetem Arm. — „O Vater der Götter und Menschen,

Schaue herab! — O laß die bessern tröstenden Tage
Eilen, die Wiederbringer der Ruh und der friedsamen Ordnung,
Ganz dem heil'gen Geschäfte, die Menschen glücklich zu machen,
Ganz dem Frieden geweiht! —
Aber noch sind sie fern. Dein unerforschliches Schicksal
Fordert noch Blut. Noch ruft der Tugenden schwerste, der Pflichten
Strengste mich auf." — So denkt er, und steht in traurigem Tiefsinn
Und in Wehmuth versenkt.

Wer könnte aber erwarten, daß dieser Held in eine schlaffe Empfindelei versinken werde? Die redliche Sache, die ihm vor der Schlacht so große Sicherheit gab, mußte auch nach derselben ihn bald wieder erheben, und er mußte sich dessen erinnern, was er so wahr gesagt hatte:

Der die Schickungen lenkt, hat weislich die Scenen der Zukunft
Vor uns verhüllt. Sie würden uns, zög' er den Vorhang zurücke,
Bald mit Uebermuth schwellen, und bald zu Zagheit entnerven.
Uns ist im engen Kreise der gegenwärtigen Stunde
Unsre Arbeit vom Himmel bestimmt. Uns, Freunde, gebührt es,

Daß wir, für den Erfolg — das Werk unsichtbarer
Hände —
Unbesorgt, selbst den Weg zur bessern Zukunft uns
öfnen.

Wie Cyrus diesen Weg sich selbst und seinem Volke geöfnet habe, dies hat uns der Dichter nicht berichtet, denn aus mehreren Ursachen ließ er dieses Heldengedicht unvollendet. Es ist indeß kein Zweifel, daß wir Cyrus, nach erkämpftem Frieden, als Vater des Vaterlandes und an seiner Regierung eine Monarchie erblickt haben würden, die sich einem idealischen Zustande derselben möglichst angenähert hätte. Das ernste Studium, welches Wieland damals aus der Politik machte, stand zunächst in Beziehung auf seinen Cyrus, diente aber auch nicht wenig, um seinem Geiste eine, der bisherigen fast entgegengesetzte, Richtung zu geben.

Eine der Ursachen, warum Cyrus unvollendet blieb, war Wielands Abgang von Zürich nach Bern, wo aber weder Politik noch Geschichte, weder Xenophon noch Cyrus, ihn vor einem starken Rückfall in sein Seelenfieber zu bewahren vermochten. Er hatte hier ein Liebesabenteuer von ziemlich sonderbarer Art, wodurch die Erfahrungen, die er bisher von der Liebe gemacht, um eine vermehrt werden sollten, die in ih-

ren Folgen sehr wichtig für sein Leben und Dichten wurde. Er lernte ein Mädchen kennen, das auch als eine Freundin Rousseau's Ruf erhalten hat, und dies Mädchen war ihm bei der ersten Bekanntschaft widerwärtig, unausstehlich. Nicht lange, so konnte er gegen sie so gerecht seyn, sie geistreich zu finden, dann fand er ihren Umgang sehr interessant, konnte ihn bald darauf nicht entbehren, begriff nun gar nicht, wie er so blödsinnig habe seyn können, etwas Widerwärtiges an einem Geschöpf zu finden, daß an Geist und Herz so ausgezeichnet, ja selbst reizend war, und endigte damit, eine schwärmerische Liebe für sie zu fühlen, in die er sich immer tiefer hinein phantasirte. Das Verhältniß zwischen beiden war etwas wunderlich. Sie wollte von nichts als von Freundschaft hören, die jedoch den Superlativ erreichen konnte, Er, dem eben Karl Grandison den Kopf anfüllte, fügte sich diesem, ohne jedoch darum weniger an das — Heirathen zu denken, zu welchem Behuf er allerhand Plane zu einem festen Etablissement ersann, wodurch ein Hausstand und eine Familie gesichert werden könnten.

Mitten in seinen schönen Träumen ward er von einem Rufe nach Biberach überrascht, den er jedoch mehr um die Wünsche seiner daselbst lebenden Eltern nicht unbefriedigt zu lassen, als aus eigner Neigung, annahm.

Zwei Jahre voll Verdrusses verlebte er im Kampfe mit Parteisucht und Prozessen, bis er als wohlbestallter Kanzleidirektor der kleinen Republik eingeführt werden konnte, gedrückt von Arbeiten, die seinem regen Geiste keinen freien Spielraum ließen, der Phantasie die Flügel lähmten, und ihn unaufhörlich in die gemeine Wirklichkeit hineinrissen, in welcher er selbst nicht mehr gehoben wurde durch die Begeisterung der Liebe, weil in dieser Zeit auch das Verhältniß mit seiner Geliebten in Bern sich aufgelößt hatte. Fürwahr es wäre kein Wunder gewesen, wenn seine Befürchtung eingetroffen wäre, daß er auch der einzigen treuen Geliebten seiner Jugend, der Poesie, werde Lebewohl sagen müssen. Diese Trennung war jedoch unmöglich, denn die Worte, welche Göthe dem Tasso in den Mund gelegt hat:

Wenn ich nicht dichten und nicht denken soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr,

waren gewiß niemals auf jemand anwendbarer als auf Wieland. Oft besuchte ihn die Muse, wenn er unter staubigen Aktenbündeln vergraben war, und für ihn gab es keine arbeitsfreie Stunde, wo er freiwillig seine Erholung und Unterhaltung anderswo gesucht hätte als bei ihr.

„Aber! — aber! —" — So rief bedenklich ein Freund aus, der diese Kupfersammlung betrachtet und das bis hieher Geschriebene gelesen hatte — „ei-

nige Blätter, die hier vor uns liegen, erregen den Verdacht, diese Muse sey etwas leichtfertiger Natur gewesen."

V.

N a d i n e.

„Diese Nadine, von welcher Muse kann sie eingegeben seyn? — Welche Situazion! Welche Scene! — Ein Wölkchen vom dünnsten Silberflor läßt den Mond nur einen Seitenblick auf ein Rosengebüsch thun, worin Nadine, umflattert von Liebesgöttern und Freuden, mit Amynt koset, bis ein junger dreister Scherz, — den der Künstler wol mit Recht in einen buhlerischen Schmetterling verwandelt hat, —"

— Veranlassung gibt so weit zu verlocken als noch jeder dreiste Scherz gethan hat, wenn er nicht gleich anfangs gehörig zurückgewiesen wurde. Sie sehen, wie leicht sich hinzusetzen ließe, diese Fabel lehrt also, daß junge Mädchen, wenn sie lieben, keinen dreisten Scherz dürfen passiren lassen, am wenigsten bei halbem Mondschein in einer Rosenlaube. Das wäre nun aber Scherz zu Scherz, den man sich gegen einen ernsten Mann nicht erlauben darf, es wäre denn, daß er für alle andre die Naivetät, als einen Mantel der Liebe, bereit hielte und nur für Wieland nicht. Genug, ich gebe Ihnen das muth-

willigste aller Wielandischen Gedichte Preis, aber nur darum nicht auch den Dichter und — —

„Erlauben Sie," fuhr mein Freund fort, „daß ich Ihnen hier noch

VI.

das Urtheil des Paris

vorlege, denn es möchte doch wol einiges in dem Ausspruch ändern, den Sie vielleicht allzurasch zu thun im Begriff waren."

Nicht, daß ich wüßte, vielmehr könnte dieses gerade dienen, auf den richtigen Gesichtspunkt zur Betrachtung dieser Gedichte hinzuführen. Denn sagt nicht hier der Dichter ausdrücklich:

Wer kennt ihn nicht, den Spötter Lucian?
Wer bei ihn gähnt, der schnarchte wol am Busen
Cytherens beim Gesang der Musen.
Daß niemand feiner scherzen kann,
Daß er ein schöner Geist, ein Kenner,
Ein Weltmann war, gesteht ihm jeder ein;
Doch wünschen Tillemont und andre wackre Männer
Mit gutem Fug, er möchte frömmer seyn.
Was uns betrifft, die gern Sokratisch lachen,
Uns dient er oft zum wahren Aeskulap;

Er treibt die Blähungen der Seele sanft uns ab,
Und weiß die Kunst, mit Lächeln oder Lachen
Uns klüger oft, vergnügter stets zu machen:
Und das ist mehr, gesteht's, als mancher große Mann
In Folio und Quarto leisten kann.
Um euch aus ihm für diesmal zu erbauen,
Erzähl' ich euch den Streit der schönen Götterfrauen.

Was dürfte wol gegen eine solche Absicht mit Grunde einzuwenden seyn? Der Dichter behandelt einen Stoff, der in der Sage vorhanden und vor ihm von Dichtern behandelt und von Künstlern dargestellt worden ist, und wenn das Costume der Natur an drei Schönen etwas Anstößiges hat, so wird die Darstellung der bildenden Kunst —

„Nie anstößig seyn, denn die bildende Kunst hat stets etwas Keusches an sich, wie es der Künstler auch auf diesem Blatte hier wohl beobachtet hat, indem er weislich vorzog, statt sich streng an des Dichters Schilderung zu halten, lieber der Antike sich anzunähern."

Hüten Sie sich, aus Gerechtigkeit für die Plastik ungerecht gegen den Dichter und Maler zu werden, denn jede Kunst hat ihr Eigenthümliches, wodurch sie auf uns wirkt, und ihr etwas anderes anweisen, heißt sie aus ihrem Vortheil setzen. Beinahe scheint

es, als ob Ihnen bei dem Dichter das misfiele, was dem über die Schönheit der drei Göttinnen zum Richter gesetzten Paris so gefiel, als Juno allein vor ihm stand.

Ha, rief der Hirt, da sie so plötzlich sich beseelte,
Nun merk' ich erst, was Euer Gnaden fehlte!
Ich fühlt' es wol, und wußte doch nicht was?
Ich stand erstaunt, und blieb euch kalt wie Erde;
Nun seh' ich wol, es war nur das!
Jetzt sorg' ich nur, daß ich zu feurig werde.

„Ganz recht, das mein' ich, das! Wieland beruft sich auf Lucian, ich zweifle ob zu seinem Vortheil, denn in der Darstellung dieser Begebenheit bei Lucian ist dasselbe nicht dasselbe. Die drei Göttinnen kommen auch auf den Ida zu dem königlichen Hirtenknaben Paris, damit er der Schönsten von ihnen den goldenen Apfel als Preis des Sieges ertheile; jede von ihnen sucht ihn zu bestechen; jede unterwirft sich der Bedingung der Entkleidung, — kurz, es ist alles so und doch anders, denn nirgends vermiß' ich bei Luzian das Keusche der Antike."

Vergessen Sie nicht, daß Verschiedenheit der Absicht und der Darstellungsweise nothwendig einen Unterschied machen müssen. Lucians Darstellungsweise ist der Dialog, Wielands die Erzählung. In jenem kann nicht alles dargestellt werden, was sich in dieser darstellen läßt, und wenn der Dichter dort

Manches einer Person übertragen kann, so muß er es hier in eigner Person übernehmen, bei welcher man nur allzuleicht vergißt, daß seine eigne Person — eine Rolle spielen kann. Ist dies aber nicht, o wie häufig! der Fall bei dem komischen Satyriker? Wir werden also auch nicht übersehen dürfen, daß Wieland seine Erzählung — und ich nehme die zwei andern, dieser gleiche, mit hinzu, — ausdrücklich als Komische bezeichnet hat. Daß das Satyrische dabei im Hinterhalt ist, leidet keinen Zweifel. Wollen Sie nun sagen, auch Lucians Darstellung sey komisch-satyrisch, und doch so anders, so antworte ich, daß jede gerade so ist, wie sie ihrer Absicht nach seyn mußte. Lucian hatte blos die Absicht, die Ungereimtheiten in der damals noch geglaubten griechischen Götterlehre mit guter Manier — und der Dialog, der sich keine eigne Bemerkung erlaubt, paßte dazu vortrefflich, — so hinzustellen, daß ihre Ungereimtheit einleuchtender würde, und dies hatte ohne Zweifel für sein Publikum kein geringes Interesse, hat aber gar keins mehr für das unsrige. Wollte daher der neuere Dichter diesen Stoff behandeln, so mußte es in anderer Absicht geschehen, bei der wir ein Interesse haben konnten; und wie wäre dies anders möglich gewesen als dadurch, daß er jene griechisch-theologische Ungereimtheit für uns ins Menschliche übersetzt hätte?

„Ins Menschliche?"

Können Sie daran Anstoß nehmen? Es gibt des Menschlichen allerlei Art, und gewisse Menschlichkeiten haben sich nirgend so auffallend gezeigt, als an den Göttern der Erde, die sich an die Menschheit am ungernsten erinnern ließen. Nehmen Sie daraus selbst ab, von welcher Art das Menschliche seyn mußte, daß ich allein hier meinen kann. Weder in einer modern-idyllischen Unschuldswelt, (denn mit der antik-idyllischen Unschuldswelt will ich Ihnen nicht zu nahe treten,) noch in einer Welt moralischer Ideale wird es sich finden, aber gehört auch für diese beiden — das Komisch-Satyrische? Und will der Dichter, welcher dieses darstellt, in dem Dargestellten etwa Muster für uns aufstellen? Er will die Dinge nur schildern, wie er sie findet. Was kann Er dafür, daß sie nicht anders sind? Gleichen muß seine Schilderung doch dem Geschilderten; und wenn man sich darinn erkennt wie in einem Spiegel — —

„Dann heißt's wieder: haec fabula docet! Nichtwahr?“

Wenigstens wird es des Dichters Schuld nicht seyn, wenn nicht jeder so viel Betrachtungen darüber anstellt als Geiler von Kaisersberg über Sebastian Brants Narrenschiff.

„Wol auch über den Schluß dieser Erzählung, von welchem Lucian nicht eine Sylbe weiß?“

Mag Lucian davon wissen oder nicht, so werden Sie doch zugeben, daß die poetische Wahrscheinlichkeit ihn erfoderte, welche Lucian an Wielands Stelle vielleicht auch nicht verletzt hätte, in der seinigen aber verletzen mußte, weil er genöthigt war, sich strenger an die Sage zu binden. Er ist's indeß, welcher selbst diesen Schluß ganz nahe gelegt hat, denn wenn in der Schilderung des Paris gesagt wird, er sey „ein Dilettante und zugleich ein Kenner", so gehört Wielanden davon nichts als der feine komische Ausdruck. Was bei einem solchen aber für ein Ausgang zu erwarten war, liegt am Tage. — Doch, Ihr Tadel sollte ja nicht einen poetischen, sondern einen moralischen Fehler treffen. Hiegegen will ich mich gar nicht darauf berufen, daß die Scene in Phrygien liegt, und einer Zeit angehört, in welcher das, was Sie tadeln, nicht für einen moralischen Fehler galt. Ohne Zweifel ist dies bei uns anders: sollten Sie aber demungeachtet nie von Prinzen im neueren Europa gehört haben, die „um eine hübsche Nacht" nicht nur weiß der Himmel was alles aufopferten und vergaßen, sondern sogar aus Recht Unrecht und aus Unrecht Recht machten? O wahrhaftig, Prinz Paris ist noch lange nicht der schlimmste unter ihnen! Wenn nun aber, trotz aller unsrer Moral, Thatsachen bezeugen, es gibt auch solche — Menschlichkeiten, und Leute, die sich ungemein wohl darin gefal-

len, was in aller Welt soll denn der Dichter mit ihnen anfangen?

„Sie gar nicht schildern.“

Auch der komische, der satyrische und der komisch-satyrische Dichter nicht? — Das wäre doch wahrhaftig Schade, denn wir sind auf diese Weise gar oft hinter die Wahrheit gekommen, was Sie gewiß nicht werden leugnen wollen.

„Das kann ich freilich nicht. Verstecken Sie aber eine schlimme Sache nicht hinter die komisch-satyrische Poesie. Wird diese das billigen, was sie dem Tadel blos stellen will?“

Hat es Wieland gebilligt?

„Sagt er nicht ausdrücklich, der Entscheidungsgrund des Paris mache — dem Witz des Richters Ehre?“

Seinem Witze! — Ganz recht; der Dichter hat aus der Seele aller Parisse in der Welt gesprochen, sie mögen vom Geblüte oder ich weiß nicht von was sonst seyn. Diese werden unter Umständen sich ihres Witzes sogar rühmen, und müssen also doch voraussetzen, daß er ihnen Ehre mache. Es ist ein närrisch Ding um die Ehre, sie wird in gar vielerlei gesucht, auch in solchem, was gar nicht zur wahren Ehre gereicht. — Ich sehe hier also noch keine Spur von Billigung. Von der Tugend redet der Dichter nicht.

„Hm!“

Sie haben mir ein Blatt vorgelegt, um mich vor einem übereilten Urtheil zu warnen, und das verdient meine Erkenntlichkeit. Erlauben Sie wol, daß ich, um meinen Dank zu beweisen, Ihnen auch ein Blatt vorlege, welches aufmerksam darauf machen kann, wie Wieland wol gesprochen haben würde, wenn im Falle der Foderung — einer hübschen Nacht von Pflichten und von Tugend die Rede gewesen wäre?

„Geschehe, was Gerechtigkeit und Billigkeit erfodern."

Nun wohlan denn, so bitte ich Sie dieses zum 15ten Bande gehörige Kupfer zu betrachten.

VII.

Chärea.

Dieser Chärea war einer von den berühmten Glücklichen zu Korinth. Eines Tages kam er zu dem Cyniker Diogenes.

„Du bist müßig, Diogenes?" sagte Chärea.

Nach meiner Gewohnheit, — antwortete Diogenes.

„So setze ich mich zu dir."

Wenn du nichts bessers zu thun hast.

„Auf der Welt nichts, — außer daß ich auf dem Markte seyn sollte. Die Sache des armen Lamon

wird entschieden. Sein Vater war ein guter Freund unsers Hauses. Ich denke, er wird Mühe haben, seinen Feinden diesmal zu entwischen. Ich bedaure ihn. Ich hatte mir gestern vorgenommen, für ihn zu sprechen, — aber ich bin gar nicht aufgelegt. — —"

Nicht aufgelegt? Und Lamons Vater war ein Freund deines Hauses? — Und der arme Lamon ist in Gefahr?

„Wie ich dir sagte, mein Kopf ist heute zu nichts gut. Wir schmauseten gestern beim Klinias. Es währte die ganze Nacht durch. Wir hatten Wein der Götter, Tänzerinnen, Mimen, Philosophen, die sich erst zankten, hernach besoffen, hernach den Tänzerinnen — genug, wir hatten alles was zu einer vollständigen Kurzweil gehört. —"

Das ist alles ganz hübsch, wenn du willst, — aber der arme Lamon!

„Wer kann sich helfen? Er dauert mich, wie ich sage. Er ist ein ehrlicher Mann, — und hat eine tugendhafte Frau, — eine sehr tugendhafte Frau!"

Und eine schöne Frau vermuthlich?

„Sie kam gestern mir ihres Mannes Sache zu empfehlen. Sie hatte zwei Kinder, zwischen drei und fünf Jahren, bei sich, — liebliche kleine Geschöpfe. Sie war nicht sehr geputzt, aber ihre Gestalt und Miene überraschte mich. Sie warf sich mir zu Füßen; sie sprach mit Hitze für ihren Mann: — Es ist unmöglich, daß er schuldig seyn kann; er ist der ehr=

lichste Mann, der zärtlichste Vater, der beste Freund; gewiß, er kann nichts Unedles aus Vorsatz gethan haben; helfen Sie ihm, Sie können es. — Ich machte ihr Einwendungen: sie widerlegte mich. Ich stellte ihr die Schwierigkeiten vor, da er so viele Feinde hätte. — Er habe sie blos weil er mehr Verdienste als Vermögen habe, sagte sie. — Ich zuckte die Achseln. — Sie weinte, und die beiden artigen kleinen Geschöpfe fingen auch an, da sie ihre Mutter so heftig reden und weinen sahen, schlangen ihre kleinen Arme um ihre Kniee, und fragten sie ängstlich: Wird uns dieser Mann unsern Vater nicht wieder geben? — Ich versichre dich, die Scene war rührend; ich hätte funfzig Minen um einen guten Maler gegeben, der mir auf der Stelle ein Gemälde daraus gemacht hätte."

Wirklich? — Konntest du in jenem Augenblick einen solchen Gedanken haben?

„Ich versichere dich, Diogenes, es wäre des Geldes werth gewesen. In meinem Leben sah ich die Schönheit in keiner rührendern Gestalt. Ihr Busen schlug unter ihrem Halstuche so stark empor, daß ich ihn zu fühlen glaubte. Alles war Seele und Grazie an der reizenden Sirene. Ich sagte ihr: Madam, ich will das Möglichste versuchen; was würde man nicht für eine Frau unternehmen wie Sie sind? — Ich muß jetzt zu Klinias; er gibt diesen Abend ein Fest; aber ich will mich vor Mitternacht losreißen.

Kommen Sie um diese Zeit wieder; mein Kammerdiener soll Sie in mein Kabinet führen, und wir wollen dann auf ein Mittel denken, wie Ihrem Manne geholfen werden kann. Das Meiste wird von Ihnen selbst abhängen. — Kannst du dir einbilden, Diogenes, was die Närrin that? — Sie raffte sich mit einem Zorne, der sie noch zehnmal schöner machte, — ich hätte sie gleich dafür umarmen mögen, — vom Boden auf, eh' ich noch ausgeredet hatte, und ein verächtlicher Blick war ihre ganze Antwort. Ich winkte meinem Kammerdiener, und verließ sie. Ich kenne den Kerl; ich bin gewiß, daß er ihr alles sagte, was man sagen kann; aber sie wollte ihn nicht anhören. Kommt, meine Kinder, sagte sie, ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, indem sie die kleinen Geschöpfe an ihren Busen drückte; der Himmel wird für uns sorgen, — und wenn auch Er uns verläßt, so können wir sterben. — Du siehst, daß ich Ursache hatte, sie eine sehr tugendhafte Frau zu nennen."

Wie ich sehe, nur gar zu tugendhaft für die Erhaltung des armen Lamon! — O Chärea, Chärea — ist's möglich?

„Du bist in der Laune zu moralisiren, Diogenes! — Lebe wohl! Ich bin nicht aufgeräumt, wie ich dir sagte. Ich muß mich zerstreuen. — Willst du mit mir zur Chryallis gehen? — Mein Maler

nimmt das Modell zu einer Venus Kallipyga von ihr. Es wird ein trefliches Stück werden!"

Ich danke für diesmal. — Der arme Lamon und seine schöne tugendhafte Frau mit den zwei lieblichen Kindern hat sich meiner so sehr bemächtiget, daß ich zu nichts anderm gut bin. Dein Maler würde mir keinen Strich recht machen können, und könnte doch nichts dazu. — Gehe, Chärea, gehe und überlaß mich meinen einsamen Gedanken!

Nein — sagte Diogenes — ich will nicht denken; unsinnig müßt' ich werden, wenn ich in diesem Augenblick den Gedanken Gehör gäbe, die sich eindrängen wollen.

Er konnte sich aber des Gedankens an Lamon nicht entschlagen. Sollte er gerettet werden, so war keine Zeit zu verlieren. — Diogenes ging daher sogleich auf den Markt; und da er sah, daß Lamon seine eigne Sache schlecht führte, trat er selbst für ihn auf.

„Sie wollten Lärm machen, — so läßt Wieland den Diogenes weiter erzählen, — aber da half mir meine Brust; ich überschrie sie und fuhr fort. Ich sprach mit aller der Wärme, die mir die Idee der schönen Frau und der zwei lieblichen Kinder mitgetheilt hatte; ich schonte seine Feinde nicht, — und

die Richter bestach ich mit Anpreisung ihrer Frömmigkeit, ihrer Menschlichkeit, ihres Edelmuths, ihrer Unparteilichkeit, ihres Hasses gegen die Unterdrükkung. Ein Drittel von ihnen hatte noch Wangen, welche erröthen konnten. — Das feuerte mich an. — Ich verdoppelte meine Lobsprüche, und meine Zuversicht zu ihrer Billigkeit, zu ihrer Tugend; — ich brachte noch ein Drittel zum Erröthen. — Nun hatt' ich gewonnen! Ich vollendete meinen Sieg mit dem Gemälde der schönen Frau und der zwei kleinen Jungen, die ich zu ihren Füßen hinwarf und für ihren ehrlichen Vater bitten ließ. — Lamon wurde losgesprochen. Ich schlich mich im Tumulte davon, und da bin ich wieder!

„Wie schön der Abend ist! Wie heiter, wie lachend die ganze Natur! Ich bin mit mir selbst zufrieden, ich habe dem Rufe der Menschlichkeit gefolgt. Ich habe die Freude wieder in die schönen Augen der tugendhaften Frau und in die kleinen Herzen ihrer armen Kinder gebracht. Wie süß werden ihre Umarmungen seyn! — Ich genieße sie, ohne sie zu sehen.

„Und wer ist nun an diesem Abend glücklich? — Chärea, Klinias, Midas, Sardanapalus, Krösus, — oder ich?

Erst einige Minuten darauf, nachdem ich geendet hatte, unterbrach mein Freund und Gegner sein Schweigen. „Ein schönes Gemälde — sagte er dann — voll Wahrheit und Leben, die Zeichnung so leicht, die Farben so frisch! Es ist würdig, den gelungensten von Sterne an die Seite gesetzt zu werden. Man fühlt sich sogar geneigt, die kleinen Modernisirungen zu verzeihen, weil ohne sie das Ganze nicht geworden seyn würde, was es ist."

Was die Modernisirung betrifft und manchen Verstoß gegen das Costume, anderwärts noch mehr als hier, so meine ich, daß sie gar nicht ohne Bewußtseyn und Absicht gemacht sind, denn wenn man sie genauer ins Auge faßt, so findet man immer, daß der Dichter ohne sie die Personen, auf die er es gemünzt hat, gar nicht so getroffen haben würde. Nur selten ist ihm absichtlos ein solcher Verstoß entschlüpft. Diese abgerechnet, sehe ich nichts was bei ihnen eigentlich zu verzeihen wäre. Doch, dies ist hier nur Nebensache. Zur Hauptsache also! Wie finden Sie die Gesinnung, die sich hier ausspricht?

„Meinen Sie die des Diogenes oder des Dichters?"

Ich meine, daß dies auf Eins hinausläuft, denn der Dichter war es, welcher seine Gesinnung dem Diogenes lieh.

„Ich muß mich vorsehen mit Ihnen, denn es scheint, daß Sie mir eine Falle hier legen wollen.

Wer müßte ich seyn, wenn ich diese Gesinnung nicht für schön und edel erkennte? Sie erwirbt dem Diogenes zugleich unsre Achtung und Zuneigung. Diese wollen Sie nun auch für den Dichter in Anspruch nehmen, welcher selbst einer solchen Gesinnung fähig seyn mußte, wenn er sie in die Seele eines andern legen sollte. Sie glauben damit Ihren Prozeß gegen mich zu gewinnen, allein ich kann mich dessen gegen Sie selbst bedienen. Zugegeben, der Satz sey richtig: der Gesinnungen, Gefühle u. s. w., welche der Dichter darstellt, muß er selbst fähig seyn; so werde ich Ihnen nicht ableugnen können, daß Wieland so schöner und edler Gesinnung fähig seyn mußte, als er hier seinem Diogenes gibt: allein folgt nicht gleich nothwendig, daß er auch jener Gesinnungen und Gefühle fähig seyn mußte, welche, um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, zu den Menschlichkeiten gehören? Wollten Sie sagen, der Dichter brauche diese Gesinnungen, Gefühle u. s. w. nur zu kennen und in seine Phantasie aufzunehmen, um sie darzustellen, so würden Sie den vorigen Satz selbst umstoßen. Was Sie nun aber thun mögen, so sehe ich auf keine Weise für Wieland einen Gewinn, insofern es nämlich auf eine Rechtfertigung seiner erotischen Gedichte abgesehen seyn soll. Ich dürfte daher den Prozeß doch gewinnen."

Noch ist er nicht zum Spruche reif. Sie wissen, wer zu viel beweißt, der beweißt nichts, und ich will

wenigstens hiedurch den Prozeß nicht verlieren. Daß Wieland schöner und edler Gesinnungen und Gefühle fähig war, für wen bedarf dies eines Beweises? Nicht in der Absicht also, um ein Beispiel davon zu liefern, konnte ich Sie auf Chärea und Diogenes aufmerksam machen, und nicht in der Absicht, um daraus zu viel zu folgern, habe ich es gethan. Erinnern Sie sich, daß die Rede von nichts anderem war, als von der Foderung einer hübschen Nacht, in Ansehung deren man Wielands Poesie — ich habe nie recht wegbekommen können ob des Muthwillens, der Leichtfertigkeit, des Leichtsinns oder wessen sonst beschuldigt, und weiß nur, daß Manche, die vielleicht bei aller äußern Gravität im Innern doch geheime Wünsche danach haben, so von Wielands Poesie sprechen, als ob es sich darin nur von hübschen Nächten handle, und als ob in diese das höchste Gut des Lebens gesetzt werde. Hier haben wir nun zwei Fälle vor uns, in denen beiden die Foderung gleich, Personen und Umstände aber verschieden sind. In dem ersten Fall urtheilte der Dichter, die Foderung mache dem Witze des Fodernden Ehre. Wenn ich sagte, daß der Dichter hier stillschweigend aus der Seele Anderer geurtheilt habe, so zeigt der zweite Fall ganz augenscheinlich, aus welcher Leute Seele dies geschehen sey, denn hier tritt einer aus der grosen und feinen Welt auf, von Verstand, von Geschmack, von gutem Ton, und der eben deshalb davon spricht wie von einer

Sache, die sich von selbst versteht. Nicht genug, den eignen Witz aufgeboten zu haben, bietet er auch den seines Kammerdieners dazu auf, und denkt bei allem nichts andres, als daß er sich wie ein Mann von Lebensart, die tugendhafte Frau sich aber wie eine alberne Närrin benommen habe. — Ist nun aber noch als von etwas, das dem Witze Ehre mache, die Rede? Ein geschmeidiger Kammerjunker hätte bei der Wendung, welche Chärea gebrauchte, dem Witze seines Herrn wol ein Kompliment machen können. Diogenes aber? — — — „Ist's möglich?" — — Das ist die erstaunensvolle Frage, in die er ausbricht, und — liegt nicht alles, alles in dieser Frage von nur zwei Worten? Nicht, daß die Gesinnung edel seyn müsse? Nicht, daß die Tugend das Vergnügen zum Opfer fodre? Nicht, daß es schändlich sey, die Tugend seinen Begierden zum Opfer zu bringen? — Und wenn nun ja noch irgend ein Zweifel übrig bleiben könnte, was als des Lebens höchstes Gut gesetzt werde, müßte dieser nicht schwinden, wenn man sieht, wie Diogenes das Glück, welches tugendhafte Handlungen gewähren, über jedes andre schätzt, welches irgend ein Sinnengenuß gewähren kann? — Ich denke, die Frage über die mehrbesagte Foderung ist hiemit entschieden. Wenn nun aber Wieland Gedichte in der Absicht verfertigt hätte, um durch Anempfehlung — hübscher Nächte, als des Lebens höchstem Gute, nichts als seinem Witze Ehre

zu machen, ist's wahrscheinlich, daß er durch jene Entscheidung den Stab über seine Gedichte und sich selbst gebrochen haben würde? Oder ist's nicht weit wahrscheinlicher, daß ihm mit diesen Gedichten dasselbe Unglück wiederfahren sey wie einst mit einem Aufsatz über den Büchernachdruck, wo man über ihn als den Vertheidiger einer so schlechten Sache, deren Gegner er war, herfiel, oder mit seinem Aufsatz über das Recht des Stärkern, worüber selbst seine Freunde ein Geschrei erhoben, als ob er, der Zeitlebens freisinnig war, die ganze Christenheit dem türkischen Sultan habe verrathen und verkaufen wollen?

„Ich leugne nicht, daß Sie meine Meinung schwankend machen. Sollte sie denn aber ganz und gar auf Vorurtheil beruhen? Wieland kommt gar zu oft auf jenes Thema zurück, behandelt es zu sehr con amore, als daß man glauben könnte, es sey gar nichts an der Sache."

Was daran ist, will ich Ihnen sagen.

Denken Sie sich einen jungen Mann von dreißig Jahren — denn so alt war Wieland zu der Zeit, aus welcher wir jetzt von ihm reden, — von mehr als mittlerer Größe, sehr schmächtig, dem Anschein nach von nur schwächlichem Bau, aber gesund, lebensmuthig, unbekannt mit jeder Art sinnlicher Ausschweifung, unbekannt mit dem sinnlichen Genuß der Liebe, von Natur höchst mäßig in allen anderen Genüssen,

von einem immer regen Geiste, sehr lebendiger Phantasie, leicht in Enthusiasmus gesetzt, voll des redlichsten Willens für das Wahre und Gute, von reiner moralischer Gesinnung, zartem, sehr reizbarem Gefühl, und mit einem starken Vorrath von Liebeszunder im Herzen, der da, wo die Natur die Elemente so gemischt hat wie in ihm, nur allzuleicht Feuer fangen muß.

Erinnern Sie sich, wie dieser junge Mann stets enthusiastisch bis zur Schwärmerei für die Tugend, die Religion, das Leben jenseits, die himmlische Liebe war, und wie er sich darin groß und erhaben dünkte, bis die Erfahrung dazwischen kam und ihm klar ward, daß er in Täuschungen befangen gewesen. Viele und schwere innere Kämpfe bestand er zwischen Dogmatik und Philosophie, Ideal und Wirklichkeit, Seele und Leib, denn Leichtsinn war sein Fehler nie. Sokratische Philosophie, Studium der Geschichte und Politik hatten bereits das ihrige gethan, ihn ein wenig herab zu stimmen; schon glaubt er alles gewonnen zu haben, und siehe da! — wie weise, wie stark er sich auch gedünkt hatte, die Liebe tritt in Bern dazwischen, und er ist ein so arger Schwärmer als jemals, und auf die wunderlichste Weise.

Jetzt vereinigt sich alles, es mit der Enttäuschung zum Durchbruch zu bringen. Nicht mehr unter Büchern ist er vergraben, sondern unter Akten, den Haupturkunden der nackten Wirklichkeit des

Lebens; anstatt die Idee eines Staates in möglichster Vollkommenheit auszubilden, muß er einsehen lernen, mit wie großer Mühe auch nur der kleinsten Gebrechlichkeit eines wirklichen abgeholfen wird, und — wie schwer es ihm auch werde — er muß *Menschen* und *Welt* ansehen und nehmen lernen *wie sie sind*. Zwar hatten Bücher ihn viel gelehrt, die eigne Erfahrung aber erst machte ihm recht eindringend, wie nothwendig und unentbehrlich *Erfahrenheit* sey. Auch diese wurde jetzt ihm mitgetheilt, da ein glücklicher Zufall ihn in ein näheres Verhältniß mit zwei sehr erfahrnen Staatsmännern brachte, die zugleich sehr gebildete, geistreiche Weltmänner waren. Bei dem einen von ihnen, dem Grafen *Stadion*, der seine Stelle als Minister aufgegeben hatte, lernte er das Leben der großen und zugleich feinen Welt mehr in der Nähe kennen, und mußte um so mehr manches *Vorurtheil* dagegen schwinden lassen, da drei liebenswürdige Gräfinnen durch edlen Anstand und feine Sitte für sie sprachen, was den Eindruck, welchen der Graf selbst und dessen Zögling auf ihn machten, nicht wenig bei ihm verstärkte. Der Graf erschien ihm aber in dem allergünstigsten Lichte, als ein Weiser, der aus der Welt, für die er mit gleich viel Einsicht und gutem Willen als Kraft und glücklichem Erfolg bis zum Greisenalter gewirkt, sich zurückgezogen hatte, um den Abend eines thatenreichen Lebens sich selbst zu leben. Wie viel oder wenig die Phan-

tasie des Dichters auch hier das Wirkliche zum Idealen erhob, kann füglich auf sich beruhen; genug, nie hatte ein Mensch auf Wieland einen solchen Eindruck gemacht als dieser Graf Stadion, und dieser Eindruck war so tief und bleibend, daß Wieland noch als Greis wol wie der alte Nestor sagen konnte: Solche Männer, wie ich in meiner Jugend sah, gibt's nicht mehr, Männer wie der Graf Stadion war! — Im Umgange mit demselben fand er mannichfaltige Gelegenheit, seine bisherigen Urtheile über Welt, Leben, Menschen, Bücher und Schriftsteller nochmals zu prüfen und immer genauer kennen zu lernen wo er befangen gewesen war. Da nun auch unvermerkt die ausgewählte Gesellschaft, die den Grafen umgab, sein ganzes Wesen auf einen andern Ton gestimmt hatte; so war wol nichts natürlicher als daß manche engländische und französische Schriftsteller, die er in der Bibliothek des Grafen fand, einen andern Eindruck auf ihn machten als ehedem, und mehr als einmal traute er seinen eignen Augen kaum, wenn er sah, wie dieser und jener, den er nur vom Hörensagen gekannt, aber so streng wie ein spanischer Inquisitor verurtheilt hatte, bei wirklicher Bekanntschaft ihn nöthigte, sein vorschnelles Urtheil entweder ganz zu verwerfen oder doch theilweise sehr zu berichtigen. — So bereitete sich allmälig eine Umänderung in seiner Denkweise vor, die eine Zeitlang ihm selbst unbemerkt blieb.

Nicht lange aber konnte bei einem Anhänger des Sokrates die Bewußtlosigkeit dieser Veränderung in seinem Innern dauern, ohne daß der Kontrast seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet hätte, und dies konnte nicht geschehen, ohne Betrachtungen zur Folge zu haben, und diese waren in der That die ernsthaftesten, die Sie sich denken können. Das Resultat davon kann befremdend scheinen, aber dem nicht, der den Menschen kennt: Wieland mußte recht herzlich — über sich lachen. Worüber hätte er auch weinen sollen? Das ist die Sache alter Sünder, die den entgegengesetzten Weg einschlagen; zu der Sünde aber, welche sie verlassen hat, hätte Wieland erst kommen müssen.

— Mein Freund konnte nicht unterlassen, lächelnd mich hier durch die Bemerkung zu unterbrechen: „Er scheine auf gutem Wege dazu gewesen zu seyn, und ein Kasuist könne wol das Problem aufstellen: was schlimmer sey, ob zu weinen, weil man nicht mehr sündigen könne, oder zu lachen, weil die Lust zu sündigen komme?"

Zerhauen wir den Knoten. Ueber seine Sünde lachen ist Verruchtheit; lachen aus Lust über Sünde teuflich; lachen aber über seine Thorheit führt zur Weisheit. Wieland lachte über sich aus Erkenntniß seiner Thorheit, und die Quelle von dieser sah er in seiner Schwärmerei, die ihn zuweilen zum Nar-

ren von seinem Kopfe und immer von seinem Herzen gemacht hatte. Zwei Umstände, die um eben diese Zeit zusammentrafen, verursachten, daß er auch hierüber klar sehen lernte. Seine Berner Geliebte — entsagte ihm; seine erste, von ihm als Doris vergötterte Geliebte, seine Sophie war ganz in seiner Nähe, — aber wie? Er hat uns dies selbst geschildert:

Sie welkt dahin des Lebens Blumenzeit!
Ein ew'ger Frühling blüht allein im Feenlande;
Und Amors reinste Seligkeit
Bringt uns zu nah dem Götterstande
Um dauerhaft zu seyn. Wie selten ist das Glück,
Das deine Liebe krönt, Psycharion! wie selten
Erhört das neidische Geschick
Der ersten Liebe Wunsch! Wir gäben Thronen, Welten,
In ihrem Rausch, um eine Hütte hin;
Ein Hüttchen nur, im Land der Geßnerischen Hirten,
Just groß genug, um uns und unsre Schäferin,
Die Grazien und Amorn zu bewirthen.
Sie wüchsen von sich selbst, im Schutz des guten Pans,
Die Bäume, die, indem wir sorglos küßten,
Uns Müßiggänger nähren müßten!
Wie selig! — Aber Zeus lacht des verliebten Wahns.

Sein Schicksal trennt — aus guten Gründen —
Den Schäfer und die Schäferin.
Und o! wie spitzt sich einst des Pastorfido's
Kinn,
Wenn zu den väterlichen Linden
Die Zeit zurück ihn führt, die holde Schäferin,
Auf deren Schwur und treuen Sinn
Er seines Lebens Glück versichert war zu gründen,
In — eines Andern Arm zu finden!

So fand Wieland die Muse, die ihn bei Lehrgedichten und Patriarchaten begeistert hatte, in den Armen von Laroche; dieser war der vorhin erwähnte Zögling des Grafen Stadion. Er fand sie wieder als Gattin und Mutter, und daher, wenn gleich höchst achtungs- und liebenswürdig, doch so, daß das magische Vergessen der Menschheit bei ihr nicht weiter möglich war, und er auch sie, um die er sonst einen Nimbus von Göttlichkeit gezogen, im natürlichen Lichte der bloßen Wirklichkeit sehen mußte. Betrachtungen über seine Liebe anzustellen war ihm durch alles dies gar zu nahe gelegt, und nach der ihm unvermeidlich gewordenen Veränderung seiner Denkweise mußte er finden, daß er als ein in dem Irrgarten der Liebe herum taumelnder Cavalier eine lächerliche Figur gemacht haben möge. Da fiel der Schleier der Täuschung völlig, und er stand entzaubert da, — — gerade zu einer Zeit, wo sein Herz

unbeschäftigt, seine Lage aber von der Art war, daß Verwandte und Freunde mit allerlei Heiraths-vorschlägen ihn am besten zu unterhalten glaubten. Dies war in seinem neuen Stande die erste Wirklichkeitsfoderung an ihn, bei welcher sein Herz schwieg, aber seine Phantasie sich regte.

Lassen Sie nun an der Phantasie dieses jungen Mannes so manche hübsche, artige Ehestandskandidatin vorüberziehen, die er, der Ehestandskandidat, in Beziehung auf sich bald zu denken veranlaßt wird, bald auch wol unaufgefodert denkt; werden Sie sich verwundern, wenn er lebhafter wahrnimmt, daß er kein bloßer Geist sey, daß die sinnliche Natur auch ihre Foderungen mache und ihre Rechte habe? Werden Sie sich verwundern über eine kleine Lüsternheit, — denn ich will das Kind bei seinem wahren Namen nennen, — und über alle Folgen derselben, die sie allezeit haben wird, wenn sie allein in der Phantasie bleibt? Glücklich genug, wenn die Kur so leicht wird, daß der ganze Krankheitsstoff sich in — einige Gedichte absetzen läßt! Glauben Sie, daß davon eine Ansteckung zu befürchten und daß diese Ansteckung gefährlich sey, nun so verbrennen, vergraben Sie dieselben, machen Sie damit was Sie wollen, ich will nicht ein Wort dazu sagen, wie überzeugt ich auch bin, daß vorher viel gefährlichere Dinge verbrannt werden müßten. Für den Dichter aber und

seine übrigen Werke, dies muß ich wiederholen, erbitte ich mir, nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit.

Der eben geschilderte Zustand war bei unserm Dichter ein ziemlich schnell vorübergehender, ließ aber dauernde Spuren zurück. Gewiß ward ihm, daß er in diesem Zustande sich nicht zum ersten Mal befinde, daß er ihn aber jetzt erst ganz und deutlich erkenne. Er mußte ungefähr dasselbe zu sich sagen, was Mephistopheles zu Faust, als er ihm das überirdische Vergnügen vorwirft:

Erd' und Himmel wonniglich zu umfassen,
Zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen,
In stolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verschwunden ganz der Erdensohn,
Und dann die hohe Intuition —
Ich darf nicht sagen wie — zu schließen.

Sie erinnern sich, daß der dadurch beleidigte Faust dem Teufel entrüstet ein Pfui über dich! zuruft, dieser aber, ungestört in seiner Kritik, antwortet:

— — Das will euch nicht behagen,
Ihr habt das Recht gesittet Pfui zu sagen.
Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.

Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich sich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.
Du bist schon wieder abgetrieben,
Und, währt es länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angst und Graus.

Hat er nicht Recht dieser Psycholog von der Nachtseite? Wielands Nachdenken über jenes Thema gab in der Hauptsache dasselbe Resultat.

„Ei, ei, — rief mein Freund, — was würde Wieland dazu sagen, daß Sie ihm teuflische Resultate zuschieben!"

Vermuthlich, daß die Resultate eines Teufels nicht allezeit teuflische sind, und daß man auch dem Teufel Recht geben müsse, wo er Recht hat.

„Laß dich den Teufel bei Einem Haar fassen, und du bist sein auf ewig!"

Hier giebt's aber kein Haar zu fassen. Mephistopheles ist kein so d u m m e r Teufel, daß er Fausten das Vergnügen, sich etwas vorzulügen, g e g ö n n t haben würde, wenn er nicht gewußt hätte, daß er ihn deshalb um so sicherer habe. Sich etwas vorlügen war nun aber Wielands Sache gar nicht. Um allen weiteren Verirrungen auszuweichen, machte er sich zuvörderst aus der L i e b e, — bei der er sich nun

einmal auf der schwachen Seite gefunden hatte, — ein wahres ernstes Studium. Wer hat ihr so nachgespürt durch alle labyrinthische Gänge, durch welche sie in die Sinne, in die Phantasie, in die Herzen sich einschleicht? Wer hat sie so erkannt in allen Gestalten, allen Verkleidungen? Wer hat die Arten und Mittel ihrer Bezauberungen besser ausgefunden? Er wurde ein Philosoph der Liebe wie Keiner; ihre Physiologie, Psychologie, Logik — mit allen dieser eignen Sophistik —, Metaphysik, Moral und Politik blieben ihm nicht unbekannt, und er wurde in diesem Fach einer der größten Kasuisten, die es je gegeben hat.

„Und darüber erhielten Venus Urania und der himmlische Amor den Abschied?"

Sie erhielten ihn nicht. Dieses Studium führte unsern Philosophen weiter als er anfangs vielleicht selbst gedacht hatte, und mußte ihn wol weiter führen, sobald er auch der Geschichte als einer Hilfslehre für seine Philosophie sich bediente. Welt- und Kirchengeschichte, Memoiren und Biographien lieferten ihm die interessantesten Thatsachen, die für ihn der Stoff zu neuem Nachdenken wurden, weil er das Fremde mit seiner eignen Erfahrung verglich. Je mehr er von dem genauen Zusammenhang sich überzeugte, worin die verschiedenen Arten der Liebe mit Denkweise und Sitten, Moral und Religion bei einzelnen Menschen wie bei ganzen Völkern und Zeitaltern stehen, desto wichtiger wurde ihm der Gegen-

stand seines Forschens, und er hatte damals wirklich die Absicht ein philosophisch-historisches Werk, so ernst als gelehrt, darüber zu schreiben, und gab diesen Plan nur auf, weil es ihm an den erfoderlichen Hilfsmitteln zur Ausführung gebrach. Was er aber nicht als philosophischer Geschichtschreiber ausführen konnte, das führte er als philosophirender Dichter aus. Erstaunlich ist sein Reichthum an Planen zu neuen Werken in jener Zeit; jeder Plan aber stand in Beziehung auf jenes Thema und jedes Werk führt einen Theil desselben aus, jedes aber in einem andern Tone und anderer Manier, auf die man stets genau zu achten hat, wenn man dem Dichter nicht Unrecht thun will.

Anfangen mußte er mit der komischen Manier, weil er in der Vergleichung mit dem Einst und Jetzt, dem Dort und Hier sich selbst komisch vorkam. Eine gespannte Erwartung hatte sich ihm in Nichts aufgelöst, und darin besteht nach Kant das Lächerliche. Es wird dabei freilich sehr auf die Umstände ankommen, denn eben dies könnte wol auch höchst ärgerlich seyn, ja zur Verzweiflung treiben: für den Verlust wird also auch Ersatz gegeben werden müssen, weil sonst der Getäuschte nicht bei guter Laune bleiben, und uns, — oder wir müßten eine tückische Schadenfreude haben, — anstatt zum Lachen, zum Mitleiden bewegen würde. Für den Verlust eines eingebildeten Gutes, dem wir mit großem Kraftauf-

wand auf den beschwerlichsten Umwegen ruhelos nachjagten, müssen wir durch ein wirkliches entschädigt werden, welches zu unsrer nicht geringen Verwunderung so nahe lag, daß wir nur danach hätten greifen dürfen, wofern wir Augen zum Sehen gehabt hätten. Diese Verwunderung löst sich in Lachen auf, denn der Verdruß über das Nichts in der einen Hand, womit man so begierig zugriff, wird überwogen von der Freude über das Etwas in der andern Hand, womit man überrascht wird. In das Unangenehme der Betroffenheit mischt sich das Angenehme eines Glücksfalles, — denn die Sache hätte schlimmer ablaufen können, — und dann folgt, vorausgesetzt daß man gesund an Leib und Seele und darum geneigter zum Leben als zum Erschießen ist, gute Laune, in deren heiterem Treiben man sich über sich selbst lustig machen, über sein ehemaliges wunderliches Wesen scherzen und spotten kann. Aller dieser Lustigkeit, Scherz und Spott liegt die gewonnene Ueberzeugung zum Grunde:

Es gibt ein Glück, allein wir kannten's nicht,
Wir kannten's wol, doch wußten's nicht zu schätzen.

Der Spott über sich selbst ist noch das beste Mittel, sich über die Beschämung wegzuhelfen, welche allezeit mit der Einsicht verbunden ist, daß man in irgend etwas nicht sonderlichen Verstand gezeigt oder

ihn verkehrt angewendet habe. Unter gewissen Umständen kann dieser Spott bitter genug werden, und als bittre Arznei vielleicht auch desto wirksamer für Andre; er wird sich aber um so mehr mit guter Laune paaren, wenn sehr gutgelaunte Gesellschafter bei der Hand sind, welche die Kunst verstehen, durch glücklich angebrachte Vergleichungen Trost einzuflößen.

Zwei solche Gesellschafter waren stets in Wielands Nähe, Cervantes und Sterne, die weisesten und heitersten Maler der menschlichen Verirrungen. Bedenken Sie, was diese unter den angegebenen Umständen für einen Eindruck auf unsern Dichter machen mußten! Er sah sich selbst in dem sich immer selbst betrügenden, aber immer achtungswerthen, wackern Ritter von Mancha, seine Ideale als eine Dulcinea von Toboso, und seine Entschlüsse nicht unähnlich denen der Shandyschen Familie, die sich täglich über das Knarren einer Thür ärgerte, täglich beschloß, dem fatalen Knarren zu steuern, aber sich zehn Jahre lang täglich von neuem darüber ärgerte, ohne jemals nach der Oelflasche zu greifen.

Dieser im menschlichen Leben nur allzuhäufigen Inkonsequenz wollte er sich nicht länger schuldig machen, und seine nächste Schrift ist als der Gang nach der — Oelflasche zu betrachten.

VIII. IX.

Don Sylvio von Rosalva.

Darf ich Sie bitten, die beiden zum Don Sylvio gehörigen Blätter etwas genauer anzusehen?

„Ich habe es gethan, und ahne, in welchen Zusammenhang Sie diese Nachahmung des Don Quixote mit Ihrer bisherigen Schilderung bringen wollen.“

Ob ich es blos will, wird sich zeigen. — Mit Recht bemerken Sie hiebei den Einfluß von Cervantes auf unsern Dichter, der es von sich selbst gestand, daß stets der Ton, auf welchen ein Dichterwerk, das ihn lebhaft ergriffen, sein Gemüth gestimmt habe, eine geraume Zeit in ihm nachgeklungen, und nicht ohne Einfluß auf seine eigenen Dichtungen in solcher Zeit geblieben sey. Hier ist indeß mehr als dies, nicht blos etwas in der Manier, sondern auch etwas im Geiste des Cervantes.

Die zwei Figuren, welche wir auf beiden Blättern sehen, Don Sylvio und sein getreuer Pedrillo, müssen nothwendig an Don Quixote und dessen Sancho Pansa erinnern, wenn gleich Sylvio in gewisser Hinsicht das Gegenbild von Don Quixote ist, denn er ist nichts weniger als ein Ritter von der traurigen Gestalt, sondern ein Jüngling

in der schönsten Blüthe. Darum zieht er auch nicht auf Helden=, sondern auf Liebes=Abenteuer aus; wenigstens wird bei ihm das Ritterliche Nebensache, wie bei jenem die Liebe. Beide gleichen sich nur in der Schwärmerei, die in der Abgeschiedenheit von der Welt bei beiden sich erzeugt hatte, bei dem einen aber durch Ritterbücher, bei dem andern durch Feenmährchen. Wenn jene noch immer in der wirklichen Welt ließen, so führten diese hergegen darüber hinaus, auch in der Liebe. Don Quixote findet den Gegenstand der seinigen in einer gemeinen Natur, die aber seine Phantasie mit allem Zubehör zu der Prinzessin, wie das Costume sie erfodert, ausstattete; Don Sylvio sucht den Gegenstand seiner Liebe in höheren Sphären, ohne zu ahnen, daß ein Musterbild aus der wirklichen Welt seine Einbildungskraft erfülle.

Als eben dieser schwärmerische Jüngling am tiefsten in seinen geliebten Traum versunken, voller Hofnung den überirdischen Gegenstand seiner Liebe zu finden, und fest entschlossen ist, ihn, troz jeder Gefahr, aufzusuchen, siehe, da zieht die große Staatskarosse in den Schloßhof ein, aus welcher herausstiegen seine Tante Donna Mencia, der Herr Prokurator Rodrigo Sanchez, den die Tante mit wohlgefälligen Augen ansah, und dessen Nichte Donna Mergelina, welche Sylvio mit wohlgefälligen Augen betrachten sollte.

Auf was es hier abgesehen war, hat der Künstler durch eine schalkhafte Allegorie angedeutet, indem er Hymen auf der großen Statskarosse angebracht hat, der sich mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe in seinem festen Schlafe auf eine ungeheure — Magenwurst aufstützt, welche sich gewiß nicht ohne Absicht gerade über dem kontrastirenden Paare zeigt, dessen Ideen von der Süßigkeit der Ehe viel Analoges von dem Geschmack einer Magenwurst haben müssen. Der süßsaure Prokurator scheint die liebreiche Tante sogar darauf anzusehen, wie sich Zunge, Pfeffer und Salz darin verhalten. Während von diesem realistischen Paare jedes viel zu sehr mit seinen eigenen Gedanken und Gefühlen beschäftigt ist, bemerkt keins, welchen Eindruck die schielend liebäugelnde Donna Mergelina, bei deren Anblick kaum das Naturkind Pedrillo das Lachen verbeißt, auf den idealistischen Don Sylvio macht. Hätte indeß die klug berechnende Tante auch bemerkt, daß Sylvio die ihm zugedachte Braut im ersten Augenblicke für eine angekleidete Meerkatze hielt und in der Bestürzung ein Paar Schritte zurücktrat, so würde sie es doch kaum für möglich gehalten haben, daß er eine Partie von hunderttausend Thalern, eine so tüchtige Magenwurst, ganz trotzig ausschlagen würde.

Hätte sie aber auch nur die entfernteste leiseste Ahnung davon haben können, wie es in seinem Kopf und Herzen aussah, so würde sie wenigstens einiger-

maßen begriffen haben, wie ein so ungeheurer Kontrast der Wirklichkeit mit seinen Idealen sein Innerstes empören mußte, wenn sie auch nicht begriffen hätte, daß selbst ein angenehmes Mädchen ihm im Lichte der Donna Mergelina hätte erscheinen können, blos weil sie ein Wesen aus der Wirklichkeit war, die er nun einmal verschmähte.

„In diesem Falle, fiel mein Freund ein, hätte es ihm doch wol ergehen können, wie dem ehrlichen Don Quixote mit seiner Dulcinea."

Allerdings ist dieser Fall sonst möglich, wie denn Wieland auch dies geschildert und — selbst erlebt hat. Seinem Don Sylvio konnte es aber nicht füglich so ergehen, denn vor dessen Seele stand das Urbild, nach welchem er zu streben fest entschlossen war, gar zu bestimmt. Sie erinnern sich, daß er einst auf einer Schmetterlingsjagd in eine entferntere Gegend sich verirrt, in dieser aber ein Kleinod gefunden hatte, worin ein kleines auf Schmelz gemaltes Brustbild verborgen war, welches eine junge Schäferin von ungemeiner Schönheit vorstellte; daß diese sein ganzes Herz mit Liebe erfüllte; und daß er da schwur, bis er sie gefunden, die er mit ahnender Sehnsucht überall gesucht und die er zu lieben bestimmt sey, solle kein ruhiger Schlaf auf seine Augen sich senken. Er war verliebt, wie man nur irgend es seyn kann, und einzig darauf bedacht, wie er das Urbild seines Urbildes finden möchte. „Es ist leicht zu errathen, sagt

der Dichter, was ein gewöhnlicher Mensch an seinem Platze gedacht oder gethan hätte; aber davon ist die Rede nicht: Don Sylvio dachte und that nichts wie gewöhnliche Menschen. Die Gedanken, die sich uns andern am ersten darbieten, fielen ihm allemal am letzten und gemeiniglich gar nicht ein, und wenn ihm ein sonderbarer Zufall begegnete, so rieth er augenblicklich auf diejenige Ursache dazu, die es nach dem Laufe der Natur am wenigsten seyn konnte." Sonach fiel ihm gar nicht ein, daß das kleine Bildchen die bloße Phantasie eines Malers seyn, oder eine längst verstorbene Person vorstellen könne, sondern nur solches fiel ihm ein, was sich in ein Mährchen paßt, und was in dem, der vor allem andern darauf verfällt, einen starken eingewurzelten Hang zum Wunderglauben voraussetzt. Das Mährchen hat etwas Traumartiges, und bei wem eine mährchenhafte Art zu denken die gewöhnliche ist, auf den wird die Magie des Traumes viel lebhafter wirken, der Unterschied zwischen Wachen und Traum wird ihm verschwinden, und er träumt wachend fort bis er die Täuschung für Wirklichkeit und die Wirklichkeit für Täuschung hält. In diesem Falle war Don Sylvio, dem bald nichts gewisser wurde, als daß er in einem Laubfrosch eine — Fee gerettet, daß diese dankbar ihm eine Prinzessin zugedacht habe, daß diese Prinzessin der blaue Sommervogel sey, dem er nachjagte, daß er diesem nur wieder nachjagen müsse, und

daß derselbe sich dann in die Prinzessin verwandeln werde, welche das Urbild zu seinem Gemälde sey. In dem schlichten Pedrillo regte sich zwar der gesunde Menschenverstand dagegen, ein Fehlschluß aber machte ihn, trotz alles Menschenverstandes, bald auch wieder so leichtgläubig als es nur irgend ein philosophischer, theologischer oder sonstiger Diktator verlangen konnte. Eine natürliche Erscheinung diente ihm zum Beweis einer übernatürlichen. Kaum hatte er das Bild in so reicher und kostbarer Umfassung gesehen, als er ausrief: „Nun sag' ich kein Wort mehr! Nun muß ich's freilich wol glauben, daß alles die Wahrheit ist, was Sie mir erzählt haben; wahrhaftig, wenn ich sie nicht mit meinen eignen Augen sähe, ich hätt' es nicht geglaubt! Das ist wunderbar!" So täuscht sich die Leichtgläubigkeit immer und überall, der Schwärmer aber, wenn er einmal Leichtgläubige gefunden hat, wird um so mehr starkgläubig, und weit entfernt, daß Widerspruch und Widerstand ihn von seinen Schimären abbringen könnten, vermehren sie nur die Hartnäckigkeit in seinen Behauptungen und seinem Streben. Immer fester setzt er sich in seinem Irrthum, je mehr er Veranlassung erhält seinen Witz und Scharfsinn daran zu üben, bis er ihn mit der künstlichsten Sophistik in ein System gebracht hat. Was diesem entgegensteht, wird er entweder mit stolzer Verachtung behandeln oder mit entschiedenem Hasse verfolgen.

und in Vergleichung mit seiner Schimäre wird alles Andre ihm — als eine gemeine Spekulazion der Tante Mencia und als eine Donna Mergelina erscheinen.

In dieser Seelenlage befand sich Don Sylvio, und wie wenig der sonst wol mögliche Fall, den Sie setzten, bei ihm statt finden konnte, darauf macht uns das zweite zu seiner Geschichte gehörige Blatt besonders aufmerksam. Daß er nach der Anmuthung, in die gemeine Wirklichkeit versinken zu sollen, die schon vorher beschlossene Flucht beschleunigen würde, war voraus zu sehen. Mit allem Eifer eines Schwärmers zieht er denn — einem blauen Schmetterlinge nach, der sich ihm in die heißgeliebte verheißene Prinzessin verwandeln soll. Keine Fährlichkeit kann ihn abschrecken, sein Ziel zu verfolgen, und vergeblich sind alle Warnungen Pedrillo's, der als der Repräsentant von Sylvios eignem gesunden Menschenverstande betrachtet werden muß, welcher bei allen Schwärmern in schlechtem Kredit steht, höchstens eine sehr untergeordnete Rolle erhalten kann, und allezeit, wenn gegen das alberne Geschwätz seiner Einreden sonst nichts helfen will, durch einen Machtspruch zum Schweigen gebracht wird. Troz alles Verirrens, troz des Versinkens in sumpfige Froschgraben, troz der gefühlten Fäuste von Grasnymphen, hat aber doch Don Sylvio's guter Genius die Hand im Spiele gehabt, denn er bringt ihn in

einen Saal, den er, nach seiner Ansicht der Dinge, nicht füglich für etwas anderes halten konnte als für den Palast der weißen Katzen; eine Thür öfnet sich, und — siehe!

Da steht sie, die er suchte, seine geliebte Prinzessin, in der Person der Donna Felicia leibhaftig vor den Augen des Bestürzten. Jeder Andre als Don Sylvio würde sich nun am Ziele geglaubt haben; nicht Er. Er glaubte nicht die Prinzessin selbst zu sehen, sondern die Fee dieses Palastes, und sein erstes Erstaunen galt nur der so auffallenden Aehnlichkeit dieser mit jener. Zwar behauptete die Natur ihre Rechte gegen die Einbildung, und er konnte sich nicht bergen, daß die Eindrücke des Bildes gegen das, was er jetzt fühlte, doch nur eine schwache Vorempfindung von Liebe gewesen: kaum war er aber wieder mit sich allein, als auch seine Einbildungen wieder in voller Gewalt sich behaupteten. Unter den Zweifeln, was er aus der Beherrscherin dieses Palastes machen solle, ob eine Fee, eine Sterbliche, eine Göttin, seine Prinzessin selbst oder nur eine Anverwandte derselben, oder ob ihn nicht gar irgend ein ähnlicher Zug verführe, die Treue zu brechen, die er seiner Geliebten zu halten entschlossen war, kam er in keine geringe Verlegenheit. „Ohne sein eigenes Herz in Verdacht zu ziehen, fing er an über die Bezauberung, welche Felicia an seiner Seele auszuüben schien, mistrauisch zu werden.

Er gerieth auf allerlei seltsame Einfälle, die er wechselsweise bald verwarf, bald wahrscheinlich fand; und nachdem er sich lange über die Maasregeln, die er zu nehmen hätte, bedacht hatte, däuchte ihm zuletzt das Sicherste zu seyn, sich so bald als möglich aus diesem gefährlichen Schlosse zu entfernen." Wer weiß, ob er nicht am Ende seinem Glücke wirklich entlaufen wäre, hätte nicht Felicia selbst es der Mühe werth erachtet gehabt, den blauen Schmetterling zu verdrängen. Dazu war ihre ganze Liebenswürdigkeit erfoderlich, ohne welche er sehr wahrscheinlich bei den Einreden gegen sein System gar nicht würde ausgehalten haben. Halfen sie doch auch jetzt nicht viel. Die Vernunftgründe, die man dagegen vorbrachte, fingen zwar an ihn um dasselbe besorgt zu machen; allein

wenn man Vernunft gesprochen Stunden lang,
kam er aufs erste Wort doch stets zurücke.

„Ist's möglich, rief er, daß Sie daran zweifeln können? — Sehen Sie denn nicht, daß man allen historischen Glauben aufgeben müßte —" Was hätte man nun wol mit ihm anfangen sollen, wenn das Herz nicht im Spiele gewesen wäre? Erst seitdem seine Liebe zu Donna Felicia so stark geworden, daß er keine andere Fee erkannte als sie, keine andre Bezauberung als die ihrer Augen, und man sich

darauf berufen konnte, er habe eben sie beim ersten Anblick auch für ein Wesen nicht aus der wirklichen Welt gehalten, erst da war es ihm möglich, sein System aufzugeben und sich dann darüber so lustig zu machen, als ob er nie Feen geglaubt und keinen Sommervogel geliebt hätte. Sich selbst und sein wahres Glück erkennend sagt er mit Wahrheit zu Felicien: „Was ich empfinde, seitdem ich Sie sehe, ist unendlich weit von den Schwärmereien einer erhitzten Phantasie unterschieden. Ihr erster Anblick hat das ganze Feuer meiner Einbildungskraft ausgelöscht; ich erinnere mich meines vorhergehenden Lebens nur wie eines eitlen Traumes; von dem glücklichen Augenblicke, da ich Sie zum ersten Male sah, fängt sich mein wahres Daseyn an." — So siegte denn endlich die Natur über die Schwärmerei, aber, Dank sey es jenen Idealen und Schimären! — nicht bei einer Donna Mergelina, sondern einer Donna Felicia. Nicht ohne Absicht legte der Dichter dem Pedrillo die Worte in den Mund: „Sapperment! es leben die Feen und die bezauberten Schmetterlinge! Denn das ist nun einmal richtig, wenn wir nicht Narren gewesen wären und den blauen Schmetterling gesucht hätten, — Mehr sag' ich nicht!"

Sollte ich nun aber nicht hoffen dürfen, in Ihnen die Ueberzeugung bewirkt zu haben, daß der Dichter hier wirklich — um bei der vorigen Ver-

gleichung zu bleiben — nach der Oelflasche gegangen sey? Wenn ich sagte, hier sey etwas im Geiste des Cervantes, so dachte ich daran, daß Wieland als Dichter hier verfahren sey wie er selbst von seinem Don Gabriel in Beziehung auf Don Sylvio sagt: „Man mußte so sehr Philosoph seyn, als es Don Gabriel war, um die Hofnung, über eine so tief eingewurzelte Schwärmerei endlich Meister zu werden, nicht auf einmal zu verlieren. Allein durch die Gefälligkeit, die er gegen die Vorurtheile unsers Helden bewies, hoffte er mit gutem Grunde, ihn, ohne seine Grundsätze geradezu zu bestreiten, unvermerkt so weit zu bringen, daß er selbst an der Wahrheit derselben zweifeln müßte.“ Seine Absicht aber, auf solche Weise zur Heilung des Uebels der Schwärmerei beizutragen, suchte er dadurch zu erreichen, daß er sich selbst nach seiner Befangenheit in der Schwärmerei zum Gegenstande der Beobachtung machte, und in Don Sylvio seine eigne Seelengeschichte schilderte. Der Ton scherzender Fröhlichkeit, welchen er dabei anstimmt, kann nicht hindern uns erkennen zu lassen, mit welchem Ernst er zu Werke gegangen sey, wie sorgfältig er bis ins Kleinste untersucht, wie weit er es in der Selbsterkenntniß gebracht habe. So hatte er denn hierüber für alle Zukunft mit sich abgeschlossen und vor jedem Rückfalle sich gesichert. Der Ton selbst ist Beweis von dem erreichten Zwecke, welchen Wieland bei der

ersten Ausgabe des Don Sylvio gleich auf dem Titel durch den Zusatz ankündigte: Sieg der Natur über die Schwärmerei.

Ist es aber wol die gemeine Natur, welche hier siegen soll? Wenn es möglich wäre, daß darüber noch irgend ein Zweifel bleiben könnte; so würde

X.

Musarion

uns hierauf die Antwort geben. Sie erblicken dies seltne Mädchen hier in nur allzuverdächtiger Gesellschaft, aber sowohl der, dessen Lüsternheit die lose Sklavin durch listige Geschäftigkeit um ihn immer mehr anfacht, als jener mit dem Becher, der, wie er liegt, Virgils Silenen nicht übel gleicht, sind nichts Geringeres als — Philosophen; und es ist gar nicht lange her, daß der letzte, Kleanth der Stoiker, mit großem Eifer bewies,

Daß Schmerz kein Uebel sey, und Sinnenlust kein Gut,

jener aber, Theophron der Pythagoreer, in hoher Extase also sich ergoß:

— — Das Schöne kann allein
Der Gegenstand von unsrer Liebe seyn;

Die Kunst ist nur, vom Stoff es abzuscheiden.
Der Weise fühlt. Dies bleibt ihm stets gemein
Mit allen andern Erdensöhnen:
Doch diese stürzen sich, vom körperlichen Schönen
Geblendet, in den Schlamm der Sinnlichkeit hinein,
Indessen wir daran, als einen Wiederschein,
Ins Urbild selbst zu schauen uns gewöhnen.
Dies ist's, was ein Adept in allem Schönen sieht,
Was in der Sonn' ihm stralt und in der Rose
blüht.
Der Sinnensklave klebt wie Vögel an der Stange,
An einem Lilienhals, an einer Rosenwange;
Der Weise sieht und liebt im Schönen der Natur
Vom Unvergänglichen die abgedrückte Spur.
Der Seele Fittig wächst in diesen geist'gen Stralen,
Die, aus dem Ursprungsquell des Lichts
Ergossen, die Natur bis an den Rand des Nichts
Mit fern nachahmenden, nicht eignen Farben
malen.
Sie wächst, entfaltet sich, wagt immer höhern Flug,
Und trinkt aus reinern Wollustbächen;
Ihr thut nichts Sterbliches genug,
Ja, Götterlust kann einen Durst nicht schwächen,
Den nur die Quelle stillt. So, meine Freunde,
wird
Was andre Sterbliche, aus Mangel
Der höhern Scheidekunst, gleich einer Flieg'
am Angel,

Zu süßem Untergange kirrt,
So wird es für den echten Weisen
Ein Flügelpferd zu überird'schen Reisen.

Der Kontrast, den die gegenwärtige Situazion mit so erhabnen Deklamazionen macht, war zu stark, um nicht Fanias, den bisherigen Schüler dieser weisen Meister, in ihrem Namen erröthen zu machen: allein er selbst scheint der erhabnen Lehren der Philosophie jetzt eben nicht sonderlich eingedenk, und mit Gedanken ganz anderer Art beschäftigt. Wenn der Künstler bei ihm uns ein wenig an einen schönen jungen Faun erinnert, so hat er dies für diesen Augenblick sehr weise berechnet, denn Fanias war im Begriff von einem Extrem aufs entgegengesetzte überzuspringen, und es gehörte eine Musarion dazu, um ihn in den gehörigen Schranken zu erhalten.

Es ist darum zu thun, daß wir uns glücklich machen,
Und nur vereinigt kann dies Weisheit und Natur:

Diesem Grundsatze getreu handelte sie, nicht eben zu sonderlichem Behagen des Fanias, der, nach seiner Rückkehr zur Natur, wenigstens in den ersten Augenblicken, auf etwas ganz anderes gefaßt war als auf Grundsätze, welche der Leidenschaft, die er Liebe nannte, höchst unbequem seyn mußten. In solchem

Falle pflegen Hindernisse wol auch schwärmerisch zu machen. Musarion aber erwiederte auf die Ausbrüche dieser neuen Schwärmerei:

Die hohe Schwärmerei taugt meiner Seele nicht,
So wenig als Theophrons Augenweide:
Mein Element ist heitre sanfte Freude,
Und alles zeigt sich mir in rosenfarbnem Licht.
Ich liebe dich mit diesem sanften Triebe,
Der, Zephyrn gleich, das Herz in leichte Wellen setzt,
Nie Stürm' erregt, nie peinigt, stets ergötzt. —
Wie ich die Grazien, wie ich die Musen liebe,
So lieb' ich dich. Wenn dies dich glücklich machen kann,
So fängt dein Glück mit diesem Morgen an,
Und wird sich nur mit meinem Leben enden.

Jene Philosophen, die, um die Punsch=Bowle versammelt, mit lebhaftem Eifer über die Moralsysteme stritten, die Gläser dabei gleich eifrig füllten, und zuletzt — vermuthlich zufolge der Hitze des Streites — viel über die Gläser hinweg auf den Tisch gossen, indem sie der Glückseligkeit ein lautschallendes Pereat riefen, die werden es der schönen Griechin wol kaum verzeihen, daß es etwas für sie gab, was glücklich machen konnte: allein das ist nun einmal nicht zu ändern, und es muß ihnen also

erlaubt werden, über Musarions Weisheit die Nase zu rümpfen. So viel ist indeß gewiß, daß Fanias, — nachdem er die ersten Anfälle eines Fieber-Paroxysmus der gemeinen Natur glücklich überstanden hatte —, bei dieser Weisheit und durch dieselbe sich ungemein wohl befand.

Durch überstandne Noth geschickter
Zum weiseren Gebrauch, zum reizendern Genuß
Des Glückes, das sich ihm so unverhofft versöhnte,
Gleich fern von Dürftigkeit und stolzem Ueberfluß,
Glückselig, weil er's war, nicht weil die Welt es wähnte,
Bringt Fanias in neidenswerther Ruh
Ein unbeneidet Leben zu;
In Freuden, die der unverfäschte Stempel
Der Unschuld und Natur zu echten Freuden prägt.

— — —

Gesundes Blut, ein unbewölkt Gehirne,
Ein ruhig Herz und eine heitre Stirne,
Wie vieles macht ihn reich! Denkt noch Musarion
Hinzu, und sagt, was kann zum frohen Leben
Der Götter Gunst ihm mehr und bessers geben?
Die Weisheit nur, den ganzen Werth davon
Zu fühlen, immer ihn zu fühlen,
Und, seines Glückes froh, kein andres zu erzielen!
Auch diese gab sie ihm. Sein Mentor war
Kein Cyniker mit ungekämmtem Haar,

Kein runzliger Kleanth, der, wenn die Flasche
blinkt,
Wie Zeno spricht und wie Silenus trinkt:
Die Liebe war's. — Wer lehrt so gut wie sie?
Auch lernt' er gern, und schnell, und sonder Müh,
Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus in räthselhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't,
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet,
Den Irrenden bedau'rt, und nur den Gleißner
flieht;
Nicht stets von Tugend spricht, noch von ihr
sprechend, glüht,
Doch, ohne Sold und aus Geschmack, sie übet;
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält,
Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter
Von seinem Thron — im sechsten Stockwerk sieht,
So lustig nie als jugendliche Dichter
Sie malen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyllis
glüht.

Ich denke, dies ist nicht gemeine, sondern schöne Natur, die nur das Erzeugniß der Weisheit seyn kann; und somit wäre klar, was Wieland an die Stelle eines die Natur überfliegenden Strebens, welches zu Unheil führt, gesetzt wissen wollte. Diese Weisheit kann nur die Frucht einer ihre Schranken selbst nicht überfliegenden Philosophie seyn.

„Schade nur, unterbrach mich hier der Freund, daß der Dichter selbst seine Philosophie eine reizende nennt. Das wird ihr bei den strengen Philosophen zu schlechter Empfehlung dienen, und die daraus entsprungene Welt-Weisheit verdächtig machen.“

Wol möglich, daß er sie nicht so genannt hätte, wenn er nur irgend hätte ahnen können, daß eine Zeit kommen würde, worin das Reizende zum Vorwurf gereichen könnte. Seit Kant sind allerdings der Reiz und das Reizende so verrufen worden, daß jedes ehrliche Mädchen sich in den Tod hätte schämen müssen, wenn es ein reizendes Mädchen genannt wurde. Zum Glück, daß die guten Kinder nicht wußten, wie sie dadurch gescholten wurden. Ich weiß nicht, wer jetzt noch bei dem Reizenden an das Verführerische denkt: wenn er aber darum über diese Philosophie den Stab brechen wollte, so würde ich ihm vorher rathen einen praktischen Versuch damit zu machen, und er sollte sich schon überzeugen,

daß es weder ein so leichtes Ding ist, sich auf die Weise glücklich zu machen, wie es diese Philosophie verlangt, noch daß man keins von den Tugendmitteln dabei entbehren kann, die irgend eine vernünftige Ascetik vorschreibt: denn verlangen, daß man dabei auch eine unvernünftige sollte gelten lassen, das könnte der Zeterschreier selbst nur im Aerger sich in seiner pathetischen Scene gestört zu sehen.

Lassen wir das aber. Ich habe Grund zu vermuthen, daß man in dem an des Fanias einfaches Landhaus grenzendem Haine,

Wo ernstes Denken oft mit leichtem Scherz sich gattet,

sich über die Gegenstände der Philosophie wol öfters recht angelegentlich — mehr als unterhalten habe. Lag doch die Veranlassung dazu gar zu nahe. Auch Fanias wollte einst

— — — Den fesselfreien Geist
Im reinsten Quell von seinen Flecken waschen,
Die Wahrheit, die sich sonst nie ohne Schleier weißt,
(Nie, oder Göttern nur,) entkleidet überraschen;
Der Schöpfung Grundriß übersehn,
Der Sphären mystischen verworrnen Tanz verstehn,
Vermuthungen auf stolze Schlüsse häufen,
Und bis ins Reich der reinen Geister streifen.

Es war freilich bei ihm mehr ein Desperations-Schritt als innerer Drang und freier Entschluß gewesen, was ihn dazu gebracht hatte; aber nur desto schlimmer. Um so leichter wurde ihm auch der andre Schritt, zur bloßen Verspottung dessen, wodurch er sich in seinen Lehrern der Philosophie lächerlich und beschämt gesehen hatte. Musarion dagegen ließ den Spott nur den Mann treffen, der nicht so weise war als sein System, nicht aber seine Lehre, denn, sagt sie,

— nichts ist mächtiger, um Seelen
Zu starken Tugenden zu bilden, unsern Muth
Zu dieser Festigkeit zu stählen,
Die großen Uebeln trotzt und große Thaten thut,
Als eben dieser Satz, für welchen dein Kleanth
Zum Märtyrer sich — trank.

Nicht gelten ließ sie den Einwurf, daß alle Helden der Wahrheit und Tugend nicht durch die Philosophie, — so weit trieb es der Abtrünnige schon! — sondern durch die Natur gebildet worden, sondern erwiedert:

Indessen hat, weil ihr der erste Preis gebührt,
Doch Plato nicht sein Recht an Phocion verloren.
Was die Natur entwirft, wird von der Kunst vollführt.

Die Blume, die im Feld sich unvermerkt verliert,
Erzieht des Gärtners Fleiß zum schönsten Kind
der Floren.

Selbst dessen nimmt sie sich an, was Fanias, der Neubekehrte, jetzt für nichts als Träumerei ausgibt:

Denn in der That, was hebt die Seele höher,
Was nährt die Tugend mehr, erweitert und verfeint
Des Herzens Triebe so, als glänzende Gedanken
Von unsers Daseyns Zweck? — Das Weltall ohne
Schranken,
Unendlich Raum und Zeit, die Sonne die uns
scheint
Ein Funke nur von einer höhern Sonne,
Unsterblich unser Geist, Unsterblichen befreund't,
Und, ahmt er Göttern nach, bestimmt zu Götter-
wonne!

Und wie treffend nimmt sie sich der Schwärmerei des Platonisten an:

Der das Geheimniß hat, die Freuden zu ersetzen,
Die Zeno nur entbehren lehrt;
Der, statt des thierischen, verächtlichen Ergötzen
Der Sinne, uns mit Götterspeise nährt.

Wir sehn mit ihm aus leicht erstiegnen Höhen
Auf diesen Erdenball als einen Punkt herab;
Ein Schlag mit seinem Zauberstab
Heißt Welten um uns her bei tausenden entste-
hen;
Sind's gleich nur Welten aus Ideen,
So baut man sie so herrlich als man will;
Und steht einmal das Rad der äußern Sinne still,
Wer sagt uns, daß wir nicht im Traume wirklich
sehen?

Gewiß wird es jeder für kaum möglich halten, daß zwei Menschen von solcher Denkart zusammen leben, ohne mit der Erinnerung an ihre Schicksale auch die Erinnerung an diese Gedanken zu erneuern, und ohne zu versuchen, darüber nicht blos in Einverständniß mit einander, sondern auch in Verständigung mit sich selbst zu kommen. Wäre doch, wenn dies nicht geschehen wäre, Fanias der Weisheit, die ihn beglückt, wenig sicher gewesen; denn was hätte ihm dafür gebürgt, daß seine Schwärmerei nur Gestalt und Farbe verändert, und er einen Traum nur um einen andern vertauscht habe?

Von dem Dichter nun aber, aus dessen Geiste Musarion entsprang, sollte man nicht voraussetzen müssen, daß er selbst auch das Letzte gethan haben werde, was nöthig war? Wir würden dies voraussetzen müssen, wenn wir auch das Werk von ihm

nicht besäßen, welches davon Zeugniß gibt. Dieses Werk ist aber sein —

XI. XII. XIII.

A g a t h o n,

über dessen Zweck der Verfasser schon durch das gewählte Motto keinen Zweifel läßt. An einem Beispiele will er zeigen, was Tugend und Weisheit vermögen, und führt uns zu diesem Behuf als den Helden eines philosophischen Romans wieder einen jungen Schwärmer auf, aber von denen der vorigen Arten sehr verschieden.

„So viel ich unsere Seele kenne, sagt Agathon, däucht mich, daß sich in einer jeden, die zu einem merklichen Grade von Entwicklung gelangt, nach und nach ein gewisses idealisches Schöne bilde, welches (auch ohne daß man sich's bewußt ist) unsern Geschmack und unsre sittlichen Urtheile bestimmt, und das allgemeine Modell abgibt, wonach unsre Einbildungskraft die besondern Bilder dessen, was wir groß, schön und vortreflich nennen, zu entwerfen scheint. Dieses idealische Modell bildet sich (wie mich däucht) aus der Beschaffenheit und dem Zusammenhange der Gegenstände, unter welchen wir zu leben anfangen. Daher, wie die Erfahrung

zu bestätigen scheint, so vielerlei besondre Denk- und Sinnesarten, als man verschiedene Stände und Erziehungsarten in der menschlichen Gesellschaft antrifft. — — Daher die Schwärmerei, welche der weise Hippias mir vorwirft; diese Schwärmerei, die ich vielleicht in einem minder erhabenen Lichte sehe, seitdem ich ihre wahre Quelle entdeckt zu haben glaube, aber die ich nichts desto weniger für diejenige Gemüthsbeschaffenheit halte, welche uns, unter gewissen Einschränkungen, glücklicher als irgend eine andre machen kann."

In der Einsamkeit der heiligen Haine des delphischen Gottes als Knabe aufgewachsen, von Natur gefühlvoll, hatte Agathon unvermerkt eine Gemüthsbildung bekommen müssen, die ihn von den gewöhnlichen Menschen unterschied; er träumte nichts als Ideale, und sein phantasirtes Modell ward in einem so ungewöhnlichen Grade abgezogen und überirdisch, daß bei zunehmendem Alter alles, was er wirklich sah, weit unter demjenigen war, was sich seine Einbildungskraft zu sehen wünschte. Als er in solcher Gemüthsverfassung in die Geheimnisse der Orphischen Philosophie eingeweiht wurde, mußte sein Entzücken unbeschreiblich seyn; denn er ward eingeführt in das Reich der Geister, und mitten in der materiellen Welt ward ihm eine neue, mit lauter unsterblichen Schönheiten erfüllt und von lauter Göttern bewohnt, eröfnet. Die Lehrsätze des

Orpheus und Pythagoras von den Göttern, von der Natur, von unsrer Seele, von der Tugend und von dem was das höchste Gut des Menschen ist, bemeisterten sich seines Gemüths so gänzlich, daß alle seine Begriffe nach diesem Urbilde gemodelt, alle seine Neigungen davon beseelt, und sein ganzes Betragen, so wie alle seine Entwürfe für die Zukunft, mit dem Plan eines nach diesen Grundsätzen abgemessenen Lebens übereinstimmig waren.

So stand es um ihn, als er beim Anblick einer jungen Unbekannten fühlte, daß er ein Herz habe. Gern wiegte er dieses in süße Träume ein. Eine zärtliche Schwermuth, welche nicht ohne eine Art von Wollust war, bemächtigte sich seiner; er suchte die Einsamkeit; und weil er den Tag über nur wenige Stunden in seiner Gewalt hatte, fing er an, in den Hainen, die den Tempel umgaben, mit seinen Gedanken und dem Bilde seiner Unbekannten ganze Nächte zu durchwachen.

(Kupfertafel zu Band 10.)

In einer dieser Nächte begegnete es, daß er sich von ungefähr in eine Gegend verirrte, die das Ansehn einer Wildniß hatte, aber der anmuthigsten, die man sich nur einbilden kann. Mitten darin ließ das Gebüsche, welches sich in vielen Krümmungen, mit hohen Cypressen und selbstgewachsenen Lauben abge-

setzt, um sich selbst herum wand, einen offenen Platz, der auf einer Seite mit einem halben Zirkel von wilden Lorberbäumen eingefaßt, auf der andern nur mit niedrigem Myrtengesträuch und Rosenhecken leicht umkränzt war. Mitten darin lagen einige Nymphen von weißem Marmor, welche auf ihren Urnen zu schlafen schienen; und aus jeder Urne ergoß sich eine Quelle in ein geräumiges Becken von schwarzem Granit, welches den Frauenspersonen, die unter dem Schutze des delphischen Apollo standen, in der warmen Jahreszeit zum Bade diente. Dieser Ort war, einer alten Sage nach, der Diana heilig. Kein männlicher Fuß durfte, bei Strafe sich den Zorn dieser unerbittlichen Göttin zuzuziehen, es wagen, ihrem geheiligten Ruheplatz nahe zu kommen. — Kaum erkennt er diesen Ort, als er, von einem heiligen Schauer erschüttert, schon den Fuß zurückziehen will, aber ihn doch nicht zurückzieht, weil er, beim Glanze des seitwärts einfallenden Mondlichts, seine Unbekannte erblickt. Seine einzige Sorge war jetzt, die liebenswürdige Einsame, zu einer Zeit und an einem Orte, wo sie keinen Zeugen, am allerwenigsten einen männlichen vermuthen konnte, durch keine plötzliche Ueberraschung zu erschrecken. Ihre Stellung gab zu erkennen, sie staune. Er betrachtete sie eine geraume Weile, ohne daß sie ihn gewahr wurde. Dieser Umstand erlaubte ihm, seine eigene Stelle zu verändern, und eine solche zu nehmen, daß sie,

sobald sie die Augen aufschlüge, ihn unfehlbar erkennen müßte. — Dieser ersehnte Augenblick kam; Agathon aber, von neuen nie gefühlten Empfindungen gedrückt, konnte — nichts sagen. Zu ihren Füßen hätte er sich werfen mögen, aber die mit der ersten Liebe so unzertrennliche Schüchternheit hielt ihn zurück; er besorgte, daß sie sich einen nachtheiligen Begriff von der tiefen Ehrerbietung, die er für sie empfand, aus einer solchen Freiheit machen möchte. Die Unbekannte aber, nicht so schüchtern, erhob sich mit jener sittsamen Anmuth, die ihr beim ersten Blick in seinen Augen den Vorzug vor allen ihren Gespielen gegeben hatte, und ging ihm etliche Schritte entgegen. Wie wenig auch Agathon seiner Psyche das sagen konnte, was er ihr sagen wollte, — der Bund der Herzen ward geschlossen.

Von dem weiteren Erfolg bedarf es nur dessen, was der Dichter seinen Agathon selbst sagen läßt: „Unsere Liebe wuchs und verschönerte sich zusehens, ohne daß wir dachten, daß es Liebe sey. Wir nannten es Freundschaft, und genossen ihrer reinsten Seligkeiten, ohne durch einige Besorgnisse oder andere natürliche Zeichen der Leidenschaft beunruhigt zu werden. Psyche hatte sich eine Freundin, wie ich mir einen Freund, gewünscht; nun glaubten wir gefunden zu haben was wir wünschten. Unsere Denkungsart und die Güte unserer Herzen flößte uns ein vollkommenes und unbegrenztes Zutrauen gegen

einander ein. Meine Augen, die schon lange gewohnt waren, anders zu sehen als man in meinem damaligen Alter zu sehen pflegt, sahen in Psyche kein reizendes Mädchen, sondern die liebenswürdigste aller Seelen, deren geistige Schönheit aus dem durchsichtigen Flor eines irdischen Gewandes hervor schimmerte: und die wissensbegierige Psyche, welche nie so glücklich gewesen war, als da ich ihr die erhabenen Geheimnisse meiner dichterischen Philosophie entfaltete, glaubte den göttlichen Orpheus oder den Apollo selbst zu hören wenn ich sprach."

Das Glück der unschuldigen schwärmerischen Seelen sollte nicht von Bestand seyn; Agathon und Psyche wurden getrennt, und es ist leicht zu erachten, daß das Verhältniß, worauf dieses Blatt hier hindeutet,

(Kupfertafel zu Band 9.)

ein von dem vorhergehenden sehr verschiedenes seyn müsse. Wir sehen Agathon hier im Hause der schönen Danae zu Smyrna.

Psyche hatte bisher stets den ersten Platz in Agathons Herzen eingenommen, und er hatte, seitdem sie von ihm entfernt war, kein Frauenzimmer gesehen, das nicht durch die bloße Erinnerung an Psychen alle Macht über sein Herz und selbst über seine Sinne verloren hätte. Sie erhielt sich im Besitz

seines Herzens, weil die bloßen Erinnerungen, die ihm von ihr übrig waren, ihm einen viel höhern Genuß gaben, als die Empfindungen, die ihm irgend eine Schöne einzuflößen vermochte; oder, weil er bisher keine andere gesehen hatte, die so sehr nach seinem Herzen gewesen wäre. Eine Erfahrung von etlichen Jahren hatte ihn beredet, daß es allezeit so seyn werde; höchst bestürzt ward er daher, als der Anblick der schönen Danae ihm eine Vollkommenheit darstellte, die seiner Einbildung nach allein jenseit des Mondes anzutreffen seyn sollte. Niemals hatte er in einem so hohen Grad und in einer so seltnen Harmonie alle die feineren Schönheiten, von welchen gemeine Seelen nicht gerührt werden, vereiniget gesehen. Was Wunder also, daß er in den ersten Stunden nichts als anschauen und bewundern konnte, und daß seine entzückte Seele keine Zeit hatte auf das Acht zu geben, was in ihr vorging! Wol würde er in diesen Augenblicken nicht an seine Psyche gedacht haben, wäre nicht eine junge Tänzerin, die Rolle der Daphne spielend, aufgetreten, welche Psyche hieß, und wenigstens auf den ersten Anblick auch einige Aehnlichkeit mit ihr hatte. Dies setzte ihn in eine unbeschreibliche Verwirrung von Empfindungen, und in eine solche Stimmung von Zärtlichkeit für die Abwesende, daß sie der schönen Danae selbst hätte nachtheilig werden können, wenn nicht diese einigermaßen

errathen hätte was in seiner Seele vorging, und wenn es ihr gleichgiltig gewesen wäre, welchen Eindruck sie auf den liebenswürdigen Sonderling machte. Sie ergriff daher die Gelegenheit, die sich darbot, ihn schnell auf andre Gedanken zu bringen. Es hatte sich nämlich ein Streit darüber erhoben, ob die Tänzerin den Geist ihrer Rolle richtig aufgefaßt habe, und in diesem Streite war Agathon andrer Meinung als alle übrigen, welche sogar behaupteten, die Rolle in Agathons Sinne genommen würde gar keinen Effekt machen. „Ich ergebe mich, versetzte Agathon; die Tänzerin hat alles gethan, was man von ihr fordern konnte, und ich war lächerlich zu erwarten, daß sie die Idee ausführen sollte, die ich von einer Daphne in meiner Phantasie habe." — Wer hätte sich eines solchen Streiches versehen sollen? Danae hat sich schnell in eine Daphne verwandelt, ihr ganzes Spiel drückt seine eigenste Idee aus, aber mit einer Anmuth, mit einer Zauberei, wovon er keine Vorstellung gehabt hatte. Wie edel, wie schön waren alle ihre Bewegungen! Mit welcher rührenden Einfalt drückte sie den ganzen Charakter der Unschuld aus! Vergeblich war es, daß Agathon sein Auge abziehen wollte; eine unwiderstehliche Gewalt zog sie zurück. Ja wol — armer Agathon! allzureizende Danae!

Hat nun aber der Mann, den wir hier neben Agathon erblicken, gewonnen oder nicht? Es ist der

berühmte Sophist Hippias, und die ganze Scene zwischen Agathon und Danae ein von ihm planmäßig angelegtes Spiel. Agathon war jetzt in die Gewalt des Hippias gegeben, und dieser hatte eben heute durch eine Erzählung von der metaphysischen Liebe Agathons, von den Wirkungen seiner Tugend und erhabenen Philosophie, erst der Danae Neugier gereizt, und dann ihre Eitelkeit herausgefodert. Er machte seiner Freundin folgende Schilderung von Agathon. „Zu Delphi im Tempel des Apollo ward er erzogen; kam in der Folge nach Athen, und die schönen Reden des Plato haben die romanhafte Erziehung vollendet, die er in den geheiligten Hainen von Delphi erhielt. Durch einen Zufall gerieth er in die Hände Cilicischer Seeräuber, und aus diesen in die meinigen. Er nannte sich Pythokles; aber weil ich diese Art von Namen nicht leiden kann, so hieß ich ihn Kallias, und er verdient so zu heißen, denn er ist der schönste Mensch, den ich jemals gesehen habe. Seine übrigen Gaben bestätigen die gute Meinung, die sein Anblick von ihm erweckt. Er hat Witz, Geschmack, Kenntnisse, er ist ein Liebhaber und selbst ein Günstling der Musen; aber mit allen diesen Vorzügen scheint er doch nichts weiter als ein wunderlicher Kopf, ein Schwärmer und ein unbrauchbarer Mensch zu seyn. Er nennt seinen Eigensinn Tugend, weil er sich einbildet, die Tugend müsse die Gegenfüßlerin der

Natur seyn; er hält die Ausschweifungen seiner Phantasie für Vernunft, weil er sie in einen gewissen Zusammenhang gebracht hat, und sich selbst für weise, weil er auf eine methodische Art raset. Er gefiel mir beim ersten Anblick; ich faßte den Entschluß, etwas aus dem jungen Menschen zu machen; aber alle meine Mühe war umsonst. Wenn es möglich ist, daß er durch irgend jemand zurecht gebracht werde, so muß es durch ein Frauenzimmer geschehen; denn ich glaube bemerkt zu haben, daß man nur durch sein Herz in seinen Kopf kommen kann. Die Unternehmung wäre deiner würdig, schöne Danae. Wenn sie dir nicht gelingt, so ist er unverbesserlich und verdient, daß man ihn seiner Thorheit und seinem Schicksal überlasse."

Hippias konnte nicht anders urtheilen, und seine Absicht war, in seinem Sinne, gut; er wollte das Glück Agathons machen, aber konnte dies nur, wenn er ihn von seiner bisherigen Philosophie abwendete und zum Anhänger der seinigen machte, die man wol im ironischen Sinne eine Weltweisheit nennen mag. Wieland hat sie ausführlich und eines Anhängers der Sokratischen Schule würdig dargestellt. Ich sage nichts von der Theorie der angenehmen Empfindungen, worauf sie gebaut ist, nichts von der Geisterlehre im Sinne des Materialismus; nur die Moral derselben dürfen wir nicht unbeachtet lassen.

„Gibt es nicht — so sagte Hippias — ein allgemeines Gesetz, welches bestimmt, was an sich selbst Recht ist? Ich antworte Ja; und dieses allgemeine Gesetz, was könnt' es anders seyn als die Stimme der Natur, die zu einem jeden spricht: Suche dein eigenes Bestes; oder mit andern Worten: Befriedige deine natürlichen Begierden, und genieße so viel Vergnügen als du kannst. Dies ist das einzige Gesetz, das die Natur dem Menschen gegeben hat; und so lang' er sich im Stande der Natur befindet, ist das Recht, das er an alles hat, was seine Begierden verlangen, oder was ihm gut ist, durch nichts anders als das Maas seiner Stärke eingeschränkt; er darf alles, was er kann, und ist keinem andern etwas schuldig. Allein der Stand der Gesellschaft, welcher eine Anzahl von Menschen zu ihrem gemeinschaftlichen Besten vereiniget, setzt zu jenem einzigen Gesetze der Natur, suche dein Bestes, die Einschränkung, ohne einem andern zu schaden. Wie also im Stande der Natur einem jeden Menschen alles recht ist, was ihm nützlich ist: so erklärt im Stande der Gesellschaft das Gesetz alles für unrecht und strafwürdig, was der Gesellschaft schädlich ist, und verbindet hingegen die Vorstellung eines Vorzugs und belohnungswürdigen Verdienstes mit allen Handlungen, wodurch der Nutzen oder das Vergnügen der Ge-

sellschaft befördert wird. Die Begriffe von Tugend und Laster gründen sich also eines Theils auf den Vertrag, den eine gewisse Gesellschaft unter sich gemacht hat, und insofern sind sie willkürlich, andern Theils auf dasjenige, was einem jeden Volke nützlich oder schädlich ist; und daher kommt es, daß ein so großer Widerspruch unter den Gesetzen verschiedener Nazionen herrschet. Daher diese unendliche Verschiedenheit des Rechts oder Unrechts unter den polizirten Nazionen. — Die Sohpisten, deren Sittenlehre sich nicht auf abgezogene Ideen, sondern auf die Natur und wirkliche Beschaffenheit der Dinge gründet, finden die Menschen an einem jeden Orte so, wie sie seyn können. Die Idealisten, wie ich diese Philosophen zu nennen pflege, welche die Welt nach ihren Ideen umschmelzen wollen, bilden ihre Lehrjünger zu Menschen, die man nirgends für einheimisch erkennen kann, weil ihre Moral eine Gesetzgebung voraussetzt, welche nirgends vorhanden ist. Sie bleiben arm und ungeachtet, weil ein Volk nur demjenigen Hochachtung und Belohnung zuerkennt, der seinen Nutzen befördert oder doch zu befördern scheint; ja, sie werden als Verderber der Jugend und als heimliche Feinde der Gesellschaft angesehen, und die Landesverweisung oder der Giftbecher ist zuletzt alles, was sie für die undankbare Bemühung davon tragen, die Menschen zu entkörpern. Klüger als diese eingebildeten Weisen, überlassen die

Sophisten den Gesetzen eines jeden Volks, ihre Bürger zu lehren was recht oder unrecht sey. Indem sie den Gesetzen und der Religion eines jeden Volkes, bei dem sie sich befinden, diejenige Achtung bezeigen, welche sie vor allen Ungelegenheiten mit den Handlangern derselben sichert, so erkennen und befolgen sie doch in der That kein andres als jenes allgemeine Gesetz der Natur, welches dem Menschen sein eigenes Bestes zur einzigen Richtschnur gibt. Alles, wodurch ihre natürliche Freiheit eingeschränkt wird, ist die Beobachtung einer nützlichen Klugheit, die ihnen vorschreibt, ihren Handlungen die Farbe, den Schnitt und die Auszierung zu geben, wodurch sie denjenigen, mit welchen sie zu thun haben, am gefälligsten werden. Das moralische Schöne ist für unsre Handlungen eben das, was der Putz für unsern Leib; und es ist eben so nöthig, seine Aufführung nach den Vorurtheilen und dem Geschmack derjenigen zu modeln, mit denen man lebt, als es nöthig ist, sich so zu kleiden wie sie. — Wie sollte ein solcher Weiser nicht geliebt werden, er, der immer bereit ist sich für die Vortheile anderer zu beeifern, ihre Begriffe zu billigen, ihren Leidenschaften zu schmeicheln? Er weiß, daß die Menschen von nichts überzeugter sind als von ihren Irrthümern, nichts zärtlicher lieben als ihre Fehler, und daß es kein gewisseres Mittel gibt sich ihr Misfallen zuzuziehen, als wenn man ihnen eine Wahrheit ent-

deckt, die sie nicht wissen wollen. — Wer könnte demnach zweifeln, daß die Kunst der Sophisten nicht fähig seyn sollte, ihrem Besitzer auf diese oder jene Art die Gunst des Glückes zu verschaffen? — Die Anzahl derjenigen, die unsre Kunst ausüben, ist auch in allen Ständen sehr beträchtlich, und du wirst unter hundert, die ein großes Glück gemacht haben, schwerlich einen einzigen finden, der es nicht einer geschickten Anwendung unserer Grundsätze zu danken habe. Die geschickten Köpfe, die von diesen Maximen den besten Gebrauch zu machen wissen, sind allezeit diejenigen, die es auf der Bahn der Ehre und des Glücks am weitesten bringen."

Hätte der Sophist Agathons Schicksale gekannt, so würde er um so zuversichtlicher darauf gerechnet haben, den Zauber zu vernichten, den die Schwärmerei auf dessen Seele geworfen habe, denn Agathons eigne Erfahrung sprach für das System des Sophisten. Jene Oberpriesterin, deren Leidenschaft für den Jüngling die Ursache seiner Trennung von Psyche wurde, bestätigte eben sowohl als die Bakchischen Frauen, unter die er fiel, jene Theorie der angenehmen Empfindungen; die religiösen Gaukeleien, die er gewahr worden war, konnten der vernommenen Geisterlehre leichter Eingang verschaffen; und seine wichtige politische Rolle zu Athen, war sie nicht ganz allein darum — ausgespielt, weil er andere Grundsätze als die des Sophisten befolgt hatte?

Die wirkliche Erfahrung sprach also überall gegen ihn und für den Sophisten. Agathons Seele aber war für solche Grundsätze nicht empfänglich, und der Gewinn, den man davon haben konnte, hatte keinen Reiz für ihn. Sah er daher gleich, daß die Wirklichkeit dem Sophisten nicht der Lüge zieh, so hielt er doch innigst fest an seiner Ueberzeugung, es solle anders seyn.

„O Hippias! — rief er aus — Siehst du nicht, daß deine selbstsüchtigen Grundsätze, wenn sie allgemein würden, die Menschen in weit ärgere Ungeheuer als Hyänen, Tiger und Krokodile verwandeln würden? — Du spottest der Religion und der Tugend? Wisse, nur den unauslöschlichen Zügen, womit ihr Bild in unsre Seelen eingegraben ist, nur dem geheimen und wunderbaren Reize, der uns zu Wahrheit, Ordnung und Güte zieht, und den Gesetzen besser zu statten kommt als alle Belohnungen und Strafen; nur diesem ist es zuzuschreiben, daß es noch Menschen auf dem Erdboden gibt, und daß unter diesen Menschen noch ein Schatten von Sittlichkeit und Güte zu finden ist. Du erklärst die Ideen von moralischer Vollkommenheit für Phantasien. Siehe mich hier, Hippias, so wie ich hier bin, biete ich den Verführungen aller deiner Cyanen, den scheinbarsten Ueberredungen deiner egoistischen Weisheit, und allen Vortheilen die mir deine Grundsätze und dein Beispiel versprechen, Trotz.

Eine einzige von jenen Phantasien ist hinreichend, die unwesentliche Zauberei aller deiner Blendwerke zu zerstreuen. Nenne die Tugend immerhin Schwärmerei; diese Schwärmerei macht mich glücklich, und würde alle Menschen glücklich machen, würde den ganzen Erdboden in ein Elysium verwandeln, wenn deine Grundsätze und diejenigen, welche sie ausüben, nicht, so weit ihr ansteckendes Gift dringt, Elend und Verderbniß ausbreiteten."

Hippias lächelte. „Ich würde mir selbst lächerlich seyn, — sagte er, — wenn ich deine begeisterte Apostrophe beantworten, oder dir zeigen wollte, wie sehr auch der Affekt der Tugend das Gesicht verfälschen kann. Bleibe, wenn du kannst, immer was du bist! Fahre fort, dich um den Beifall der Geister und die Gunst der ätherischen Schönen zu bewerben; rüste dich, dem Ungemach, das dein Platonismus dir in dieser Unterwelt zuziehen wird, groß, muthig entgegen zu gehen, und tröste dich, wenn du Leute siehst, die niedrig genug sind sich an irdischen Glückseligkeiten zu weiden, mit dem frommen Gedanken, daß sie in einem andern Leben, wo die Reihe an dich kommt glücklich zu seyn, sich in den Flammen des Phlegethon wälzen werden."

Wie verächtlich-mitleidig auch der Blick war, welchen der Sophist beim Weggehen auf Agathon warf, so fühlte er doch seine Eitelkeit zu tief verwundet, und Agathons Herausforderung war zu troz-

zig gewesen, als daß er nicht darauf hätte sinnen sollen, den, welcher als eine lebendige Widerlegung seines Systems da stand, recht auffallend zu widerlegen. „Wie? — sagte er zu sich selbst — ich habe mehr als vierzig Jahre in der Welt gelebt, und unter einer unendlichen Menge von Menschen, von allen Ständen und Klassen, nicht einen einzigen angetroffen, der meine Begriffe von der menschlichen Natur nicht bestätiget hätte, und dieser junge Mensch sollte mich noch an die Tugend glauben lehren? Es kann nicht seyn; er ist ein Phantast oder ein Heuchler. Was er auch seyn mag, ich will es ausfündig machen. Ich will ihn auf eine Probe stellen, wo er unterliegen muß, wenn er ein Schwärmer, oder wo er die Maske ablegen wird, wenn er ein Komödiant ist. Er hat gegen Cyanen ausgehalten; dies hat ihn stolz und sicher gemacht; aber es beweißt noch nichts. Wir wollen ihn auf eine stärkere Probe setzen!“

Die Probe nun, auf die er gesetzt werden sollte, — wir haben sie gesehen in jener Scene bei der schönen Danae, und müssen hier die Frage wiederholen: Hat Hippias gewonnen oder nicht?

(Kupfertafel zu Band 10.)

Auf eine sehr gefährliche Probe war Agathon gestellt, wie uns dies andere Blatt andeutet, wo wir Danae noch einmal tanzend erblicken. Es ist aber

nicht blos die reizende Figur und Stellung der Tänzerin, wodurch sie hier als gefährlich dargestellt werden soll, — denn wie manches Männerherz auch schon ertanzt worden seyn mag, ein Agathon hätte dagegen allein doch sich gehalten, sondern die Personen, vor welchen sie hier tanzt, zeigen die Gefahr an, mit welcher Agathon bedroht ist. Wir sehen hier eine Scene aus dem früheren Jugendleben der Danae, und die Personen, zwischen denen sie steht, sind Aspasia, unter deren Augen sie aufblühte, von welcher sie ihre Bildung erhielt, und der liebenswürdigste, angenehmste, interessanteste Taugenichts, den ganz Athen jemals gehabt hat, Alcibiades, der es auf die feinste Weise darauf angelegt hatte, die erste Liebe des lieblichen Mädchens zu erhalten, und der sie auch erhielt. Nicht absichtlos hat der Künstler die Gruppe der Grazien da oben hingestellt, denn wozu Danae in einer solchen Schule gebildet werden mußte, das erräth sich leicht, da man bei Aspasia's großem Interesse für ihren kleinen Liebling an diesem nicht blos schöne körperliche Anlagen voraussetzen darf. Der Erfolg betrog Aspasia's Erwartungen nicht; Danae war eine zweite Aspasia geworden, und das Glück hatte sich dieser nicht weniger angenommen als der ersten. Jung, schön, geistreich, von feinster Bildung, der Welt und der Herzen kundig wie sie war, bezauberte sie wo sie wollte; was aber für Agathon die Gefahr noch vermehrte, war, daß

sie, schöner Gefühle, edler Gesinnungen von Natur fähig, nicht Begierden erregen, sondern Liebe einflößen wollte, und daß — ihr Herz für Agathon fühlte.

Für den ersten Augenblick indeß schien Hippias sein Spiel eher verloren als gewonnen zu haben, denn die Eindrücke, welche die zauberische Danae auf Agathon gemacht hatte, waren sehr verschieden von denen, die ein gewöhnliches Weltkind empfunden haben würde. „Diese körperlichen Schönheiten, die er nicht einmal deutlich unterschied, weil sie in seinen Augen mit den geistigen in Eins zusammen geflossen waren, mochten den Grad der Lebhaftigkeit seiner Empfindungen noch so sehr erhöhen, sie konnten doch die Natur derselben nicht verändern; niemals in seinem Leben waren sie reiner, begierdenfreier, unkörperlicher gewesen. Kurz, — so widersinnig es jenen aus gröberm Stoffe gebildeten Erdensöhnen, welche in dem vollkommensten Weibe nur ein Weib sehen, scheinen mag, — es ist nichts gewisser, als daß Danae, mit einer Gestalt, und in einem Aufzuge, welche, — wenn uns ein Ausdruck des Hippias erlaubt ist, — einen Geist hätten verkörpern mögen, diesen seltsamen Jüngling in einen so völligen Geist verwandelte, als man jemals diesseit des Mondes gesehen hat."

Hippias konnte jedoch mit diesem Anfange um so zufriedener seyn, da während der Zeit, in welcher

Agathons Gemüth in eine so angenehme und ruhige Entzückung gesetzt war, als ob alle seine Wünsche nun befriedigt wären, Danae darauf dachte, diesen schönen liebenswürdigen Sonderling in einen zweiten und vielleicht standhafteren Alcibiades zu verwandeln. Daß sie es können werde, durfte sie sich nach den gemachten Beobachtungen zutrauen, sie sah aber eben so gut, daß es durch Vermittlung der Einbildungskraft und auf eine solche Art geschehen müsse, daß die geistigen und die körperlichen Schönheiten sich in seinen Augen vermengten, oder daß er in den letztern nichts als den Wiederschein der ersten zu sehen glaubte. Welche Erfahrungen Agathon bisher auch über die Liebe gemacht hatte, jene Liebe, welche die Sinne, den Geist und das Herz zugleich bezaubert, die war ihm noch unbekannt; jetzt sollte er sie kennen lernen.

Hat Wieland irgendwo seine Meisterschaft in der Kunst der Schilderungen und psychologischen Entwickelungen bewiesen, so ist es gewiß bei der Geschichte dieser Liebe geschehen, worin der Platonische Held durch alle ästhetischen Gradazionen hindurch an den Punkt geführt wird, wo — die Natur ihn erwartet hatte, er der allzugefährlichen Probe erlag und, nichts Arges ahnend, glücklich träumte, bis er, aus seinem schönen Traume plötzlich erweckt, mit Schrecken seinen Fall erkannte.

„Zugegeben, alles dies zugegeben, — fiel hier der Freund ein, selbst bemerkend, daß er mich aus Absicht bisher nicht unterbrochen habe, — allein ist es wol die Tugend, durch welche Agathon aus seinem langen Traume geweckt wird? Und sind es nicht eben diese Schilderungen, welche dem Dichter den Vorwurf zugezogen haben, daß sein Agathon unendlich mehr Sinnlichkeit und Lüsternheit angeregt habe, als er zu besiegen und zu beherrschen im Stande war? Daß, wenn er der Zeit ein Ideal der Menschheit vorgehalten, dieses das Ideal der kunstmäßig ausgebildeten Wollüstigkeit gewesen sey?"

Lassen Sie mich von dem ersten schweigen, da sich der Dichter selbst hierüber hinlänglich gerechtfertigt hat. Was den zweiten harten Vorwurf betrifft, so beklage ich nichts mehr, als daß er aus Müllners Feder kam*), und ich gestehe, daß er mich in solcher Nähe einer Vertheidigung des Wilhelm Meister und der Wahlverwandschaften von diesem Scharfblickenden um so mehr in Verwunderung gesetzt hat. Sie können mich nicht misverstehen als ob ich nicht über den ästhetischen Werth dieser Werke mit Müllner einstimmig wäre, oder als ob mir einfallen könnte eine oft wiederholte Anklage gegen die Gebrechlichkeit der Götheschen Helden nochmals zu wiederholen: wenn denn nun aber doch ein-

*) Im Conversationslexikon Art. Roman.

mal die Rede von Scenen der Sinnlichkeit und Lüsternheit seyn soll, so muß ich ja fragen — doch nein, ich will nicht fragen! — Müllner, scheint es, wurde dadurch zu einem Irrthum verleitet, daß er annahm, Wieland habe Agathon als ein Ideal der Menschheit aufstellen wollen, womit ihm aber eine Absicht zugeschrieben wird, die er nicht hatte, wie die Folge von selbst ausweisen wird.

Des Sophisten Triumph über Agathon war nur vorübergehend, wenn er überhaupt einen Triumph hatte, denn Agathon konnte zwar durch gehörige ästhetische Vorbereitungen dahin gebracht werden, daß er in Selbsttäuschung eingewiegt eine Zeit lang so lebte, als ob der Sophist Recht habe, nie aber so weit, daß er sich zu dessen System der Sinnlichkeit und eigennützigen Klugheit bekannt hätte. Entschlossen entsagte er allem Glück und allen Vortheilen, sobald er seine Selbsttäuschung erkannte; sein Herz war zerrissen, aber seine Grundsätze waren fest. Hippias hatte ihn auf eine Probe stellen wollen, wo er unterliegen mußte, wenn er ein Schwärmer war; er hatte ihr unterlegen; aber sein Mephistopheles gewann nichts dadurch als die Ueberzeugung, daß der Geprüfte ein Schwärmer und Phantast gewesen und — geblieben sey. Des Hippias Hofnung, sein System von Agathon anerkannt zu sehen, war also gescheitert: es sollte aber eine Zeit kommen, wo er neue Hofnung dazu faßte, denn die

Zeit der Prüfungen war für Agathon noch nicht vorüber.

Wir finden ihn auf einem neuen Schauplatze, am Hofe des Königs Dionysius zu Syrakus, nochmals eine wichtige politische Rolle spielend, aber — mit nicht besserem Glück als einst zu Athen. Ich sage nichts von der Redlichkeit seines Willens für das Gute, nichts von seiner Staatsverwaltung, seinen Fehlern gegen Hof- und Weltklugheit und von seinem Fall; genug, wir finden ihn im — Kerker wieder, wo er Muße genug hatte über sich und sein Streben nachzudenken. Eben legte er sich selbst die Fragen vor: „Sollte nicht auch das Streben nach einer mehr als menschlichen Größe, Stärke und Erhabenheit der Seele bloßes Gaukelwerk eines sich selbst vergötternden Egoismus seyn? Wie, Agathon, wenn Hippias auch hierin am Ende Recht behielte, und diese idealische Tugend, der du schon so viel Opfer brachtest, selbst die größte, wenn auch die schönste, aller Schimären wäre?" — Siehe, da öffnet sich die Thür des Kerkers, und hereintritt — Hippias selber. Jetzt mußte sichs entscheiden, ob dieser den völligen Triumph haben sollte, Agathon von seiner moralischen Höhe herabstürzen zu sehen. Wenn der Sophist zu irgend einer Zeit sich damit schmeicheln konnte, so war es gewiß in dieser, allein es erfolgte nichts weniger als das, womit er sich geschmeichelt hatte. Agathon war als sähe er seinen

bösen Genius vor sich, und sogleich fühlte er sich ganz wieder Agathon. „Es ist eine Kluft zwischen uns, sagt er ihm, die uns so lange trennen wird, als jeder von uns ist, was er ist. Du siehest, meine Erfahrungen, meine Verirrungen, meine Fehltritte selbst, dienten am Ende nur mein Gemüth zu läutern, mich in meinen Grundsätzen zu befestigen, und über das, was die Würde meiner Natur und der Zweck meines Daseyns ist, mir immer mehr Licht zu geben. — — Der Tugend schwöre ich hier, in Deiner Gegenwart, von neuem unverbrüchliche Treue, fest entschlossen, jede neue Laufbahn, die sie mir eröfnen wird, muthig anzutreten, sollte auch etwas viel ärgeres, als was ich bereits erfahren habe, am Ziel derselben auf mich warten. — — Was mein Schicksal seyn wird, weiß ich nicht; wiewohl mir kaum zweifelhaft ist, was meine Feinde über mich beschlossen haben. Eine höhere Macht gebietet über sie und mich. — — Wie weit ich auch unter dem, was ich seyn sollte und seyn konnte, geblieben bin, die Sicilier, Dionysius und seine Hofleute haben sich nicht zu beklagen, irgend ein Unrecht von mir erlitten zu haben; und in diesem Bewußtseyn meiner Unschuld erwart' ich mit Ruhe was über mich verhängt ist." So gab ihm diese für ihn so wichtige Scene Anlaß, ihn in der edlen Gesinnung und Entschließung zu bestärken, mit welchen er den Versucher Hippias auf immer von sich entfernt hatte.

Unwidersprechlich geht nun hieraus hervor, daß Agathon nicht nur festhielt in seinem Glauben an die Tugend, sondern daß er seinen festen Glauben auch durch die That zu bewähren mit Eifer strebte. Das war genug, um seine Ehre bei allen Tugendhaften zu retten, aber es war nicht genug für den Plan des philosophirenden Dichters. Gerade die Hauptsache war noch zurück, denn mit allem diesem war doch noch ganz und gar nicht entschieden, wer das größere Recht auf seiner Seite habe, ob der Sophist oder Agathon. Konnte denn dieser nicht wirklich das seyn, wofür der Sophist ihn hielt, ein bloßer Phantast und Schwärmer? Und wofür wäre ein solcher nicht fähig Gut und Blut einzusetzen, ohne uns ein nachahmungswürdiges Beispiel zu geben? — Ist nun aber auch die Tugend nichts als die Schimäre eines Schwärmers? Hierüber war noch zu entscheiden, und hierüber wurde entschieden. Zu diesem Behuf bringt der Dichter seinen Agathon nun noch in die Gesellschaft seines Befreiers, des Archytas, eines echten Weisen. Er ist es, in dessen Person ein Ideal der Menschheit im Agathon aufgestellt werden, und der auch durch sein Wort das System des Sophisten widerlegen soll, wie er es durch sein Leben schon längst widerlegt hatte.

Wäre es nicht unverbrüchliches Gesetz für die bildende Kunst, nur solches darzustellen, was sich

durch sich selbst ausspricht, so hätte ich wünschen können, daß statt der zweiten Tanzscene aus dem Agathon, die auf den Ernst des Buches wenig schließen läßt, die Scene gewählt worden wäre, wo Archytas und Agathon auf einer Anhöhe am Meerbusen von Tarent in der von Lorbeerbäumen umschatteten Vorhalle eines Apollotempels, den von der Morgensonne angestrahlten Meerbusen vor sich, sich niedergelassen hatten. Wer hätte es aber errathen, daß diese beiden Personen hier mit nichts Geringerem beschäftigt waren als mit der Entscheidung der wichtigsten menschlichen Angelegenheit? Agathon hatte sich überzeugt, daß das, was Archytas so hoch über alle gewöhnlichen Menschen erhob, die Frucht derselben Ideen und Grundsätze war, die ihn begeistert hatten, er sah aber auch den großen Unterschied zwischen ihnen beiden, daß bei Archytas Weisheit war, was bei ihm für nichts besseres als schöne Schwärmerei gelten konnte, da es mehr auf Gefühl und Phantasie als auf feste Ueberzeugung und deutlich gedachte Begriffe gegründet war, weshalb er auch in der Probe so schlecht bestand. Jetzt verlangte ihn nach besserer Uebereinstimmung mit sich selbst.

„Den heiligen Schleier, der das Geheimniß der Natur verhüllt, sagte Archytas, vermag kein Sterblicher aufzudecken. Aber hieraus mit den Hippiassen zu folgern, was über uns sey, gehe uns

nichts an, wäre der rasche Schluß einer zum Dienst der Sinnlichkeit erniedrigten Vernunft, die sich selbst ihre verlorne Würde zu verbergen sucht und auf ihr edelstes Vorrecht Verzicht thut. — — Laß es seyn, daß wir mit unsern äußerlichen Sinnen so wenig in das innere Wesen der Dinge als in Platons überhimmlische Gegend dringen können: liegt nicht in unserm innern Sinn eine unsichtbare Welt in uns selbst aufgedeckt, deren Grenzen noch kein Sterblicher erflogen hat? Und was liegt uns näher, geht uns mehr an, als diese nur dem Auge des Geistes anschauliche Welt unserer eigenen Gefühle, Gedanken, Ahnungen, Triebe und Bestrebungen, in deren Mitte unser geistiges Ich, wie ein Gott im Chaos, Gesetze giebt, Licht werden heißt, das Verschiedene trennt, das Gleichartige zusammen ordnet, Wirkungen mit Ursachen, Mittel mit Zwecken verbindet, und indem er so, vermöge seiner gottähnlichen Natur, das Viele und Mannichfaltige immer zu Einem zu verbinden, und das Besondre dem Allgemeinen, das Zufällige dem Nothwendigen, das Geringere dem Bessern, unterzuordnen beschäftigt ist, von Ursache zu Ursache, von Zweck zu Zweck, von System zu System, als auf einer von der Erde über die Wolken emporsteigenden Leiter, sich bis zur Idee eines alles umfassenden allgemeinen Systems und eines alles belebenden, allem gesetzgebenden, alles erhaltenden und regierenden Geistes zu erheben fähig

ist? Hier, in diesem heiligen Kreise, liegt unser wahres, höchstes, ja, genau zu reden, einziges Interesse; dies ist der Kreis unsrer edelsten und freiesten Thätigkeit; hier, oder nirgends, müssen wir die Wahrheit suchen, die uns zum sichern Leitfaden durch diese Sinnenwelt dienen soll; und hier ist für den, der sie redlich sucht, keine Täuschung möglich!

„Die Wahrheit, die für alle wahr und allen unentbehrlich ist, die den Menschen zu seiner Bestimmung, zu dem was für ihn das höchste Gut ist, führen soll, kann nicht in dem Brunnen des Demokritus versenkt liegen; sie kann kein Arkanum seyn, dessen Besitz die Natur einigen Wenigen ausschließlich anvertraut hätte, und welchem zu Liebe man nach Memphis oder Sais oder zu den Gymnosophisten am Ganges reisen müßte. Sie muß uns allen nahe genug liegen, um durch bloße Aufmerksamkeit auf uns selbst, durch bloßes Forschen in unsrer eignen Natur, so weit das Licht in uns selbst den Blick des Geistes dringen läßt, gefunden zu werden.

„Das Erste, was die auf mich selbst geheftete Betrachtung an mir wahrnimmt, ist, daß ich aus zwei verschiedenen und einander entgegen gesetzten Naturen bestehe: einer thierischen, die mich mit allen andern Lebendigen in dieser sichtbaren Welt in Eine Linie stellt; und einer geistigen, die mich

durch Vernunft und freie Selbstthätigkeit unendlich hoch über jene erhebt. Durch jene hange ich auf tausendfache Weise von allem, was außer mir ist, ab, bin den Bedürfnissen, die allen Thieren gemein sind, unterworfen, und selbst in der thätigen Aeußerung meiner Triebe an die Gesetze der Bewegung, der Organisazion und des animalischen Lebens durch ebendieselbe Nothwendigkeit gefesselt, welcher jedes andre Thier unterthan ist. Durch diese fühle ich mich frei, unabhängig, selbstthätig, und bin nicht nur Gesetzgeber und König einer Welt in mir selbst, sondern auch fähig, mich bis auf einen gewissen Grad zum Herren über meinen Körper und über alles andere, was innerhalb der Grenzen meines Wirkungskreises liegt, zu machen. — Natürlicher Weise wird durch diese wunderbare, mir selbst unerklärliche, Vereinigung zweier so ungleichartigen Naturen, die thierische auf tausendfache Weise veredelt, die geistige hingegen, die ihrer Natur nach lauter Kraft, Licht und Feuer ist, abgewürdigt, verdüstert, erkältet, und, um mich eines sehr passenden Platonischen Bildes zu bedienen, durch die Verwicklung in die niedrigen Geschäfte und Bedürfnisse des Thiers, wie ein Vogel der an der Leimruthe hängen blieb, verhindert, ihren natürlichen freien Flug zu nehmen, und sich in ein reineres Element zu gleichartigen Wesen aufzuschwingen. Gleichwohl, da nun einmal diese Vereinigung das ist, was den Menschen zum Men=

schen macht: worin anders könnte die höchste denkbare Vollkommenheit der Menschheit bestehen, als in einer völligen, reinen, ungestörten Harmonie dieser beiden zu Einer verbundenen Naturen? Eine Vollkommenheit, welche, wie unerreichbar sie auch seyn mag, dennoch, insofern ich sie durch getreue Anwendung der Mittel, die in mir selbst liegen, befördern kann, das unverrückte Ziel meiner ernstlichen Bestrebungen seyn muß. — Wenn aber eine solche Harmonie unter irgend einer Bedingung statt finden kann, so ist es gewiß nur unter dieser, daß der thierische Theil meines Wesens von dem geistigen, nicht umgekehrt der letztere von dem erstern, regiert werde; denn was kann widersinniger seyn, als daß der Blinde den Sehenden führe, und der Verständige dem Unverständigen gehorche? Diese Unterordnung ist um so gerechter, weil der thierische Theil bei der Regierung des vernünftigen keine Gefahr läuft, und nicht die geringste Beeinträchtigung in seinen rechtmäßigen Foderungen von ihm zu besorgen hat: indem dieser zu gut erkennt, was zum gemeinsamen Besten des ganzen Menschen erfodert wird, um dem thierischen Theil etwas zu versagen, was die Natur zu einer Bedingung seiner Erhaltung und seines Wohlseyns gemacht hat. Das Thier hingegen weiß nichts von den höheren Bedürfnissen des Geistes; es kümmert sich nichts darum, ob sein unruhiges Bestreben jede seiner Be-

gierden zu befriedigen den Geist in edlern Geschäften und reinern Vergnügungen beeinträchtigt, und ist so wenig geneigt, seinen eigennützigen Forderungen Ziel und Maaß setzen zu lassen, daß es sich vielmehr jeder Einschränkung entgegen sträubt, und, sobald die Vernunft einschlummert oder den Zügel nicht fest genug hält, sich einer Willkürlichkeit und Oberherrschaft anmaßt, wovon die Zerrüttung der ganzen innern Oekonomie des Menschen die unfehlbare Folge ist. — Da nun dies, wie die Erfahrung zeigt, der Fall — wo nicht bei allen, doch gewiß bei der ungleich größeren Zahl der Menschen auf dem ganzen Erdboden ist, und von jeher gewesen zu seyn scheint; und da nicht nur die allgemein anerkannte sittliche Verdorbenheit, sondern selbst der größte Theil der physischen Uebel und Leiden, die das Menschengeschlecht drücken und peinigen, nothwendige Folgen dieser Herrschaft des thierischen Theils unsrer Natur über den geistigen sind, und der schändlichen Dienstbarkeit, zu welcher die Vernunft sich nur zu leicht bequemt, wenn der Sirenengesang der Leidenschaften einmal den Eingang zu unserm Herzen gefunden hat: so folgt hieraus als eine Regel, die — ohne Rücksicht auf mögliche, seltne Ausnahmen — mit gutem Fug für allgemein gelten kann, „daß ein rastloser Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit, oder des geistigen Menschen mit dem thierischen, das einzige Mittel sey, wodurch der Verderbniß unsrer Natur

und den Uebeln aller Arten, die sich aus ihr erzeugen, abgeholfen werden könne; und daß dieser innerliche Krieg in jedem Menschen so lange dauern müsse, bis das zum Dienen geborne Thier die weise und gerechte Herrschaft der Vernunft anerkennt und willig dulden gelernt hat." Eine Bedingung, wozu das thierische Ich, dessen Thätigkeit nur immer seine eigene Befriedigung zum Zweck hat, schwerlich auf eine andre Art zu bringen ist, als wenn das geistige durch jede mögliche Verstärkung seiner Kraft und Energie eine ganz entschiedene Uebermacht gewonnen hat. — Wenn dies, wie ich innigst überzeugt bin, Wahrheit ist, so habe ich von diesem Augenblick an kein dringenderes Geschäft, als mich zu diesem Endzwecke aller Kräfte und Hülfsquellen, die in der Natur meines Geistes liegen, in ihrer ganzen Stärke bedienen zu lernen; und nun begreife ich erst, warum der Delphische Apollo (hierin das Organ der höchsten Weisheit, die zu allen Menschen spricht,) denen, die in seinen Tempel eingehen, nichts wichtigeres zu empfehlen wußte als: Kenne dich selbst! Denn worin anders als in dieser Unbekanntschaft mit der hohen Würde unsrer Natur, mit der unendlichen Erhabenheit des Unsichtbaren in uns über das Sichtbare, und mit der unerschöpflichen Stärke unsrer blos durch Nichtgebrauch so wenig vermögenden Geisteskraft, worin anders liegt die erste Quelle aller unsrer Uebel? — Ich entschlage mich hie-

bei jeder Untersuchung, die aus Mangel eines festen Grundes, worauf die Vernunft fußen könnte, sich in bloße Hypothesen verliert; — die Sache selbst liegt am Tage. Nur die Unkunde seiner eigenen Natur und Würde kann den Geist in einen so unnatürlichen Zustand versetzen, daß er, anstatt zu herrschen, dient; anstatt sich vom Stoffe los zu winden, immer mehr in ihn verwickelt wird; anstatt immer höher empor zu steigen, immer tiefer herabsinkt; anstatt mit Götterspeise sich zu nähren, an thierischen Genüssen oder leeren Schaugerichten sich genügen läßt. Aber selbst in diesem schmählichen Zustande dringt sich ihm ein geheimes Gefühl seiner höhern Natur wider Willen auf; er ist weit entfernt sich in seiner Erniedrigung wohl zu befinden; er macht sich selbst Vorwürfe über jede seiner unwürdige Gefälligkeit gegen die Tyrannen, deren Ketten er sich zu tragen schämt, und die ewige Unruhe in seinem Innern, das stete Bestreben sein eigenes Bewußtseyn zu übertäuben, das häufige Wechseln der Gegenstände seiner Begierden und Leidenschaften, das ewige Sehnen nach einem unbekannten Gute, dessen er bei jeder Veränderung vergebens habhaft zu werden hofft, beweiset überflüssig, wie wenig Befriedigung er in seinen Genüssen findet, und daß keine Glückseligkeit für ihn ist, so lang ihm ihre reinste Quelle im Grunde seines eigenen Wesens verborgen und verschlossen ist.

„Wohl mir, sagte ich bei diesen Betrachtungen zu mir selbst, daß ein Zusammenfluß günstiger Umstände, Erziehung, Unterricht, frühzeitige Anstrengung des Geistes und Aufmerksamkeit auf die Stimme meines guten Dämons mich davor bewahrt haben, diese unglücklichen Erfahrungen an mir selbst zu machen! Wohl mir, daß weder ein überwiegender Hang zur Sinnlichkeit, noch irgend eine andre selbstsüchtige Leidenschaft, die Liebe zur Wahrheit und das Bestreben den Beifall des Richters in meinem Herzen zu verdienen, in mir überwältigte! Aber darf ich mir darum schmeicheln, die Oberherrschaft der Vernunft in mir sey nun auf immer so fest gegründet, daß es keiner Vorsicht gegen den vielleicht nur versteckten Feind bedürfe, der, gerade wenn ich mich seiner am wenigsten versehe, aus irgend einem Hinterhalt hervorbrechen, und mein unbesonnenes Selbstvertrauen zu Schanden machen könnte? Ich habe die Laufbahn des Lebens kaum begonnen, — Geburt, Erziehung, Verhältnisse und die Erwartung meiner Mitbürger bestimmen mich zu den öffentlichen Geschäften meines Vaterlandes, — tausend Gelegenheiten, wo meine Rechtschaffenheit, meine Geduld, meine Gewalt über mich selbst, meine Beharrlichkeit im Guten, auf unerwartete Proben gesetzt werden mögen, stehen mir bevor, — mancher schwere Kampf, vielleicht mit einem mir noch unbekannten Gegenkämpfer in meinem Busen, oder doch gewiß mit den

Leidenschaften, Irrthümern und Lastern andrer Menschen, mit welchen mein Lauf in der Republik oder meine Verhältnisse im bürgerlichen Leben mich verwickeln werden, und — was von allen Gefahren vielleicht die gefährlichste ist — der Geist der Welt, die unmerkliche Ansteckung herrschender Beispiele, Vorurtheile und Gewohnheiten! — Werde ich auf einer so schlüpfrigen Bahn nie ausglitschen? Unter so mancherlei Geschäften, Sorgen und Zerstreuungen, bei einer so vielfach getheilten Aufmerksamkeit auf die Dinge außer mir, die Aufmerksamkeit auf mein Inneres nie verlieren? Unter dem lärmenden Getümmel von außen die Stimme der Weisheit, die leisen Warnungen meines guten Dämons nie überhören? — Es ist so schwer empor zu steigen, so leicht herab zu schlüpfen; und auf der Bahn, die ich zu gehen entschlossen bin, kommt man durch bloßes Stillstehen schon zurück! — O gewiß hast du jede mögliche Verstärkung, die deinem Willen eine auf immer entschiedene Uebermacht geben kann, gewiß hast du ein System von Lebensweisheit vonnöthen, das auf einem Grunde stehe, den keine entgegen wirkende Kraft weder von außen noch von innen zu erschüttern vermögend sey!

„Aber warum solltest du suchen was du bereits gefunden hast? — — Wo solltest du eine bessere Norm deiner ganzen innern Verfassung, einen sicherern Leitfaden durch den Labyrinth des Lebens, ein

edleres Ziel deines Daseyns, mehr Aufmunterung und Kraft zur Tugend, und einen festern Grund guter Hoffnungen finden können, als in den Grundlehren eben dieser erhabenen Weisheit, in welcher du erzogen wurdest? Dem Glauben, daß dieses unermeßliche Weltall, — worin die Vernunft, sobald ihr reiner Blick durch keine zufällige Ursache verdüstert ist, selbst in den bloßen Schattenbildern der wesentlichen Dinge, die durch die äußern Sinne in den innern fallen, einen so genauen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, Mittel und Endzweck, eine so schöne Einfalt in der unerschöpflichsten Mannigfaltigkeit, im ewigen Streit der verschiedensten Elemente und Zusammensetzungen so viel Harmonie, im ewigen Wechsel der Dinge so viel Einförmigkeit, bei aller anscheinenden Verwirrung so viel Ordnung, im Ganzen einen so reinen Zusammenklang aller Theile zu Einem gemeinschaftlichen Zweck wahrnimmt, — nicht das Werk eines blinden Ungefährs oder mechanisch wirkender plastischer Formen sey, sondern die sichtbare Darstellung der Ideen eines unbegrenzten Verstandes, die ewige Wirkung einer ewigen geistigen Urkraft, aus welcher alle Kräfte ihr Wesen ziehen, eine einzige nach einerlei Gesetz regierte Stadt Gottes, deren Bürger alle vernünftige Wesen, deren Gesetzgeber und Regierer die Gerechtigkeit und Weisheit selbst,

deren ewiges Grundgesetz gemeinschaftliches Aufstreben nach Vollkommenheit ist. — Je mehr ich diesen großen, alles umfassenden Gedanken durchzudenken strebe, je völliger fühle ich mich überzeugt, daß sich die ganze Kraft meines Geistes in ihm erschöpft, daß er alle seine wesentlichen Triebe befriedigt, daß ich mit aller möglichen Anstrengung nichts Höheres, Besseres, Vollkommneres denken kann, und — daß eben dies der stärkste Beweis seiner Wahrheit ist.

Von dem Augenblick an, da mir dieser göttlichste aller Gedanken, in der ganzen Klarheit womit er meine Seele durchstrahlt, so gewiß erscheint, als ich mir selbst meiner vernünftigen Natur bewußt bin, fühle ich, daß ich mehr als ein sterbliches Erdenwesen, unendlich mehr als der bloße Thiermensch bin, der ich äußerlich scheine; fühle, daß ich durch unauflösliche Bande mit allen Wesen zusammenhange, und daß die Thätigkeit meines Geistes, anstatt in die traumähnliche Dauer eines halb thierischen Lebens eingeschränkt zu seyn, für eine ewige Reihe immer höherer Auftritte, immer reinerer Enthüllungen, immer kraftvollerer, weiter grenzender Anwendungen eben dieser Vernunft bestimmt ist, die mich schon in diesem Erdenleben zum edelsten aller sichtbaren Wesen macht.

Von diesem Augenblick an fühle ich, daß der Geist allein mein wahres Ich seyn kann, daß nur

seine Geschäfte, sein Wohlstand, seine Glückseligkeit, die meinigen sind; daß es Unsinn wäre, wenn er einen Körper, der ihm blos als Organ zur Entwicklung und Anwendung seiner Kraft und zu Vermittlung seiner Gemeinschaft und Verbindung mit den übrigen Wesen zugegeben ist, als einen wirklichen Theil seiner selbst betrachten, und das Thier, das ihm dienen soll, als seines gleichen behandeln wollte; aber mehr als Unsinn, Verbrechen gegen das heiligste aller Naturgesetze, wenn er ihm die Herrschaft über sich einräumen, oder sich in ein schnödes Bündniß gegen sich selbst mit ihm einlassen, eine Art von Centaur aus ihm machen, und die Dienste, die ihm das Thier zu leisten genöthigt ist, durch seiner selbst unwürdige Gegendienste erwiedern wollte.

Von diesem Augenblick an, da mein Rang in der Schöpfung, die Würde eines Bürgers der Stadt Gottes, die mich zum Genossen einer höhern Ordnung der Dinge macht, entschieden ist, gehöre ich nicht mir selbst, nicht einer Familie, nicht einer besondern Bürgergesellschaft, nicht einer einzelnen Gattung, noch dem Erdschollen, den ich mein Vaterland nenne, ausschließlich an: ich gehöre mit allen meinen Kräften dem großen Ganzen an, worin mir mein Platz, meine Bestimmung, meine Pflicht, von dem einzigen Oberherrn, den ich über mich erkennen darf, angewiesen ist. Aber eben darum, und nur darum,

weil in diesem Erdenleben mein Vaterland der mir unmittelbar angewiesene Posten, meine Hausgenossen, Mitbürger, Mitmenschen, diejenigen sind, auf welche meine Thätigkeit sich zunächst beziehen soll, erkenne ich mich verbunden, alles mir Mögliche zu ihrem Besten zu thun und zu leiden, sofern keine höhere Pflicht dadurch verletzt wird. Denn von diesem Augenblick an sind Wahrheit, Gerechtigkeit, Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit, ohne eigennützige Rücksicht auf mich selbst, die höchsten Gegenstände meiner Liebe; ist das Bestreben, diese reinsten Ausstrahlungen der Gottheit in mir zu sammeln und außer mir zu verbreiten, mein letzter Zweck, die Regel aller meiner Handlungen, die Norm aller Gesetze, zu deren Befolgung ich mich verbindlich machen darf. Mein Vaterland hat alles von mir zu fodern, was dieser höchsten Pflicht nicht widerspricht: aber sobald sein vermeintes Interesse eine ungerechte Handlung von mir forderte, so hörten für diesen Moment alle seine Ansprüche an mich auf; und wenn Verlust meiner Güter, Verbannung und der Tod selbst auf meiner Weigerung stände, so wäre Armuth, Verbannung und der Tod der beste Theil, den ich wählen könnte.

Kurz, von dem Augenblick an, da jener große Gedanke von meinem Innern Besitz genommen hat, und die Seele aller meiner Triebe, Entschließungen und Handlungen geworden ist, verschwindet auf immer

jede Vorstellung, jede Begierde, jede Leidenschaft, die mein Ich von dem Ganzen, dem es angehört, trennen, meinen Vortheil isoliren, meine Pflicht meinem Nutzen oder Vergnügen unterordnen will. Nun ist mir keine Tugend zu schwer, kein Opfer, das ich ihr bringe, zu theuer, kein Leiden um ihretwillen unerträglich. — Diesen Gedanken meines göttlichen Ursprungs, meiner hohen Bestimmung, und meines unmittelbaren Zusammenhangs mit der unsichtbaren Welt und dem allgemeinen Geist, suche ich immer in mir gegenwärtig, hell und lebendig zu erhalten, und er ist durch die Länge der Zeit zu einem immerwährenden leisen Gefühl geworden. Fühle ich auch (wie es kaum anders möglich ist) zuweilen das Loos der Menschheit, den Druck der irdischen Last, die an den Schwingen unsers Geistes hängt, verdüstert sich mein Sinn, ermattet meine Kraft, — so bedarf es nur einiger Augenblicke, worin ich den schlummernden Gedanken der innigen Gegenwart, womit die alles erfüllende Urkraft auch mein innerstes Wesen umfaßt und durchdringt, wieder in mir erwecke, und es wird mir, als ob ein Lebensgeist mich anwehe, der die Flamme des meinigen wieder anfacht, wieder Licht durch meinen Geist, Wärme durch mein Herz verbreitet, und mich wieder stark zu allem macht, was mir zu thun oder zu leiden auferlegt ist.

Und ein System von Ideen, dessen Glaube diese Wirkung thut, sollte noch eines andern Beweises seiner Wahrheit bedürfen, als seine bloße Darstellung? Ein Glaube, der die Vernunft so völlig befriedigt, der mir sogar durch sie selbst aufgedrungen wird, und dem ich nicht entsagen kann ohne meiner Vernunft zu entsagen: ein Glaube, der mich auf dem geradesten Wege zur größten sittlichen Güte und zum reinsten Genuß meines Daseyns führt, die in diesem Erdenleben möglich sind; ein Glaube, der, sobald er allgemein würde, die Quellen aller sittlichen Uebel verstopfen, und den schönen Dichtertraum vom goldenen Alter in seiner höchsten Vollkommenheit realisiren würde; ein solcher Glaube beweiset sich selbst, und wir können alle seine Gegner getrost auffordern, einen vernunftmäßigeren und der menschlichen Natur zuträglicheren aufzustellen.

Ich kenne nur einen einzigen Einwurf gegen ihn, der beim ersten Anblick einige Scheinbarkeit hat, den nämlich, daß er zu erhaben für den großen Haufen, zu rein und vollkommen für den Zustand sey, zu welchem das Schicksal die Menschheit auf dieser Erde verurtheilt habe. Aber wenn es nur zu wahr ist, daß der größte Theil unsrer Brüder sich in einem Zustande von Rohheit, Unwissenheit, Mangel an Ausbildung, Unterdrückung und Sklaverei befindet, der sie zu einer Art von Thierheit zu verdammen scheint, worin dringende Sorgen für die bloße Erhal-

tung des animalischen Lebens den Geist niederdrücken und ihn nicht zum Bewußtseyn seiner eignen Würde und Rechte kommen lassen: wer darf es wagen, die Schuld dieser Herabwürdigung der Menschheit auf das Schicksal zu legen? Liegt sie nicht offenbar an denen, die aus höchst sträflichen Bewegursachen alle nur ersinnliche Mittel anwenden, sie so lange als möglich in diesem Zustande von Thierheit zu erhalten? — Doch, diese Betrachtung würde uns jetzt zu weit führen. — Genug, wir kennen unsre Pflicht, und wenn wir auch sonst nichts vermögen, so werden wir unsern Brüdern, so viel an uns ist, zu jenem Kenne dich selbst behülflich zu seyn suchen, welches sie unmittelbar zu dem einzigen Mittel führt, wodurch den Uebeln der Menschheit gründlich geholfen werden kann. Freilich ist dies nur stufenweise, nur durch allmählige Verbreitung des Lichtes, worin wir unsre wahre Natur und Bestimmung erkennen, möglich: aber auch bei der langsamsten Zunahme desselben, wofern es nur zunimmt, wird es endlich heller Tag werden; denn so lange die Unmöglichkeit einer stufenweise wachsenden Vervollkommnung aller geistigen Wesen unerweislich bleiben wird, können wir jenen trostlosen Zirkel, worin sich das Menschengeschlecht, nach der Meinung einiger Halbweisen, ewig herum drehen soll, zuversichtlich für eine Schimäre halten. Bei einer solchen Meinung mag wol die Trägheit einzelner sinnlicher Menschen ihre Rech=

nung finden: aber sie ist weder der Menschheit im Ganzen zuträglich, noch mit dem Begriffe, den die Vernunft sich von der Natur des Geistes macht, noch mit dem Plane des Weltalls vereinbar, den wir uns, als das Werk der höchsten Weisheit und Güte, schlechterdings in der höchsten Vollkommenheit, die wir mit unserer Denkkraft erreichen können, vorzustellen schuldig sind; und dies um so mehr, da wir nicht zweifeln dürfen, daß die undurchbrechbaren Schranken unsrer Natur, auch bei der höchsten Anstrengung unsrer Kraft, uns immer unendlich weit unter der wirklichen Vollkommenheit dieses Plans und seiner Ausführung zurück bleiben lassen.

Auch der Einwurf, daß der Glaube einer Verknüpfung unsers Geistes mit der unsichtbaren Welt und dem allgemeinen System der Dinge gar zu leicht die Ursache einer der gefährlichsten Krankheiten des menschlichen Gemüthes, der religiösen oder dämonistischen Schwärmerei werden könne, ist von keiner Erheblichkeit. Denn es hängt ja blos von uns selbst ab, dem Hange zum Wunderbaren die Vernunft zur Grenze zu setzen, Spielen der Phantasie und Gefühlen des Augenblicks keinen zu hohen Werth beizulegen. — — Uns liegt es ob, unsre Begriffe immer mehr zu reinigen, und überhaupt von allem, was außerhalb des Kreises unsrer Sinne liegt, nicht mehr wissen zu wollen, als was die Vernunft selbst davon zu glauben lehrt, und als für unser moralisches

Bedürfniß zureicht. Die Schwärmerei, die sich im Schatten einer unbeschäftigten Einsamkeit mit sinnlich-geistigen Phantomen und Gefühlen nährt, läßt sich freilich an einer so frugalen Beköstigung nicht genügen; sie möchte sich über die Grenzen der Natur wegschwingen, sich durch Ueberspannung ihres innern Sinnes schon in diesem Leben in einen Zustand versetzen können, der uns vielleicht in einem andern bevorsteht; sie nimmt Träume für Erscheinungen, Schattenbilder für Wesen, Wünsche einer glühenden Phantasie für Genuß; gewöhnt ihr Auge an ein magisches Helldunkel, worin ihm das volle Licht der Vernunft nach und nach unerträglich wird, und berauscht sich in süßen Gefühlen und Ahnungen, die ihr den wahren Zweck des Lebens aus den Augen rücken, die Thätigkeit des Geistes einschläfern, und das unbewachte Herz wehrlos jedem unvermutheten Anfall auf seine Unschuld Preis geben. Gegen diese Krankheit der Seele ist Erfüllung unsrer Pflichten im bürgerlichen und häuslichen Leben das sicherste Verwahrungsmittel; denn innerhalb dieser Schranken ist die Laufbahn eingeschlossen, die uns hienieden angewiesen ist, und es ist bloße Selbsttäuschung, wenn jemand sich berufen glaubt, eine Ausnahme von diesem allgemeinen Gesetze zu seyn."

Nun, mein Freund, was sagen Sie zu diesem Wielandischen Selbstbekenntniß?

„Ich sage, — erwiederte er — daß dieses System des Archytas nicht nur jenes egoistische des Sophisten hinreichend widerlegt, sondern zugleich auch zeigt, worin Agathon fehlte, und wie es kam, daß er fehlen mußte; daß dies alles wichtige Betrachtungen zu veranlassen gemacht ist, und daß für den, welcher sie anstellt, eine Apologie dieses philosophischen Romans nicht nöthig seyn dürfte: denn je mehr ich alles aus diesem Gesichtspunkte betrachte, desto mehr leuchtet mir ein, daß der Dichter, der stets seinen philosophischen Zweck im Auge behielt, schwerlich einen andern Weg einschlagen konnte, als den er eingeschlagen ist, und daß ich also seinen Agathon von den ihm gemachten Beschuldigungen werde frei sprechen müssen. Dies alles sage ich: warum aber nennen Sie dieses System des Archytas ein Wielandisches Selbstbekenntniß?"

Weil es eins ist, und zwar ein so treues und wahres, als das treueste und wahrste in Rousseau's Confessions. Ich will jetzt nicht wiederholen, was ich anderwärts bewiesen habe *), daß der ganze Agathon ein Seelengemälde seines Verfassers selbst ist, welcher mit großer Wahrheit behauptete, daß es wol wenige Schriftsteller geben werde, deren Werke ein so treuer Abdruck ihres Selbst seyen, als die seinigen von ihm. Bisher haben wir dies in allen bestätigt gefunden:

---

*) In Wielands Leben, bei Göschen.

bei Agathon ist es besonders nöthig darauf zu merken, denn er ist entscheidend für das Urtheil über Wieland. Erinnern Sie sich jetzt dessen, wie wir ihn von Anfang an gefunden, welche Veränderungen wir an ihm bemerkt haben, und Sie werden den Dichter in seinem Helden augenblicklich wiederfinden, zugleich aber auch entdecken, daß es nicht des Dichters Absicht seyn konnte, sich selbst als einen Helden der Tugend, gleichsam als ein sittliches Muster, darzustellen, sondern als eine enthusiastische Natur, schwärmerisch für die Tugend und ein System, welches dieselbe ungemein begünstigt und befördert, wenn es in seiner Reinheit aufgefaßt ist, außerdem aber vor Verirrungen, die um so gefährlicher seyn können, je feiner sie sind, eben so wenig sichert, als jede andere Schwärmerei, und in diese Verirrungen läßt der Dichter seinen Helden unvermerkt so tief gerathen als nöthig war, um zu zeigen, wie weit und wohin auch diese Schwärmerei eine von Natur und durch Erziehung reine Seele führen könne. Eben weil Wieland diese Erfahrung an sich gemacht hatte, fühlte er sich gedrungen aller Schwärmerei den Krieg anzukündigen. Was nun aber an die Stelle des Bisherigen setzen? Dafür war der von Natur zum Philosophiren geneigte Wieland nichts weniger als gleichgiltig. Er stellte ein der Sinnlichkeit sehr schmeichelndes System, zu blenden und zu verblenden fähig, dagegen, gerade so wie es nöthig war, damit kein alter oder neuer

Sophist sagen konnte, er habe die Bewegungsgründe zur Annahme desselben absichtlich geschwächt. Erinnern Sie sich hierbei ja, daß eben dieses System damals in der großen Welt das herrschende, und von französischen Philosophen ausgegangen war, welche, sonderbar genug! ihr Hof scheute, von dem sie doch ihre Grundsätze nur abstrahirt und zum Theil gar nicht zum Behuf der Nachahmung aufgestellt hatten; wenigstens läßt sich der rechtschaffene Helvezius auf dieselbe Weise vertheidigen, wie Macchiavelli von seinen Freunden vertheidigt wird. Sey dem aber wie ihm wolle; Wieland fand für seinen Zweck nöthig, dieses System aufzustellen: aber wo ist nur die mindeste Spur, daß er es zu dem seinigen gemacht, daß er es in Schutz genommen habe? Zeigt nicht alles unverkennbar, daß er es verwirft? daß er es nur als Mittel zum Zwecke aufstellt? Und zu welchem Zwecke? — Um ein anderes dagegen geltend zu machen. So lange dieses andere nicht aufgestellt war, konnte die Klage einigen Grund zu haben scheinen, daß jenes mit zu blendenden Farben gemalt sey: aber auch nun? — doch, lassen wir das, und sehen, was er denn nun eigentlich diesem verführerischen System, womit er nicht verführen wollte, entgegen gestellt hat. Es ist dasselbe System, von welchem er ursprünglich ausging, aber gereinigt von den Schlacken, nicht mehr phantastisch, sondern vernünftig und die Vernunft überzeugend. Es ist das Resultat der ern-

sten sorgfältigen Prüfung eines Sokratikers, dem die Wahrheit und das Gute heilig sind. Sie wissen, wie Rousseau versicherte, er wolle, mit seinen Confessions in der Hand vor den Richterstuhl der ewigen Wahrheit hintreten. So pomphaft zu versichern war Wielands Sache nicht, aber nichts ist gewisser, als daß er mit diesem seinem Selbstbekenntniß dieß konnte. Stoßen Sie sich nicht an das Metaphysische, welches darin vorkommt, weil Wieland gegen die Metaphysik anderwärts kämpfend auftritt, denn es ist wohl kaum je ein wahreres Wort über ihn gesagt worden als von Göthe:

„Nie verließ ihn die Sehnsucht nach seinem Delphi.“

Wenn Sie dies auch hier erkennen, so werden Sie noch geneigter werden, Göthe's Urtheil über Wieland beizutreten, einem Urtheil, das an sich schon von großem Gewicht ist, aber von noch größerem erscheinen muß, wenn man bedenkt, daß es das Resultat eines vierzigjährigen Zusammenlebens ist. „Ausländer, sagt Göthe, haben scharfsinnig bemerkt, daß teutsche Schriftsteller weniger, als die Autoren anderer Nazionen auf das Publikum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft ist Wielanden besonders zuzuschrei-

ben, und es wird um so interessanter seyn, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später seinen Charakter aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgiltig und der Bewegliche wankelmüthig seyn. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannichfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen."

Seine wahre Gesinnung ist nun aber in dem, was Sie gehört haben, bestimmt ausgesprochen, Sie kennen dieselbe, wenn Sie dieses System des Archytas kennen. Mögen Sie nun, da Sie dieses wissen, über die Vorwürfe, welche unserm Dichter vielfach gemacht worden sind, sich selbst Antwort geben; mir bitte ich jetzt nur Eine Frage zu beantworten. Kön-

nen sie es jetzt, nachdem Sie diese Ueberzeugung gewonnen haben, für wahrscheinlich halten, daß der Mann, der nur in einem solchen System Beruhigung fand; welcher erklärte

Der große Punkt, worin wir alle, wie ich denke,
Zusammen treffen, ist: Ein echter Biedermann
Zeigt seine Theorie im Leben!
So schön und gut sie immer heißen kann,
So wollt' ich keine Nuß um eure Tugend geben,
Wofern sie euch im Kopfe sitzt;

und dessen ganzes Leben weder mit jenem System noch dieser Erklärung im Widerspruche stand: können Sie es für wahrscheinlich halten, daß dieser Mann darauf ausgegangen sey, Sirenengesänge der Wollust anzustimmen, um dazu zu verführen? Oder wird es Ihnen nicht viel wahrscheinlicher dünken, daß er bei allen Verirrungen der Liebe, die er schilderte, eben so den himmlischen Amor im Auge behielt, wie bei der Schilderung andrer Verirrungen sein geliebtes Delphi?"

Ich muß Ihnen zugestehen, daß unter diesen Voraussetzungen die größere Wahrscheinlichkeit allerdings für das Letztere ist. Können Sie sich anheischig machen, diese Wahrscheinlichkeit in Gewißheit zu verwandeln?

„Ja! – Weil es aber heute schon zu spät ist, und dazu doch eine längere Zeit erfoderlich seyn dürfte, morgen, wenn es Ihnen gefällig ist.“

Sehr gern.

„Sie sehen mich sehr zeitig, lieber Freund, denn Sie haben mich begierig gemacht, wie Sie das ausführen werden, wozu Sie sich gestern, fast möcht' ich sagen sehr keck, anheischig machten."

Sie sollen wenigstens gegen meine Gewissenhaftigkeit nichts einzuwenden haben. — Hier liegen die Kupfertafeln bereit, die uns bei unserer Untersuchung leiten sollen.

XIV.

Idris und Zenide.

(Achter Band.)

Eine Scene aus Idris und Zenide, woran der Dichter in den Honigmonaten seiner Ehe arbeitete, stellt die erste dar.

„Wollen Sie, lächelte mein Freund, aus Ihrer eingeschobenen Bemerkung Folgerungen ziehen?"

Ich könnte, — wenn ich wollte. Sey dies aber den Psychologen überlassen, die zur Billigkeit geneigt zu seyn pflegen; ich will mich lediglich an Wielands eigne Erklärung hierüber halten.

Dem allgemeinen Ohr, für das der Dichter spielt,
Misfällt die Wahrheit oft, das Ungereimte selten:
Bedien' einmal die Welt nach ihrer Art,
Und zeige, daß Vernunft sich auch mit Thorheit paart.

Verbirg dem Leser stets die unwillkommnen Züge
Der strafenden Satir' in schlaue Tändelei;
Man lese dich, man suche nichts dabei
Als wie man angenehm sich um die Zeit betrüge,
Und finde still beschämt, daß deine Schilderei
Nicht halb so viel als die Erfindung lüge.
Ergötzen ist der Musen erste Pflicht,
Doch spielend geben sie den besten Unterricht.

Der Unterricht, den sie hier geben, ist nun allerdings ein Unterricht über die Liebe, und zwar in einer Art von Beispielsammlung. Die hier gewählte Scene verdient in einer solchen Gallerie mit Recht den ersten Platz, denn sie zeigt uns mit dem ersten Aufkeimen der Liebe in dem unschuldigen Herzen einer Tochter der Natur gleich die ganze Allmacht der Liebe.

Z e r b i n und L i l a waren vom Schicksal für einander bestimmt, was freilich niemand geahnet haben

würde, wer die sonderbare Lage, worin sich jedes von ihnen befand, gesehen hätte. Zerbin wuchs unter Gnomen auf, Lila unter der strengen Obhut des Zauberers Astramond, beide abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft, und selbst ohne bestimmt zu wissen, ob es solche gebe. Am wenigsten wußte eins von dem andern, welche durch Länder und Meere von einander getrennt waren. Das Schicksal aber hat, zumal im Märchen, seine Capricen, und fügt die Dinge seltsam wie im Traume. Zur Vorbereitung seiner Plane weiß es sich aber der menschlichen Herzen trefflich zu bedienen; und so geschah es auch hier, wo Beide längst zuvor, ehe sie von einander wußten, sich ahneten und ersehnten. Zerbin berichtet uns, wie er aus einer ihm unangemessenen Gesellschaft sich entfernte, und welche Träume ihn da beschlichen.

Die Ruhe der Natur, das allgemeine Schweigen,
Das hier, aus dicht verflochtnen Zweigen
Allein die Waldmusik der Vögel unterbrach,
Schien die wollüstige Melancholie zu säugen,
Worin mein Geist so gern sich mit selbst besprach;
Der äußre Sinn entschlief, das Herz allein blieb wach,
Geschäftig, seine Wünsch' in seltsame Gestalten
Von Zärtlichkeit und Wonne zu entfalten.

Wie, dacht' ich, müßt' ein Mädchen seyn,
Mir Aug' und Herz zugleich zu rühren?

Kann diesen Gnom die Häßlichkeit verführen?
Und ist ein Misgeschöpf ihm eine Venus? — Nein!
Ihn überwältigt blos ein Trieb, der allen Thieren
Gemein ist; jegliches nimmt seines gleichen ein:
Der Pfau gefällt dem Pfau, die ungestalte Eule
Find't ihren Gatten schön, glaubt daß er lieblich heule.

Bin ich's allein, für den kein Wesen meiner Art,
Kein Gegenstand der unstillbaren Triebe,
Die ich in mir empfind', erschaffen ward?
In Luft und Flut sah' ich den Geist der Liebe,
Der alles, was sich fühlet, paart:
Vergaß mich die Natur, nur mich allein? wo bliebe
Ihr mütterlicher Sinn? Nein, nein! Mein Herz sagt nein!
Es ahnet mir, mein Wunsch muß wirklich seyn.

Solche Ahnungen mußte der haben, der, sein Herz fühlend, kein seiner Liebe würdiges Wesen um sich her fand; hiemit hatte ihn das Schicksal auf dem Punkte, wo es ihn haben wollte. Geben wir ihm nun seinen Talisman mit der Kraft, sich in alle Gestalten zu verwandeln, und wir können eben so gewiß seyn, daß er sich Flügel nehmen, als daß er nicht rasten wird, bis er den Gegenstand seiner Sehnsucht gefunden.

Auf einem Blumenfeld, von lieblichen Gerüchen
Umflossen, saß sie da, und wand

Sich einen Kranz, und ihre Blumen schienen,
Von Eifersucht beseelt, den Vorzug zu verdienen.

Dies liebliche Gemisch von Unschuld, Zärtlichkeit
Und nichts besorgendem Vergnügen,
Dem Herzen voll Gefühls so schnell entgegen fliegen,
Der Jugendgeist, den eine Kleinigkeit,
Ein Blumenstraus, ein Schmetterling erfreut,
Dem alles lacht, gab allen ihren Zügen
Und Regungen ich weiß nicht was, das sich
Mit namenloser Lust in seine Seele schlich.

Ein Glück war's für ihn, daß er sie nur in der Gestalt eines Papageien sah, denn sein Entzücken wie Lila's Ruhe wurden nur zu bald durch das Erscheinen des furchtbaren Zauberers unterbrochen, in welchem Zerbin mit Schrecken seinen Nebenbuhler entdeckte. Kaum hatte dieser sich entfernt, als ein Weib erschien, und die Geliebte in einen Palast mit sich fort zog. Der Papagei unterließ nicht, so lange um diesen herzufliegen, bis er ihre Fenster entdeckt hatte, und — was half nun alle strenge Wache der bestellten Hüterin? — Amor zog mit dem Papchen ein. Zerbin selbst erzählt die Scene so:

Und Sie beschaute mich erstaunt, und ihre Freude
Schien fast der meinen gleich. Wie wenig träumte sie
Was unter meinem Federkleide
Verborgen war! Doch zog bereits die Sympathie

Ihr unbewußtes Herz. Welch eine Augenweide
War mir erlaubt! Ich saß auf ihrem Knie,
Begaffte jeden Reiz mit liebestrunknen Blicken,
Und durfte mich sogar an ihren Busen drücken.

Die Lust, die sie an meinem Schmeicheln fand,
Verführte mich zuletzt mit unbescheidnem Picken
Das niemals ruhige Gewand
Von ihrem weißen Hals allmählig wegzurücken.
Sie sah mit halbverwirrten Blicken
Mir lächelnd zu, bis ihre sanfte Hand
Mit kleinen tändelhaften Schlägen
Mir zu verstehen gab, ich werde zu verwegen.

Dies war genug, den Papagei,
Der mich zu frei gemacht, mir aus dem Sinn zu bringen.
Ich legte mich mit Blicken voller Reu
Zu ihren Füßen hin, und mit gesenkten Schwingen,
Und ließ nicht ab mich fest um ihren Fuß zu schlingen,
Bis mir ihr Mund bewieß, daß ich begnadigt sey.
Sie gab mir einen Kuß, und schien bei diesen Spielen
Was neues, das ihr selbst ein Räthsel war, zu fühlen.

Bald darauf entdeckte sich aber, daß auch sie nicht ohne Ahnungen von dem, was dieses neue Gefühl

bedeute, geblieben war; denn als der furchtbare Astramond nun mit größerem Ungestüm als je Erwiederung der Liebe foderte, und zum Beweise der seinigen zu jeder schwersten Probe sich erbot, ihr alles nennend, was der Eitelkeit schmeicheln und den Ehrgeiz reizen kann, erwiederte sie:

Mein Wunsch fliegt nicht so hoch, und durch ihr Herz allein,
Nicht durch den Thron der Welt, kann Lila glücklich seyn.

Und dieses Herz, — womit verlangte es, daß der Zauberer ihr seine Liebe beweisen solle? Den Jüngling soll er vor ihr stehen lassen, den schon zwei Nächte hindurch ihr ein Traum gezeigt hat. Astramond mag sich immerhin in Gegengründen erschöpfen, das einst so furchtsame Mädchen erwiedert ruhig und fest:

Du sprichst sehr gut, ich muß gestehn;
Allein was hälf' es dir, sprächst du auch noch so schön?
Mich kann mein Herz nur überzeugen.
Ach, Astramond! Ich hab', ich habe den gesehn,
Ihn, den, sobald er nur die Augen auf mich wandte,
Mein überzeugtes Herz für seinen Herrn erkannte.

Sag' und beweise mir, was ich vor wenig Stunden
Gesehn, gehört, sey ein Geschöpf der Nacht,

Von ungefähr entstanden und verschwunden,
Ein Wolkenbild, aus Morgenduft gemacht:
Ich sage Nein! Ich weiß was ich empfunden;
Und schlief mein Leib, so hat mein Herz gewacht.

Des Zauberers grenzenloser Zorn und Abenteuer mancher Art, die darauf folgen mußten, verstehen sich von selbst. Auch an Versuchungen zu Verführung, wenn nicht des Herzens, doch der Sinne, sollte es für Zerbin nicht fehlen, aber — —

Der wahren Liebe nur ist Keuschheit
keine Bürde.

O! die Geliebte sehn, sich neben ihr befinden,
Den Athem in sich ziehn, der ihrer Brust entfloh,
Ist eine größre Lust für Seelen, die empfinden?
Die letzte Gunst entzückt den Faun nicht so.
Ein Band, das einst sich um ihr Knie zu winden
So glücklich war, ein Ring von ihrem Haar, wie
froh,
Wie reich macht solch ein Tand den, der wahrhaftig glüht!
Nichts ist ihm Kleinigkeit, was sich auf sie bezieht.

Indeß bleibt es doch immer wahr —

Ungeprüft gibt's tausend Epikteten!
Der Stärkste reize nicht die Rache der Natur.
Was unsern Fall verwehrt ist oft ein Zufall nur.

Es ist uns aber hinreichend, den bloßen Ausgang dieser Abenteuer mit Zerbins Worten zu melden.

Nach tausendfacher Noth und einem Prüfungsstand,
Worin wir Jahre lang mehr Ungemach erfahren,
Als Psyche mit den goldnen Haaren,
Nachdem ihr Vorwitz sie aus Amors Arm verbannt,
Hat uns der Liebesgott, den wir geweihet waren,
Ein lächelnd Antlitz zugewandt;
Und würdigt, zum Ersatz der Qual die wir erlitten,
Mit aller seiner Gunst uns nun zu überschütten.

In ungestörter Ruh, uns selbst die ganze Welt,
Und, gleich den Seligen im Elyseerfeld,
Vergessen von der Welt und von ihr abgeschieden,
Mit einem stillen Glück zufrieden,
Das keine Zeugen sucht und aus uns selber quellt,
— — Bemerkten wir, in einem steten Traum
Von Seligkeit, die Flucht der Stunden kaum.

Und nun, mein Freund, die Frage: was sagen Sie zu der Schilderung dieser Liebe und des Glückes derselben?

„Gleichen alle Schilderungen von der Liebe im Idris dieser?"

Nein; denn die Liebe, oder was man doch wenigstens so nennt, hat verschiedene Arten, und der Dichter hat hier die märchenhafte Caprice des Schick-

fals dazu benutzt, mit dem Liebesglück dieser reinen Naturkinder auf die seltsamste Weise die Abenteuer zweier Helden zu verflechten, die sich entgegengesetzter nicht gedacht werden können. Der Eine zieht aus, um durch einen Kuß ein Marmorbild zu beseelen, und dadurch den Zauber der Unempfindlichkeit seiner Geliebten zu lösen, und der Andre — nun der verräth sich schon durch seinen bloßen Namen so sehr als Antiplatonisten, daß es einer Schilderung nur für den bedarf, der den Namen nicht kennt. Der Dichter hat beide, Idris und Itifall, in einem Gespräch mit einander sich selbst schildern lassen und gegen einander um so mehr in Kontrast gestellt. Ich kann nicht umhin, Ihnen diese Stelle mitzutheilen, denn sie ist allzuwichtig für unsern Zweck.

Idris hat eben eine Keuschheitsprobe bestanden, die gewiß nicht zu den gewöhnlichen gehört, und Itifall äußert, daß Amor wol seinen schärfsten Pfeil umsonst gegen ihn wetze.

Wer mich für unempfindlich hält,
Betrügt sich, Itifall, — erwiedert unser Held,
Und seufzt so schön dazu wie eine Turteltaube. —
Mein Herz war, seit es schlägt, das zärtlichste der Welt,
Und meiner Amme Milch war Liebe, wie ich glaube:
Du weißt's, die mit mir wuchs, einsiedlerische Laube!

Ihr Grotten wißt's, in deren stillen Schoos
Mein junges Herz die ersten Thränen goß.

— — — —

Ich sah sie, Itifall — welch eine Wonn' umfaßt
Dies einz'ge Wort! und sie erlaubte meinen Blicken,
Ja meinen Lippen selbst, Bewund'rung und Entzücken
Zu ihren Füßen auszudrücken!
Man zeigte mir sogar, ich werde nicht gehaßt.

— — —

Wie neidenswürdig schien mein Glück!
Doch, unterm Mond ist leider! nichts vollkommen.
Ein unerbittliches Geschick
Hat mir sogar der Hoffnung Trost benommen.
Ach! warum mußte doch, Natur, dein Meisterstück
Aus deiner Hand nicht ganz vollendet kommen?
Um aller Götter Thron zu seyn,
Fehlt ihrer schönen Brust — der Liebesgott allein.

Nie liebte sie, und ach! nachdem ich Sie erblickt
Und nicht gerührt, so wird sie niemals lieben.
So ist es im Gestirn geschrieben;
Nie wird in ihrem Arm ein Sterblicher beglückt,
Ganz Geist, ganz frei von körperlichen Trieben,
Von nichts gequält, von nichts entzückt,
Gleicht sie, in einem Leib, den Venus selbst beneidet,
Den Wesen, die kein Stoff bekleidet.

— — —

Wahr ist's, sie unterschied die namenlosen Triebe,
Die mir im Traume schon ihr Schatten eingehaucht,
Vom schnöden Brand gemeiner Liebe,
Die von Begierden lebt und im Genuß verraucht:
Ein ewig brennend Feu'r, das keine Gegenliebe,
Das außer ihrem Blick sonst keine Nahrung braucht,
War allzuschön und unterm Mond zu selten,
Es mit Verachtung zu vergelten.

Ach! Itifall, wie manches Mal,
Wenn sie voll sanfter Huld die Augen auf mich kehrte,
Mit süßer Stimme mir mich stets zu grämen wehrte,
Und durch Ergötzungen mein Herz dem Kummer stahl;
Ach Freund! wie oft, und o wie sehr bethörte
Mein gern betrognes Herz ein falscher Hoffnungsstrahl!
Wie bald ließ wieder mich ihr ruhig Auge lesen,
Was ich für Liebe hielt, sey Freundschaft nur gewesen!

Aus Mitleid irrte sie oft Sommertage lang
Allein mit mir in schattenreichen Hainen,
Und ohne, wenn mein Arm sie wehmuthsvoll umschlang,
Wie keusche Furien, sich in Gefahr zu meinen,
Erlaubte sie mir sonder Zwang
Den bangen Trost, an ihrer Brust zu weinen;

Sie sah mich gütig an und seufzte mir zu Lieb',
Daß durch der Sterne Schuld ihr Herz gelassen blieb.

Herr Ritter, fiel ihm hier sein Hörer lachend ein,
Das Stück ist weinerlich, doch duldet, daß ich lache.
Ei, lehrt mich doch, ich bitte, wie man's mache,
So tapfer, so verliebt, und doch so neu zu seyn! —
Denn Winseln, ich gesteh's, war niemals meine Sache. —
Um Amors willen! Herr, wer schwatzt von Qual und Pein
An seiner Göttin Brust? — Sie läßt euch ruhig liegen;
Und ihr beklagt euch noch, sie sey nicht zu besiegen?

Ja, sprecht ihr, sagte sie nicht selbst ihr Herz sey kalt,
Zur Freundschaft nur gemacht, und ungeschickt zum Lieben?
Welch Mädchen spricht nicht so? und doch ist nichts so bald
Als diese Phantasie vertrieben.
O! sie verzeihen viel, zumal in einem Wald;
Ihr braucht ja nur die Schuld auf ihren Reiz zu schieben.
Durch Feuer, Freund, und nicht durch feige Thränen
Erweichet sich und schmilzt das Marmorherz der Schönen.

Nach einem unbekannten Gut
Kann der beredtste Mund uns wenig Lust erwecken:
Gieb ihr der Liebe Glück zu schmecken,
Und siehe dann wie lang die Spröd'ste spröde thut.
Laß Amorn Anfangs sich in Tand und Scherz verstecken,
Entflamme nach und nach das jugendliche Blut,
Und wenn ihr Auge schwimmt, wenn im halb offnen Munde
Die blasse Zunge lechzt, dann schlägt die Schäferstunde.

Vor Zorn und Schaam erröthend, fällt
Ihm Idris hier ins Wort: Ich weiß nicht, was mich hält
— Spricht er mit Stolz — dein freches Maul zu lehren,
Daß Götter selbst ihr Bild in dieser Tugend ehren,
Die dein verdorbnes Herz den Dirnen beigesellt,
Die sich mit stumpfen Nägeln wehren.
Wie? ist die Unschuld nichts als Kunst und schlauer Tand,
Weil Itifall — bequeme Nymphen fand?

So trotzt, von feilen Buhlerinnen
In den Geheimnissen von Paphos eingeweiht,
Der Gecken blödes Volk euch, Schönen, ungescheut,
Höhnt euern schönsten Reiz, die keusche Sittsamkeit,
Und prahlt, weil Lais wich, euch alle zu gewinnen.

Unzärtlich stumpf an innern Sinnen,
Ist ihre Lieb' ein bloßes Fibernspiel,
Und ihre höchste Lust ein kitzelndes Gefühl.

Ich Thor! wie konnt' ich auch so sehr mich übereilen,
Mein Innerstes dem ersten besten Faun,
Der mir in einem Wald begegnet, zu vertrau'n?
Empfindungen mit dem, der ohne Herz ist, theilen,
Heißt Schlösser auf die Wellen bau'n,
Und eines Tauben Milz durch Symphonien heilen. —
Sagt alles, was ihr denkt, erwiedert Itifall,
Und nennt mich rund heraus ein Thier aus Circens Stall.

Ich bin in euerm Sinn ein Majestätenschänder,
Weil mir ein Weib — ein Weib, und keine Göttin scheint.
Vielleicht war eine Zeit, wo ich wie ihr gemeint:
Allein ich sah seitdem viel Weiber und viel Länder;
Und ohne Prahlerei, mein Freund,
Sie gaben mir zu unzweideut'ge Pfänder
Von ihrer Fehlbarkeit, um jemals vor Grimassen
Und großen Wörtern mir den Muth vergehn zu lassen.

Es wäre, däucht mich, unerträglich,
Wenn ich mir schmeichelte, sie könnten mir allein
Nicht widerstehn: man muß bescheiden seyn;

Drum schließ' ich so: Ich bin von Fleisch und Bein
Wie andre auch, was mir, ist jedem möglich;
Nun fand ich keine unbeweglich,
Vom goldnen Throne bis zum Stalle
Nicht Eine; jede wich, und also — weichen alle.

Ich weigre zwar mich nicht, die Gaben,
Womit mich die Natur begünstigt, zu gestehn;
Man schmeichelt mir, ich sey für einen Knaben
Von Fechterart noch ganz erträglich schön:
Doch, glaubet mir, wir alle haben,
Mehr oder weniger, was sie am liebsten sehn.
Die Damen zwar gestehn nicht gerne dies Gebrechen;
Allein die Kenner sollen sprechen!

Was ich beschwören kann, ist, daß Kupido's Pfeil
Durch eine Marmorbrust wie durch die weichste dringet,
Und daß es uns mit Witz, Geduld und Weil'
Bei strengen Tugenden am sichersten gelinget.
Zwar wird — wie man im Liede singet —
Die Schönste gern dem Tapfersten zu Theil;
Doch pflückt auch oft Medor die Frucht von Rolands Thaten,
Und was dem Riesen fehlt, kann einem Zwerg gerathen.

Ein Neuling nur klagt über Grausamkeit:
Ich wiederhol' es, Herr, sie lassen sich erbitten.

Die Unschuld? — Gut! die wohnt in Schäferhütten,
Und dort verirrt sie sich aus Unerfahrenheit.
Der andern Tugend lau'rt nur auf gelegne Zeit,
Und streckt die Waffen oft, eh man sie noch bestritten.
Im sichern Hain, in stiller Grotten Nacht,
Hab' ich Vestalen schon zu was ihr wollt gemacht.

Scheint euch, mein Herr, aus allem was ich sage,
Daß Itifall fürs reizende Geschlecht,
Wie sehr es ihn entzückt, sehr wenig Ehrfurcht trage;
So denkt ihr wahr, und mir gibt die Erfahrung Recht.
Sie ist der Talisman, durch den ich alles wage,
Und den kein Stolz, kein Frost, kein Dräu'n noch Bitten schwächt;
Man muß im Siege nur fein nachzugeben wissen;
Ihr Zorn verzehrt sich selbst, und stirbt zuletzt in Küssen.

„Ich sehe, sagte mein Freund, daß Sie nicht darauf ausgehen, mir etwas zu unterschlagen, mein Urtheil zu überraschen, da Sie mir die Theorie dieses Hans Liederlich — an dessen sehr ansehnlicher Brüderschaft ich übrigens nicht im Mindesten zweifle — mitzutheilen kein Bedenken tragen."

Woher hätte mir dies Bedenken entstehen sollen? Diese Theorie ist ja offenbar nicht die Wielandische.

und augenscheinlich nur um des Kontrastes willen da. Sie haben hier drei Arten von Liebe, — der reinen Natur, — der Ueberspannung sentimentaler Schwärmerei — und gemeiner Faunenart; denn an Itifalls Faunennatur ist Ihnen wol kein Zweifel. Weder für die eine noch für die andre entscheidet sich aber der Dichter, der in ihnen vielmehr die beiden Extreme der Verirrungen darstellt. Es kann nicht fehlen, daß dabei sehr frappante Scenen vorkommen müssen. Der Dichter hat das Seinige gethan, da er gezeigt hat, wie man nach Itifalls Theorie in einen Centauren verwandelt wird, — erinnern Sie sich dabei nur dessen, was er hierüber im Agathon sagte, — und seine Schuld ist es wenigstens nicht, wenn fernerhin Mädchen von ritterlichen Centauren urtheilen wie seine Prinzessin Dejanira.

Ihr däucht sogar, daß ihm sein Schweif recht
artig stand,
Und daß kein Hirsch so schlanke Beine habe:
Kurz, ihrem Urtheil nach, war er ein feiner Knabe;
Je mehr sie ihn besah, je mehr sie Reize fand.

Auf der Seite der sentimentalen Schwärmerei geht es zwar viel anständiger zu, aber gefährliche Abenteuer können hier auch nicht fehlen, zumal wenn die verdächtige Sprödigkeit sich auf diese Seite schlägt. Aber auch ohne sie; — sehen wir ein solches Paar!

Oft schwatzen sie im stillen Hain zusammen,
Und von Zeniden stets, und von der Triebe Macht
Die aus der Sympathie verwandter Seelen stammen.
Allmählig schmilzt in wollustvollen Flammen
Das weiche Herz dahin; kein warnender Verdacht
Stört seine Sicherheit; der Lauben grüne Nacht
Entwickelt zärtliche unnennbare Gefühle,
Und der Instinkt spielt auch ganz heimlich seine Spiele.

Ein zweifelhaftes Licht verdüstert
Unmerklich die Vernunft; sie schlummert, sanft gewiegt,
Auf Rosen ein und — Amor ist vergnügt!
Wer sieht die Natter nun, die in den Blumen liegt?
Wer merkt, Er sey's, der in die Seele flüstert?
Sie sehn sich staunend an und fühlen sich verschwistert;
Man nimmt indeß, ganz in Gefühl entzückt,
Nicht wahr, wie zärtlich man die Hand einander drückt.

Wohlan, Madam, wofern es je geschah,
Daß ihre Tugend sich in einem stillen Haine,
Von Rosen überwölkt — zur Abendzeit — alleine
Mit einem Freund befangen sah —
Vielleicht beim zärtlichen verführerischen Scheine

Des Silbermonds, — nicht wahr, es pochte da
Ich weiß nicht was, wozu der Dialekt der Musen
Noch keinen Namen hat, in Ihrem sanften Busen?

Sie fühlten sich — und wußten selbst nicht wie —
So zärtlich! so gerührt! tiefsinnig, möcht' ich sagen,
Wollüstiglich verirrt in Ihrer Phantasie,
Und doch — wenn's Ihnen einfiel, Sich zu fragen:
Was denk' ich wol? — in ihrem Leben nie
Zur Antwort weniger geschickt; geneigt zu klagen,
Und doch vergnügt; die Augen thränenvoll,
Und traurig, selbst durch das, was Sie erfreuen soll.

In diesen nämlichen seltsamen Augenblicken,
In diesem Mittelstand von Wehmuth und Entzücken,
Bei diesem schwärmerischen Schwung
Der Phantasie, in dieser Dämmerung,
Die in der Seele herrscht, verliert ein Herz, das jung
Und fühlend ist, in Amors seidnen Stricken
Sich gar zu leicht. Es wäre falsche Schaam,
Wenn wir es leugneten, Madam.

Gestehn Sie, — unter uns, — ein jugendlicher Freund
Voll Zärtlichkeit, und der nichts Böses meint,
Wie Idris damals war, wird, ohne unser Wollen,
Gefährlicher als ein erklärter Feind.

Man flieht vor einem Faun; doch, jenen Unschulds-
vollen,
Wie fiel' es Ihnen ein, daß Sie den fliehen
sollen?
Indeß geschieht doch oft, daß er, bei warmem
Blut,
Was Faunen faunisch thun — nach Platons
Weise thut.

Wenden Sie nun den Blick von diesen Extremen und den hier gewöhnlichen Verirrungen auf das, was der Dichter in die Mitte gestellt hat, und Sie werden das, worauf er zielte, bestimmt ausmitteln. Wofern aber ja der unvollendet gebliebene Idris hiezu nicht zureichend scheinen sollte, so wird uns der Aufschluß in einem andern Gedicht gegeben werden, und auf dieses werden wir jetzt ohnehin durch unsere Bildersammlung geleitet. Dieses Gedicht ist — —

XV. XVI. XVII.

Der neue Amadis.

An der Art, wie der Dichter diesen seinen Helden ankündigt, erkennt man augenblicklich, worin er Idris ähnlich ist und worin nicht. Er ist

Der Held, der lange die Welt Berg auf Berg ab
Durchzog, das Gegenbild von einer Schönen zu finden,
Die aus dem Reich der Ideen herab
Gestiegen war, sein junges Herz zu entzünden,
Und der, es desto gewisser zu finden,
Von einer zur andern sich unvermerkt allen ergab.

Wie dem Idris ein Itifall, so ist hier dem Amadis ein Anti-Seladon entgegengesetzt, auch ein Meister in Verführungskünsten, aber von feinerer Art. Aus den Namen beider lassen sich die Unterschiede ihrer Charaktere abnehmen. Aus welchem Gesichtspunkte nun aber Amadis und Antiseladon die Sache betrachten, wird uns ein Gespräch zwischen beiden am besten zeigen. Der Letzte sagt:

„Man muß gestehen, Herr Ritter, wenn anders zwischen Recht
Und Unrecht ein Unterschied ist, so hat das schöne Geschlecht
Viel Grund, sich über unser Betragen
In Ansicht seiner zu beklagen.

Gesetzt auch alles sey wahr, im Wortverstande wahr,
Was, seit Erschaffung der Welt, die Zunft der Misogynen,
Die Juvenale, die Pope, die Crebillionen ihnen

Zum Unglimpf nachgesagt: so ist doch offenbar,
Daß alle Gebrechen, die wir so scharf an ihnen rügen,
Uns Männern ganz allein, nur uns zu Schulden liegen.
Unedel haben wir ein Vorrecht ausgeübt,
Das nicht des Geistes, das nur der Knochen Stärke uns gibt,
Und aus dem schönsten und besten von allen Geschöpfen, dem Weibe,
Blos eine Puppe gemacht zu unserm Zeitvertreibe.
Allein auch hier entdeckt sich die ganze Bisarrerie
Von unserm Betragen. Tyrannisch machen wir sie,
Anstatt zum Gegenstand, zum Opfer von unserm Vergnügen;
Und wenn wir alles gethan, die Macht zum Widerstehn
Den armen Seelen zu nehmen, die, während wir weinen und flehn
Und schmeichelnden Hündchen gleich zu ihren Füßen uns schmiegen,
Sich keines solchen Streichs versehn,
Uns glücklich zu machen glauben, und wirklich unser Vergnügen
Mehr als ihr eignes genießen: dann heben wir unsern Kamm,
Und prahlen mit unsern Siegen, wie über das harmlose Lamm

Der Wolf erhält. Wir adeln an uns zum Verdienste
Was sie entehrt; wie bieten die ganze Macht
Von Amors Sophistik auf, und brauchen tausend Künste
Den Genius einzuschläfern, der ihre Unschuld bewacht,
In süße Gefühle und unbekanntes Entzücken
Die holden Seelen zu schmelzen, die, unerfahren in Tücken
Und gleich unfähig zum Trug und zum Verdacht,
Durch ihre Unschuld selbst in Netze sich verstricken;
Und wenn dann endlich in einer verführerisch schönen Nacht,
Ein Augenblick, da die Vernunft die Sinnen zu schläfrig bewacht,

Der Augenblick, dem wir so lange mit Schmerzen
Entgegen gesehn, der uns so manchen falschen Schwur,
So manche Thräne gekostet, — ein Augenblick, wo die Natur
Sich mit der Liebe verschwört, die nichts besorgenden Herzen
Uns in die Hände zu spielen, — sie endlich überschleicht:
Dann sind wir noch ruchlos genug der armen Betrognen zu lachen,

Die Quaal betrogen zu seyn durch Hohn noch anzufachen,
Und unsern unrühmlichen Sieg dem ganzen Erdenkreis
Mit lautem Krähen kund zu machen." —
Dank sey dem Himmel, daß ich hierin mich schuldlos weiß,

Fällt Amadis ihm ins Wort: Ich bin nicht unerfahren,
Setzt er erröthend hinzu, allein ich muß gestehn,
Daß, wo ich mit zärtlichen Damen mich je verwickelt gesehn,
Sie die Verführerinnen waren. —
„Ich wünschte, — versetzte mit einem Tragödienton,
Der ziemlich komisch klang, Herr Antiseladon, —
Von meiner Wenigkeit ein Gleiches rühmen zu können.
Indessen sind doch die Schönen, wie herzlich gern ich sie auch
Vertheidigen möchte, nach Ritter = Pflicht und Gebrauch, —
Auf jeden Fall sehr unvorsichtig zu nennen.

Pflegt, was sich nicht leugnen läßt, das Mannsvolk ohne Schonen
Der weiblichen Güte mit Undank zu lohnen,
Wie jedes Mädchen unzähligemal

Von Mutter und Tanten hört: wer heißt die guten Kinder,
Durch tausend Exempel gewarnt, von ihren Verehrern gelinder
Als von den übrigen denken? — Doch alle diese Moral
Ist gar zu abgenutzt dabei uns aufzuhalten!
Wir machen's just wie unsre lieben Alten,
Und trösten uns damit, daß unsre junge Welt,
Dem Ansehn nach, nicht weit vom Stamme fällt."

Dieser Welt einen Spiegel vorzuhalten ist die Absicht des Dichters des Amadis, und man kann aus diesem Gespräch leicht errathen, daß er ihn nach zwei Seiten hin kehren wird und muß. Es ist eine närrische Welt, die er vor sich sieht, und er wählt sich daher für seinen Zweck sechs der auffallendsten Närrinnen in Schach Bambo's Töchtern, denen er sechs Narren entgegenstellt, alle gar trefflich charakterisirt und gegen einander kontrastirt, und verwickelt jede in Abenteuer, wie sie ihren respektive Tugenden und Prinzipien gemäß, nur nicht immer so auffallend, erfolgen werden. Da ist Leoparde die unerbittlichste Spröde mit ihren großen Junonischen Augen, die runde, lammfromme, platte Diudonette, die keusche Schatulliöse, die mit gezierter Anmuth den Mund spitzt, die flatterhafte, kokettirende Kolifischon, der das Mäulchen nie still

steht und die kein Gesetz kennt als die Laune des Augenblicks, Blaffardine die Blonde mit dem frostigen Blicke, einzig in ihre Blondheit verliebt, und die schöne aber unausstehliche Belladonna; Blömurant, der Weinerliche, Karamell der viel versprechende Platonist, Parasol, der süße Geck, der Neger Tulpan, und die zwei, die wir schon kennen, manche Nebenpersonen ungerechnet, die dem Dichter zu Zwischenfällen nothwendig schienen. Alles, was jeder dieser Personen begegnet, ist Prüfung, bis zur letzten entscheidenden, wo Leoparde mit Antiseladon, Schatulliöse mit Parasol, Kolifischon mit Karamell, Dindonette mit Blömurant, Blaffardine mit Tulpan verbunden werden, wobei der alte Schach Bambo in seiner Gemüthlichkeit urtheilt:

— — Ich bleibe den Herren verbunden,
Die sich — hier lupft er ein wenig den Hut, —
Mit solcher Waare beladen; ich gebe sie nicht für gut!
Doch hoffen wir, jeder Topf hat seinen Deckel
gefunden.

In die bedenklichsten Abenteuer wird von Bambo's Töchtern gerade — die Keusche verwickelt; und als ob Ihnen das Bedenklichste überall am ehesten vor die Augen gestellt werden sollte, finden Sie hier zwei Scenen aus dem Leben dieser keuschen Prinzessin dargestellt.

(Erste Kupfertafel zu Band 14.)

Als der Anblick eines Riesen alle Töchter Bambo's zu einer übereilten Flucht aufschreckt, erwacht Schatulliöse eben aus dem Schlummer, worein Karamells mystische Reden sie gewiegt hatten, und sieht kaum, daß ihrer Tugend Gefahr droht, als auch sie entflieht.

Auf einmal hemmet der schnellen Füße Flug
Ein Fluß, nicht Meilen breit, doch immer breit genug.
An welchen Gott soll itzt die Keusche sich wenden?
Zum Glücke lag am Gestade, vom Riedgras halb verstreckt,
Im Sonnenschein ein Flußgott hingestreckt,
Sein Haupt mit Binsen bekränzt, und um die zottigen Lenden,
Statt alles Gewandes, mit Schilfe bedeckt!
Welch Grauen hätt' ihr vor kurzem ein solcher Anblick erweckt!
Doch itzt, in der Angst vor größerm Harme,
Schließt sie die Augen zu und stürzt — dem Triton in die Arme.

Der Triton, dem wol nicht geträumt, noch heute
So einen Zug zu thun, schwamm mit der schönen Beute
Im stillen Triumphe der sichern Grotte zu.

So schleicht sich mit grinzendem Lächeln und aufgeblasenen Backen
Ein diebischer Affe davon, um in gemächlicher Ruh
Zu oberst unterm Dach die geraubten Nüsse zu knacken.
Die arme Dame! Die Ohnmacht hinderte sie
Sich nach den Regeln zu sträuben und zu zappeln.
Ihr Schönen! wenn guter Rath euch lieb ist, trauet nie
Der Großmuth eines Manns mit einer Schürze von Pappeln.

Wie sie erwacht, mit tragischem Anstand deklamirt, und sich in ihr Schicksal findet, das alles können wir füglich übergehen, denn alles was wir zu wissen brauchen, sagt uns in der Scene, wo sie zwischen dem Triton, dem platonischen Karamell und dem feurigen Ritter Boreas freie Wahl hat, und — den letzten wählt, der alte Wassermann deutlich genug.

Wir kennen das Frauenzimmer, das hier so züchtig steht;
Sie ist nicht häßlich, wie ihr seht,
Und spricht Moral troz euerm Epiktet!
Doch — unter uns — gewisse Sachen
Auf einen gewissen Grad ihr interessant zu machen,
Da steckt der Knoten! Der Ritter Boreas
Soll, wenn er will, in sechs bis sieben Tagen
Von diesem Punkt uns seine Meinung sagen

Ich bin zu alt, und gönn' ihm gern den Spaß,
Wenn's einer ist, sich auch an dies Problem zu
wagen.

Die Folge von dieser Plauderei des Alten war, daß unsre Keusche sich verbunden erachtete, gegen den nichts weniger als enthaltsamen Boreas die größte Strenge zu beweisen, um ihm die argen Gedanken, auf die der Triton ihn gebracht haben konnte, zu benehmen. Diese Rolle mußte beiden auf die Dauer lästig werden, und es war daher unsrer Keuschen ganz angenehm, daß sie in der Burg des Negers Tulpan, wo ihr neue Hoffnungen aufgingen, von ihrem Begleiter und ihrem Zwange sich befreit sah.

Aber welches Abenteuer harrte ihrer hier!

(Zweite Kupfertafel zu Bd. 14.)

In eben dieser Burg waren bereits die Blonde der Blonden und Amadis gewesen. Dieser war noch da, aber — versteinert, denn der erzürnte Neger hatte ihn aus Eifersucht kraft seines Zauberstabes verwandelt, und geschworen, daß er in dieser Stellung wie eine Statue stehen solle, bis die Kaiserin von allen Preziösen ihn entzaubern werde. Diese ist nun da, ist in seiner Nähe!

Zum Ruhm sey es ihr nachgesagt, sie schlug
Beim ersten Anblick gleich die kleinen Augen nieder;

Ein Schauer fuhr durch ihre keuschen Glieder,
Sie lief, so weit ihr Fuß, gelähmt von Schrecken, sie trug.
Ein kleiner Labyrinth von neubeschornen Hecken
Bot ihr die nächste Zuflucht an.
Der Argwohn flüstert, sie hab' es gethan
Um ihren lüsternen Vorwitz vor Zeugen zu verstecken.
Man konnte bequem durch diese Hecke sehn,
Und Amadis, wie gesagt, war wirklich ein Phänomen!

„Was, denkt sie, mag es bedeuten? Wen stellt es vor? Ist's möglich,
Daß Kunst auf diesen Grad sich in Natur verstellt?
Man glaubte von wallendem Blute die starken Arme geschwellt,
Die, wie zum Umarmen, sich öfnen, — und doch so unbeweglich!
Wie lockig das Haar auf den Nacken ihm fällt!
Welch eine Figur! Man könnte nichts zierlichers drechseln!
Ist's Marmor? ist's Elfenbein? — Nicht doch! Es lebt, es athmet, es muß
In diesem Augenblicke die Attitude wechseln!"
So spricht sie und guckt hervor, und sieht, nicht ohne Verdruß,
Sich sehr betrogen von einem beinah untrüglichen Schluß.

Sie denkt: Es kann am Ende doch nur ein
Kunstwerk seyn,
Und ist es ein Werk der Kunst, so würde mich's
ewig gereun
Es nicht genauer betrachtet zu haben.
Vielleicht ist der Name des Meisters am Fußgestell
eingegraben;
Schönheiten sind in der Nähe vielleicht daran zu
sehn,
Vielleicht auch Fehler zu entdecken,
Die in der Ferne verschwinden. Was hält mich,
näher zu gehn?
Wer sieht mich hier durch diese Hecken?
Was hätt' ich Ursach' so zaghaft zu seyn?
Zwar ist's ein Mann, doch nur ein Mann von
Stein!

Sie schleicht, indem sie behutsam nach allen Sei-
ten schielet,
In schlängelnden Linien näher und immer näher
heran.
Nun steht sie ihm gegenüber, und blinzt erst schüch-
tern an
Was itzt in vollem Glanz ihr in die Augen spielet,
Dann immer kühner und kühner, zuletzt mit allem
Muth
Den eine Dilettante in ähnlichen Fällen fühlet,
Nur nicht mit so gelaßnem Blut. —

„Welch herrliches Werk! Wie konnt' es so voll-
kommen,
So idealisch, aus Menschenhänden kommen?
Von welchem sichtbar'n Gotte ward das Modell ge-
nommen?

Doch nein! es ist kein Ideal!
Wo sieht man eines, das so den Seher täusche?
Nein! Nein! Dies athmende Leben schafft weder
Pinsel noch Stahl;
Man fühlt, mit den Augen sogar, in diesem schö-
nen Fleische
Elastische Wärme wallen, — es athmet wirklich!
Gewiß
Ihm zirkelt Blut in den Adern; ich wette, dürft'
ich's wagen
Und legte die Hand ihm aufs Herz, ich fühlt' es
unter ihr schlagen.
(O Tochter Bambo's, welch ein Gedanke war dies!)
Und doch, warum nicht? was hätte die strengste
Tugend dagegen,
So sachte als möglich die Hand auf ein Herz von
Marmor zu legen?

Was ist da zu wagen? Am Ende, trotz diesem
blendenden Schein,
Ist's doch ein bloßes Bild von Stein!"

Nachdem sie, vor Zeugen sicher, so von Stufe zu
Stufe sich selbst verführt und ihr Inneres uns offen-

bart hat, gibt sie uns die letzte Probe ihrer Keuschheit, sie steigt hinan und — weckt Amadis aus seiner Bezauberung auf.

Als ein Gegenstück zu dieser Scene ist nun die gleich folgende zu betrachten.

(Kupfertafel zu Band 15.)

Eine von Bambo's Töchtern — ich weiß nicht, ob Sie die runde Dindonette gleich in ihr erkennen werden — hatte ihr Schicksal in die Höhle eines — Philosophen geführt.

Sein Daseyn ganz dem unverwandten Beschauen
Von dem was ist, nach Plato, — oder, nach Fo,
Von dem was nicht ist, zu weihen, und allen
Umgang mit Frauen
(Gift für die Weisheit!) auf ewig zu meiden,
entfloh
Der Ehrenmann bereits im Morgen seiner Jugend
In diese Gruft, um in der hohen Tugend,
Im Dunkeln — nichts zu sehn, und, weil
er gar nichts thut,
Nichts Böses zu thun, sich ungestört zu üben,
Und, unerbittlich den thierischen Trieben,
Das hohe Ideal von Wahr und Gut und Schön
Bloß durch Abstrakzion zu lieben.

Dessen hohe Weisheit wird nun hier durch unsre Runde, die der Dichter nicht ohne Grund zu diesem

großen Werke ausersehen hat, auf die Probe gestellt. Beim ersten Anblick derselben, die er schlafend findet, zittert er einen Schritt zurück, faßt sich jedoch wieder, und um zu sehen, ob ihn kein Blendwerk täusche,

Hält er die Lamp' empor und sieht mit schärferm Blick
Noch einmal — Götter! welch ein Stück
Organisirten Stoffs, zu einem Mädchen gebildet,
Auf dürres Laub gestreckt!

Nicht unangenehm bestürzt steht er da, aber vergißt doch seine Weisheit nicht.

Wie? — spricht er zu sich, — ich hätte das innere Wesen der Dinge
So lange studirt, und darum mich aus der Welt verbannt,
Und fühlte vor diesem Skelett von Sennen, Knorpeln und Knochen,
Mit Muskeln ausgestopft, mit weißem Leder bespannt,
Mein feiges Herz im Busen pochen?
Fi! schickt sich das für einen beinah entkörperten Geist?
Für einen Geist, der sich mit bloßen Ideen
Schon zwanzig volle Jahre speißt!
Nein! nimmermehr soll dies geschehen!

So beschließt er denn, sich Gewalt anzuthun, und den anatomischen Blick so lange auf sie zu richten, bis er sie nicht so sehe, wie sie scheine, sondern wie sie wirklich sey. Leider erfolgt nur das nicht, was er gehofft hatte, und er merkt endlich, seine Weisheit könne nur in der Flucht Rettung finden. Er flieht.

— — Noch einen einzigen Blick,
Noch einen, den letzten noch, und einen noch zurück
Am Ausgang der Höhle, und nun — sich auf ewig
zu entfernen,
Der Vorsatz verdiente doch wol noch einen Seitenblick?
Wahr ist's, so hatte der Mann nach seinen Vettern, den Sternen,
In seinem Leben nie geguckt. Doch alles dies
Ward wieder gut gemacht indem er sie verließ.

Nur den Entschluß, sich ganz zu entfernen, verwieß
Die Menschlichkeit ihm. Sie so allein zu lassen,
In diesem Gegentheil vom ird'schen Paradies
Das arme Kind vielleicht verschmachten zu lassen,
War grausam. Muß er denn, um nicht zu lieben, sie hassen?
Gibt's keinen Mittelweg? — Ein guter Gedanke! — Gewiß
Gibt's einen Mittelweg!!

Zufolge dieses Entschlusses kam es daher am Morgen zu einer Bekanntschaft zwischen beiden, und die Unterredung mit dem weisen Manne machte das Mädchen besonders neugierig darauf, eine Probe von seiner Kunst zu sehen, alles in Gold zu verwandeln. Da dies große Werk nur zu Stande kommen konnte durch einen reinen Mann und eine reine Jungfrau, welche zur Stunde der Mitternacht in eine Grotte verschlossen sich ansehn, stumm und kalt, ohne alle sinnliche Regung, wie Geister, die den Körper bereits abgestreift haben; so zweifelte Dindonette nicht an dem glücklichen Erfolge.

Mein Herr, sie sagen mir da sehr wunderbare Sachen,
Versetzt die Schöne, indessen, wofern Sie nichts dazu
Als eine Jungfer bedürfen, die ohne böse Lüste
Zehn Jahre, wofern Sie wollen, so kalt wie eine Büste
Sie anzuschaun sich getraut, so leben Sie immer in Ruh!
Die Jungfer, mein Herr, bin ich!

Natürlich hielt sich auch unser Weiser nicht weniger für den Mann, der von dem Schicksale zu diesem großen Werke bestimmt sey, zu welchem deshalb die nächste Mitternacht festgesetzt wurde. — Schon seit

einer Stunde stand nun das gute runde Mädchen, — etwas runder als wir sie hier sehen, und etwas weniger nackt, denn der Dichter weiß nur von einem weißen Nacken und bloßen Schultern, — im Kreise, und erfüllte von ihrer Seite getreulich alles, was gefodert war; dem Weisen aber —

Ihm pocht gewaltig das Herz, es wird ihm grün und blau
Vorm schwimmenden Aug', und, ohne selbst zu wissen
Wie ihm geschieht, vergißt er die mystische Frau,
Und liegt mit lechzendem Gaum zu — Dindonettens Füßen.
Stracks füllt ein wirbelnder Dampf mit Finsterniß und Graus
Die ganze Höhle, die Oefen und Tiegel fallen,
Man hört wie ein Rabengekrächz, man sieht Gespenster wallen,
Es donnert und blitzt, und unter betäubendem Knallen
Fährt mit den solarischen Geistern der Drache zum Schornstein hinaus.

Wir möchten uns mit der Gewähr nun eben nicht gerne befassen,
Daß alles dies buchstäblich und aufs Haar
Sich so begab, und nicht gemachtes Wetter war;
Das Urtheil hierüber sey dem Leser überlassen!

Genug, des Fräuleins vermeinte Gefahr
Bewog den Weisen, sie kräftig in seine Arme zu
fassen.
Sie, die vielleicht für Zufall hielt
Was Vorsatz war, zerplatzte bald vor Lachen:
„Mein Herr Philosophus, ei! Wo sind nun Ihre
Drachen?
Bekennen Sie nur, Sie haben die Wette verspielt!

Ich hätte zu Ihrem Bart mich eines bessern
versehen!
Ich meines Orts, ich blieb wie eine Säule stehen;
An Ihnen lag die Schuld." — Ja, ich gesteh' es ein;
(Noch hört er nicht auf, den Arm um ihre Hüften
zu schlagen,)
Und könnten Sie wol so unbarmherzig seyn,
Und mir den einzigen Trost in diesem Schaden ver-
sagen?
„Sie drücken mich, Herr! — spricht jene. — Ich
sage, lassen Sie mich!
Ich steh' auf guten Füßen und brauche keine Stütze." —
Doch, was sie sagen mag, ihm steigt die Fieberhitze
Mit jedem Pulsschlag sichtbarlich.

Die Dame merkte zuletzt was Ihrem Philosophus
fehlte.
(Dies war ihr eignes Wort, als in der Folge sie
Der lieben Amme dies Abenteuer erzählte.)

Fi! rief sie, schämen Sie sich vor Ihrer Theosophie!
Wo denken sie hin? Ein Mann mit Ihrem Barte
könnte
Mein Ahnherr seyn!" — Ein Stoß, wovon der
alte Gauch
Zu Boden fiel, gab diesem Komplimente
Die volle Kraft; so taumelt Silen auf seinen
Schlauch:
Und als er endlich mit Müh sich wieder aufge-
wunden,
War Dindonette gar verschwunden.

Sie errathen leicht, warum ich diese Scene ein Gegenstück zu der vorigen nannte; ich muß aber hinzufügen, daß jene Keusche und dieser Weise die beiden Personen sind, mit denen der Dichter am strengsten verfährt. Seinen Grund dazu hat er bei der Schilderung von Schatulliösen angegeben. Manches, sagt er, hätte man ihr übersehen können:

Allein die Gleißnerei! dem Ansehn nach so kalt
Wie Eis zu seyn, und in geheim zu brennen;
Die strengste Richterin von jeder die man liebt
Und deren Werth oder Reiz dem ihrigen Schatten
giebt;
Die Freuden verdammen, die ihr am meisten ge-
fielen,
Und während sie, klug wie ein Almanach,

Maximen und weise Sprüche und Lebensregeln sprach,
Stets niederwärts mit ihren Blicken zu zielen:
Dies, wir gestehen's, sind Züge, die ihrem Charakter nicht
Die Ehre machen, so viel sie von Tugend spricht,
So ehrbar sie thut, so subtil sie sentimentalisiret,
So schlau die Grazien sind, womit die Kunst sie zieret.

Mögen sie nun hieraus abnehmen, ob unser Dichter auch in den dem Anschein nach ausschweifenden Schilderungen seinen Gesinnungen treu blieb; es wird Zeit, daß wir uns nach dem Paare umsehen, an welchem der Dichter uns die wahre Liebe zeigt.

Amadis war verwundet in die Hütte einer Alten gebracht worden, wo er ein Mädchen, Olinde nannte sie die Alte, fand, ein Mädchen, wie er

Noch keines gesehn, und hier in Schäferhütten
Zu finden mächtig erstaunte; ein Mädchen, das Witz und Verstand
Im reinsten Ebenmaas verband,
Schön von Gemüth, untadelich von Sitten,
Von Anspruch, Grillen, Ziererei,
Koketterie und allen den kleinen Fehlern frei,
Mit deren einem und andern die Damen unsrer Herzen
Gewöhnlich behaftet sind; gefällig, zärtlich, gut,

Freimüthig, ohne Falsch, von immer fröhlichem
Muth,
Und mit der Gabe begabt, so angenehm zu scherzen,
So schön zu erzählen, und mit so guter Art
Die feinsten Bemerkungen anzubringen,
Daß, wer sie hörte, von ihr bezaubert ward;
Und fing sie vollends an zu ihrer Zither zu singen,
Dann war es sogar für einen Stoiker hart,
Sein Herz ganz heil davon zu bringen.

Um die Liebenswürdigste von allen zu seyn, hätte sie nur nicht von einer schier unerträglichen Häßlichkeit seyn müssen. In eben dem Grade aber, als sie Herz und Seele unwiderstehlich anzog, stieß sie das Auge ab, welchem sie Anziehendes genug hätte darbieten können, da ihr Körper eben so schön als ihr Gesicht häßlich war, wenn sie dies nicht mit der größten Behutsamkeit vermieden hätte. Acht Tage lang wurde daher der Ritter von widerstreitenden Empfindungen peinlich hin und her gerissen, und gern hätte er sich durch ein Geständniß gegen Antiseladon die Brust erleichtert, wenn nicht Furcht vor Spott ihn abgehalten hätte. Endlich kam aber der Augenblick, wo er gegen Olinden nicht länger zu schweigen vermochte; und als diese, wiewohl mit zitternder Stimme, klug auswich:

O! rief er, daß dies Herz ganz offen vor Dir läge!
Hör' und erkenne der Wahrheit reinstes Gepräge
In meinem Geständniß, Olinde, höre mich an.
Ich glaubte schon oft zu lieben, doch war's nur Traum und Wahn;
Betrug der Phantasie, der Sinne war's! — Olinde,
Erst seit ich Dich, und alles in Dir vereinigt finde,
Was Seelen fesseln kann, erfahr' ich, wie übel ich mich
Vorher geirrt. Ich kannte die seligen Triebe
Der wahren Liebe nie! Dich lieb' ich, Beste, Dich,
Zum ersten Mal, und o! mit welcher Liebe!

Mit einer Liebe, die mir, mir selbst, ein Wunder ist,
Und doch so natürlich, als hätt' ich, seitdem ich mein Daseyn fühlte,
Nichts anders gethan. O glaub' es, Olinde, Du bist
Wenn auch die ganze Welt für einen Thoren mich hielte,
Unendlich schöner für mein Herz
Als meinen Augen die Puppen, womit ich ehmals spielte.

Olinde beweis't ihm hierauf ihr volles Vertrauen, und Frau von Beaumont selbst würde mit Nutzen die

Erzählung, wie der Neger Tulpan sich darauf verstand, das Weib wie es seyn soll zu bilden, in ihr Magazin haben aufnehmen können. Es war ein kleines einfaches Mittel, dessen er sich dazu bediente, er machte sie, die schön und eben darum unausstehlich war, häßlich und eben dadurch liebenswürdig. Sie selbst sagt:

Er zwang mich, Gaben, die ich, so lang' ich schön gewesen,
Verachtete, anzubaun. Ich hatte nun gute Zeit,
In einer erzwungenen erst, dann süßen Einsamkeit,
Im Buch der Natur und in mir selbst zu lesen.
Ich wurde mit meinem Innern vertrauter, und spähte darin
Verborgene Reizungen aus und manchen neuen Sinn,
Ursprüngliche Quellen von reinem hohen Vergnügen,
Die, unerkannt, in uns begraben liegen;
Kurz, wie sich mein voriger Stand aus meiner Erinn'rung verlor,
Ging ich, wie ein andres Geschöpf, zu neuem Daseyn hervor.

Ich wurde gefällig, sanft, verbindlich, glaubte nicht
Daß andre mir mehr Achtung schuldig seyen
Als ihnen ich, und machte mir zur Pflicht
Sehr wenig mir selbst und andern viel zu verzeihen.

Schön, wußt' ich, daß ich gefiel, und alles, was
man that,
Um mir zu gefallen, war immer noch weniger als
man sollte;
Jetzt mußt' ich gefällig seyn, da war kein andrer
Rath,
Wenn ich erträglich werden wollte.
Auch lernt' ich, den Witz, der sonst in meinen
Händen
Ein Dolch gewesen war, wohlthätig anzuwenden.

Die echte Liebenswürdigkeit der Häßlichen machte auf Amadis immer tieferen Eindruck. Erst mindert sich das Unerträgliche in ihren Zügen, sie kommt ihm lange nicht mehr so häßlich vor, dann entdeckt er Adel und stille Majestät auf ihrer Stirn, verborgnen Reiz um ihren Mund, und endlich sieht er gar sein Ideal in ihr. Bezauberung war dies nicht, denn der Dichter erklärt es:

So wahr es ist, daß Tugend, Verstand und
andere Gaben
Des Geistes und Herzens in einer schönen Gestalt
Mehr Reiz und raschere Allgewalt
Auf alle Herzen, sogar der rauhesten Wilden, haben,
Als ohne äußern Schmuck blos durch den innern
Gehalt:
So können wir doch getrost uns auf die Erfahrung
beziehen,

Daß, wenn ein häßliches Mädchen es einmal so weit gebracht
Und sich durch geistige Schönheit, geheime Sympathieen,
Durch Witz und reizenden Umgang und unverwandtes Bemühen
Gefällig zu seyn, zur Dame von einem Herzen gemacht,

Daß dann die Leidenschaft, worin wir für sie glühen,
Das Stärkste ist, was man sich denken kann.
In diesem Falle befand sich der biedre Rittersmann
Prinz Amadis. Er fühlte, im ganzen Ernst, für Olinden,
Was seine Hoheit noch nie für ein weibliches Wesen gefühlt,
Was schöne Seelen nur für schöne Seelen empfinden,
Und was sie um so mehr für wahre Liebe hielt,
Da sie zu fromm, und vielleicht (aus ihr bekannten Gründen)
Zu klug war, die niedrige Kunst Begierden zu entzünden
Zu Hilfe zu nehmen, die Naso den häßlichen Schönen empfiehlt.

Olinde konnte endlich selbst an der Wahrheit seiner Liebe nicht mehr zweifeln, zu welcher sich laut und offen zu bekennen es bei ihm keiner Ermuthigung mehr bedurfte, und die feierliche Verbindung

für das Leben ward beschlossen. Alles Uebrige, wie er mit ihr zum Altar tritt, den Spott und das laute Gelächter von Bambo's Töchtern nicht einmal gewahr wird, wie zum Erstaunen aller, nach dieser letzten Probe, die häßliche Olinde plötzlich in die schöne Belladonna verwandelt dasteht, können wir übergehen. Bemerken wir aber was Tulpan von Amadis sagte:

Er suchte ein Ideal, und sucht' es lange vergebens;
Hier ist es! und macht es nicht die Wonne seines Lebens,
So ist die Schuld nicht an mir, ich habe das Meine gethan!

Nach diesem Ausgange, welcher deutlich zeigt, wie genau unser Dichter die wahre Liebe von der unwahren unterscheidet, nach dem Triumphe, den er jener bereitet, dürfte er selbst wol auch sagen: Ihr wolltet wissen, wie ich von der Liebe denke; hier habt ihr meine Erklärung. Versteht Ihr sie nicht; so ist die Schuld nicht an mir, ich habe das Meine gethan! — Zum Ueberfluß versichre ich euch: wenn ihr euch die Mühe gebt, mich verstehen zu lernen, so werdet ihr nicht blos am Hochzeittage so glücklich seyn, wie Amadis und Belladonna-Olinde, sondern auch im Alter das Schicksal Damöts und Lykänions haben.

„Und was hatten diese für ein Schicksal?"

Dieses zeigen uns:

XVIII.

Die Grazien.

(Zweite Kupfertafel zu Band 12.)

Drei liebliche arkadische Mädchen, in denen alles, was naive Unschuld, gefällige Güte und Heiterkeit Göttliches hat, wie in der Knospe eingewickelt lag, fanden eines Abends Amorn unter Rosen schlummernd, und banden ihn mit Blumenfesseln. Die Sonne war nun untergegangen, die Mädchen mußten zurück nach der Hütte, und Amorn gefesselt im Haine zurücklassen, war ein so grausamer Gedanke, daß keine von ihnen fähig war, ihm nur einen Augenblick Gehör zu geben.

Aber was werden wir unsrer Mutter sagen, wenn wir mit Amorn zurückkommen? fragte die kleine Pasithea.

Wißt ihr, was wir thun? sprach Thalia: wir füllen diesen Korb mit Blumen, setzen Amorn darauf, und tragen ihn nach Hause, und sagen, daß wir ihn unter den Blumen gehascht haben, und fragen sie, ob sie jemals in ihrem Leben einen so artigen Vogel gesehen habe? — Oder was meint ihr?

Vortrefflich, Thalia! rief Amor lachend: ich will mich so leicht machen, als ob ich ein Schmetterling wäre; und für die Aufnahme bei eurer Mutter laßt nur mich sorgen! Sie soll mit mir zufrieden seyn. —

Dies sagend hüpft' er in den Korb, und lachend und scherzend trugen ihn die Grazien davon.

Die Schäferin, welche von den Grazien Mutter genannt wurde, war, zu ihrer Zeit, so schön gewesen, als man sich die Amme der Grazien, von Venus selbst ausgewählt, vorstellen kann. Aber sie fing an zu welken. Ihr Hirt war kein Seladon, kein Pastorfido, auch kein Geßnerscher Dafnis; doch wich er dem besten Theokritischen Hirten nicht. Noch immer liebt ihn seine Lykänion; aber er war alt.

Lykänion stand unter der Hütte, als die Mädchen mit ihrem Blumenkorb und Amorn daher gehüpft kamen. Liebe Mutter, rief Thalia:

Was wir dir für einen Vogel bringen!
Welche Locken! Was für schöne Schwingen!
Und ein Mädchengesicht!
Kann er dir nur halb so lieblich singen,
Als er lieblich spricht,
O, so sahst du einen schönern nicht!
Was wir dir für einen Vogel bringen!
Gelbe, krause Locken, goldne Schwingen,
Und ein Mädchengesicht!

Venus sey uns gnädig! rief Lykänion, da sie in den Korb hinein guckte: was für einen Vogel habt ihr da! Arme Mädchen! Seht ihr nicht, daß es Amor ist?

Ja wol ist es Amor, rief die kleine Pasithea; aber der beste, freundlichste Amor von der Welt;

Nicht der böse, ungestüme, wilde,
Der die Mädchen frißt!
Mütterchen, es ist
Ganz ein andrer, lachend, sanft und milde.
Auf den Blumen im Gefilde
Lag er schlummernd da;
Und wir banden ihn mit Blumenketten,
Eh' er sichs versah.
O! wie bat er uns! Allein wir hätten,
Als er sagte, daß er Amor sey,
Ihn nicht losgemacht; — wiewohl wir drei
Er nur einzeln war; — er mußt uns schwören,
Eh' er seine Arme frei bekam,
Uns kein Leid zu thun, und fromm zu seyn und zahm.
Und er schwor's! es war recht schön zu hören!
Und, als ob wir seine Schwestern wären,
Liebt er uns, und führt uns bei Cytheren
Seiner Mutter ein;
Und wir sollen, wenn wir artig wären,
Ihre Mädchen seyn!

Kinder, Kinder, rief die Amme, — ihr habt euch hintergehen lassen! So lieblich er aussieht, so schlimm ist er.

Ihr denkt, er ist ein Kind
Und süßer Unschuld voll, wie Kinder sind?

Verlaßt euch drauf! Er lockt euch nur ins Netze!
Traut seinem schmeichelnden, glatten Geschwätze;
Zu bald, zu bald gereut es euch!
Er ist der Wassernixe gleich,
Die unterm Schilf am Ufer lauschet
Und singt ihr Zauberlied;
Und, kommt ihr sie zu sehn, euch schnell entgegen rauschet,
Und euch hinab ins Wasser zieht.

Ei, ei, Mütterchen, rief Amor; was für eine Beschreibung du von mir machst! Ich bitte sehr, erschrecke mir meine lieben Mädchen nicht! Ist's billig, daß Amor es entgelten soll, wenn dir Hymen lange Weile macht? — Aber laß uns gute Freunde seyn, schöne Lykänion! — He! Damöt, wo bist du, Damöt? — Wie gefällt dir diese junge Schäferin?

O Götter! riefen beide zugleich aus, indem sie einander ansahen und umarmten: Bist du Lykänion? — Bist du Damöt? — Welche Gottheit hat uns unsre Jugend wieder gegeben? — O Amor, wir erkennen deine wohlthätige Macht! Unser Entzücken allein kann dir unsern Dank ausdrücken!

Der Freund gestand mir zu, daß unter der Bedingung einer Liebe, wie die geschilderte, die er allerdings für echte Liebe anerkennen müsse, dieses Wunder allein sich ereignen könne, wenn dasselbe dann

anders ein Wunder zu nennen sey, da es sich ganz natürlich erklären lasse, was mit andern Wundern oft sehr misglücke. Vermuthlich aber, setzte er hinzu, haben Sie nicht ohne Absicht gerade auf Amadis diese kleine, ich möchte sagen allegorische, Scene aus den Grazien folgen lassen.

„Ich habe nicht mehr Absicht dabei, als wahrscheinlich der Dichter selbst hatte, der den Plan zu Amadis und den Grazien in einer und derselben Zeit entwarf, und beide Gedichte auch fast gleichzeitig ausführte. Wenn Sie aber vermuthen, daß ich aus den Grazien noch Einiges, die Liebe betreffend, anzuführen habe, so irren Sie nicht. Jene Scene fällt in eine Zeit, wo in Arkadien die Jünglinge noch wild, die Mädchen noch blöde waren, und ihre Liebe wenig mehr als Wirkung eines rohen Triebes. „Das feinere Gefühl des Schönen und Anständigen, die edlere Liebe, die allein dieses schönen Namens würdig ist, den züchtigen Scherz und das witzige Lachen, und diese liebliche Trunkenheit, welche die Seele nicht ersäuft, nur sanft begeistert, sie in süßes Vergessen aller Sorgen einwiegt, unfähig zur Traurigkeit macht und jeder zärtlichen Neigung und schuldlosen Freude öfnet, von allem diesem wußten die guten Leute nichts. Zwar hatten die Musen angefangen, ihnen ihre Gaben mitzutheilen: aber ohne die Grazien und Amorn in ihrer Gesellschaft ist es selbst den Musen nicht gegeben, die Verschönerung des Men-

schen zu vollenden." Wie diese beginne und sich vollende, dieses darzustellen war nun des Dichters Absicht, und nach dieser erscheint sein Gedicht von den Grazien als eine allegorische Geschichte der ästhetischen Bildung des menschlichen Geschlechts. Diese hebt von dem Gefallen an, und die erste Periode derselben ist die von der unschuldigen Koketterie der Natur. In dieser Periode versteigt sich der Wunsch nicht höher als zum Gefallen durch den Reiz körperlicher Schönheit. Ist nur dieser Schritt aus der Thierheit erst heraus gethan, so werden die andern schon folgen; Geist und Herz können nicht zurückbleiben, und gerade in diesen zeigt sich die Grazie, ohne welche, wie der Dichter sagt, „die Schönheit das ist, was Pygmalions idealisches Bild war, eh' es zu athmen und zu empfinden anfing. Alles, was sie für sich allein thun kann, ist, den Wunsch sie beseelt zu sehen, einzuflößen. Wenn man dies Liebe nennen will, so mag es immer Liebe seyn. Aber was ist dies gegen jene unbeschreibliche Süßigkeit, womit die Grazie sich in die Herzen hineinschmeichelt, gegen jene geistigen, unauflöslichen Fesseln, mit denen sie die Seelen an sich zieht?"

Hier muß ich Sie unterbrechen, fiel mein Freund ein. Diese Periode würde nun wol den Namen von der ästhetischen Koketterie erhalten: und da Sie die erste der unschuldigen Natur zuschrieben, würden wir hier nicht zum Gegensatz die

schuldige Kunst nehmen müssen? Sie sehen, daß man auf diesem Wege zwar wol zu ästhetischer Sitte, aber nicht zu Sittlichkeit gelangt.

„Gewinn wäre doch auch jene schon, und unser Dichter hat ihn in seiner Schilderung von dem Walten der Grazien in Griechenland nicht nur nicht übersehen, sondern sogar sehr bedeutend hervorgehoben, und gewiß nicht mit Unrecht, denn wir hätten ohne dies kein Griechenland, und von diesem, wie es auch gewesen seyn mag, ging doch die höhere menschliche Bildung aus. Mit Recht verlangt der, ich möchte sagen hier naturhistorische, Dichter, daß Griechenlands Sitte nicht nach unserer strengeren Sittenlehre — die von unserer Sitte doch auch zu unterscheiden seyn dürfte — gerichtet werde. Nehmen wir also hier eine zweite Periode an, so kann es nur eine solche seyn, worin zunächst der Geist Einfluß auf den Wunsch des Gefallens erhielt, und dies könnte im Allgemeinen die griechische Periode seyn, worin die ästhetische Bildung ihren Gipfel erreichte. Jetzt könnte ich mich, wenn ich eines Hilfsmittels bedürfte, zur Partei derer schlagen, welche das Aesthetische von dem Moralischen streng abgesondert wissen wollen, wiewohl sie zu anderer Zeit hieran nicht denken; allein, wie gesagt, ich bedarf dessen nicht, weil Wieland nie zu dieser Partei gehörte. Unpräjudizirlich für die Griechen nehmen wir daher noch eine dritte Periode an, wo zu dem Geiste auch das Herz hinzukommt. —

Gefallen durch das Herz — meinen Sie, daß dies ohne Sittlichkeit möglich sey? — Ohne diese können die Grazien zwar Göttinnen des Reizes, aber nie der Anmuth seyn. Die Grazie in ihrer Vollendung zeigt sich als sittliche Grazie, in ihrer höchsten Liebenswürdigkeit durch Seelenschönheit. Nachdem daher unser Dichter mit zwar nur flüchtigen aber hinreichenden Zügen den Einfluß dieser Gottheiten auf Wissenschaften, Künste und Sitten entworfen hat, fährt er fort: „Aber noch weiter erstreckt sich ihre Macht, — die Tugend selbst steht unter ihrer Herrschaft. Auch den Handlungen, dem Charakter und dem Leben eines weisen und guten Mannes — welches, wie Sokrates zu sagen pflegte, gleich einem vollkommenen Gemälde ein schönes Ganze seyn muß, — müssen die Grazien dieses Ansehen von zwangloser Leichtigkeit, diesen Glanz der Vollendung geben, der sie mehr zu Geschenken der Natur als zu Werken der Kunst zu machen scheint. Diese Grazie war es, die der Tugend des Kato von Utika fehlte; und bloß die Abwesenheit derselben ist es, was so vielen andern vermeinten Tugenden ein widriges, die Herzen zurück stoßendes Ansehen gibt. Nur unter den Händen der Grazien verliert die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife und Eckige, welches eben so viele Fehler sind, wodurch sie, nach dem moralischen Schön-

heitsmaaß der Weisen, aufhört Weisheit und Tugend zu seyn." — Daß nun aber mit allem diesem der Dichter seine innigste Ueberzeugung ausgesprochen hatte, dafür bürgt uns eine Erklärung, die er in eigener Person gab, und die ich ihrer Wichtigkeit wegen Ihnen mittheilen muß, zumal da sie in einem kleinen vielleicht von den Meisten übersehenem Aufsatz steht. Hören Sie.

„Das Erste, worin der Mensch seine Vorzüglichkeit offenbart, ist die *Verfeinerung* und *Veredlung* aller der Bedürfnisse, Triebe und Verrichtungen, die er mit den Thieren gemein hat. — Er erfindet eine Kunst nach der andern; jede derselben vermehrt die Sicherheit oder das Vergnügen seines Daseyns; und so steigt er unaufhörlich vom *Unentbehrlichen* zum *Gemächlichen*, vom *Gemächlichen* zum *Schönen*.

„Die *natürliche Gesellschaft*, in der er geboren ist, verbunden mit der Nothwendigkeit sich gegen die nachtheiligen Folgen der großen Ausbreitung der menschlichen Gesellschaft sicher zu stellen, veranlaßt ihn endlich zur *bürgerlichen* Gesellschaft und Lebensart.

„Aber auch da hat er kaum für das *Nothwendige*, für die Mittel der innern und äußern Sicherheit, gesorgt: so sehen wir ihn auf tausendfältige Art beschäftigt, diesen seinen neuen Zustand zu *verschönern*. Unvermerkt verwandeln sich kleine

Dörfer in große Städte, die Wohnsitze der Künste und Handlung, und die Vereinigungspunkte der verschiedenen Nazionen des Erdbodens. Der Mensch breitet sich auf allen Seiten und in jedem Sinne immer weiter aus. Schiffahrt und Handelschaft vermehren die Verhältnisse und Beschäftigungen, indem sie die Bedürfnisse und Güter des Lebens vervielfältigen. Reichthum und Wollust verfeinern jede Kunst, deren Mutter Noth und Mangel war; Muße, Ruhmbegierde und öffentliche Aufmunterung befördern das Wachsthum der Wissenschaften, welche durch das Licht, das sie über alle Gegenstände des menschlichen Lebens verbreiten, zu reichen Quellen neuer Vortheile und Vergnügungen werden.

„Aber in eben dem Maaße, wie der Mensch seinen äußern Zustand verschönert und verbessert, entwickelt sich auch sein Gefühl für das sittliche Schöne. Er entsagt den rohen und unmenschlichen Gebräuchen der Wildheit, lernt alle gewaltsamen Handlungen gegen seines Gleichen verabscheuen, und gewöhnt sich an die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die mannigfaltigen Verhältnisse des gesellschaftlichen Standes entwickeln und bestimmen die Begriffe des Wohlstandes und der Höflichkeit; und die Begierde sich andern gefällig zu machen, und sich bei ihnen in Achtung zu setzen, lehrt ihn seine Leidenschaften zurückhalten, seine Fehler verbergen, seine beste Seite heraus kehren, und alles was er thut auf

eine anständige Art verrichten. Mit Einem Worte, seine Sitten verschönern sich mit seinem übrigen Zustande.

„Durch alle diese Stufen erhebt er sich endlich bis zu der höchsten Vervollkommnung seines Geistes, die in seinem gegenwärtigen Leben möglich ist, zu dem großen Begriffe des Ganzen, wovon er ein Theil ist, zum Ideal des Schönen und Guten, zu Weisheit und Tugend, und zur Anbetung der unerforschlichen Urkraft der Natur, des allgemeinen Vaters der Geister, dessen Gesetze zu erkennen und zu thun zugleich ihr größtes Vorrecht, ihre erste Pflicht und ihr reinstes Vergnügen ist.

„Alles dies nennen wir mit Einem Worte: die Fortschritte der Menschheit. Und nun antworte sich ein jeder selbst auf die Frage: würde der Mensch sie gemacht haben, wenn jenes angeborne Gefühl des Schönen und Anständigen unthätig in ihm geblieben wäre? Nehmet es ihm, und alle Wirkungen seiner schlafenden Macht, alle Denkmäler seiner Größe, alle Reichthümer der Natur und Kunst, in deren Besitz er sich gesetzt hat, verschwinden; er sinkt in den viehischen Stand der dummen und gefühllosen Bewohner von Neuholland zurück, und mit ihm versinkt die Natur selbst in Wildheit und chaotische Ungestalt.

„Was sind alle diese Stufen, durch die der Mensch nach und nach sich der Vollkommenheit nähert, als Verschönerungen? Verschönerungen seiner Bedürfnisse, Lebensart, Kleidung, Wohnung, Geräthe? Verschönerungen seines Geistes und Herzens, seiner Gesinnungen und Leidenschaften, seiner Sprache Sitten, Gebräuche, Vergnügungen?

„Die Begierde zum Verschönern und Verfeinern, und die Unzufriedenheit mit dem geringern Grade, sobald man einen höhern kennen lernt, sind die wahren einzigen und höchst einfachen Triebfedern, wodurch der Mensch es dahin gebracht hat, wo wir ihn sehen. Alle Völker, die sich vervollkommnet haben, machen den Beweis dieses Satzes."

Können Sie nun, mein Freund, an dem, was Wieland eigentlich im Auge hatte, wol zweifeln?

„Sonderbar genug, erwiederte er, bin ich hiebei an Schiller erinnert worden, und namentlich dacht' ich an dessen Künstler."

Ich könnte Ihnen noch andre Stellen mittheilen, welche Sie lebhaft an Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung erinnern würden, und Sie sollten mir eingestehen, daß in der Hauptsache Wieland und Schiller ganz einstimmig waren. Genug aber, daß Sie sehen, welche Begriffe Wieland von dem Schönen hatte, daß er die schönen Künste in der ihnen eigenthümlichen Würde erkannte, und daß er ein Ideal fest ins Auge gefaßt hatte, welches ihm

nicht als ein nebelndes Dunstbild vorschwebte, sondern in festen Umrissen und Zügen vor ihm stand. Wer möchte behaupten, dieses Ideal selbst sey ein gemeines gewesen? Es gehörte der reinen Sphäre der Humanität an. Wegen des unzertrennlichen Zusammenhanges, worin das Schöne mit der Liebe steht, muß nun aber sein Ideal von dieser seinem Ideale von jenem gleich seyn, und was von dem Gefühl des Schönen in unsrer Natur gilt, dasselbe muß auch von dem Gefühl der Liebe gelten. Sollte nun irgend jemand durch das bisher Angeführte von Wielands eigentlicher Gesinnung noch nicht hinlänglich überzeugt seyn, oder vielleicht auch hier die Einwendung geltend machen wollen, die ich doch für bereits entkräftet halte, daß dem Dichter nicht zuzuschreiben sey, was er gewissen Personen beilegt, — nun, so höre ein solcher noch das Geständniß aus des Dichters eigenem Munde, womit er ein Gedicht anhebt, welches, wie die meisten seiner Gedichte, zur Kasuistik der Liebe gehört.

„Schon wieder von Liebe und ewig von Liebe!“
Ja wol! Was wär' auch unterm Mond
Wol mehr der Rede werth als Liebe?
Und unterm Mond und überm Mond
Was anders ist's als Liebe und Liebe
Was überall athmet, wirkt und webt,
Und alles bildet, alles belebt?

Ihr Weisen sagt, was sonst als Liebe
Ist dieser schöne Zusammenklang
Der Wesen? Dieser allmächtige Drang
Der Gleich an Gleiches drückt? Wie bliebe
Ein Sonnenstäubchen ohne Liebe
Beim Andern? — Auch die Macht der Kunst,
Des Bildners Finger, die höchste Gunst
Der Musen, was sind sie ohne Liebe?
Mit Liebe sang Homer, mit Liebe
Schuf Rafael seine Galathee.
Du selbst, o Tugend, du höchste Höh'
Der Menschenseele, was bist du als Liebe,
Du Gott in uns? — Doch stille, Gesang!
Verletze nicht das heilige Schweigen!
Wohl uns, so viele von uns das Schauen
Von diesem Geheimniß empfangen haben:
Wohl uns! Uns leuchtet allein die Sonne,
Uns scheint das herzerfreuende Licht;
Wir leben das wahre Leben; athmen
In reinen Lüften mit freier Brust,
Und sehen was ist mit unbefangnen
Augen, und hören Götterstimmen,
Und durch die tiefe Nacht der Wesen
Den Schwung der alles bewegenden Räder,
Und fürchten nichts! und schwimmen und wälzen
Durch Stille und Sturm uns, immer getroster,
Die ewigen Wogen der Zeit hinab. —
Nichts mehr! Ich schweige!

Sie sehen, wie unsern Dichter die Liebe begeistert hat, und — welche Liebe! Es wird schwer halten, bei irgend einem Dichter etwas Erhabneres über die Liebe zu finden, so wie vielleicht auch kaum jemals etwas Schöneres über die erste Liebe gesagt worden ist, als von Wieland. Dieses wenigstens muß ich Ihnen noch mittheilen.

Mit ihrem ersten süßen Beben
Beginnt für uns ein neues beß'res Leben.
So sehen wir im Lenz der Sommervögel Heer
Auf jungen Flügeln sich erheben:
Gleich ihnen, sind wir nun nicht mehr
Die Erdenkinder von vorher;
Wir athmen Himmelslüfte, schweben
Wie Geister, ohne Leib, einher
In einem Ocean von Wonne;
Bestrahlt von einer schönern Sonne
Blüht eine schönere Natur
Rings um uns auf; der Wald, die Flur,
So däucht uns, theilen unsre Triebe,
Und alles haucht den Geist der Liebe.

O Zauberei der ersten Liebe!
Noch jetzt, da schon zum Abend sich
Mein Leben neigt, beglückst du mich!
Noch denk' ich mit Entzücken dich,
Du Götterstand der ersten Liebe!
Was hat dies Leben, das dir gleicht,

Du schöner Irrthum schöner Seelen?
Wo ist die Lust, die nicht der hohen Wonne weicht,
Wenn von den göttlichen Klarissen und Pamelen
Von jedem Ideal, womit die Phantasie
Geschäftig war in Träumen uns zu laben,
Wir nun das Urbild sehn, sie nun gefunden haben
Die Hälfte unsrer selbst, zu der die Sympathie
Geheimnißvoll uns hinzog, — Sie,
Im süßen Wahnsinn unsrer Augen
Das Schönste der Natur! Aus deren Anblick wir,
Wie Kinder an der Brust, nun unser Leben saugen,
Von allem um uns her nichts sehen außer Ihr,
Selbst in Elysiums goldnen Auen
Nichts sehen würden außer Ihr,
Nichts wünschen würden als sie ewig anzuschauen.

Von diesem Augenblick nimmt sie als Siegerin
Besitz von unserm ganzen Wesen;
Wir sehn und hören nun mit einem andern Sinn;
Die Dinge sind nicht mehr was sie zuvor gewesen.
Die ganze Schöpfung ist die Blende nur, worin
Die Göttin glänzt, die Wolk', auf der sie schwebet,
Der Schattengrund, der ihren Reiz erhebet.
Ihr huldigt jeder Kreis der lebenden Natur;
Ihr schmücken sich die Hecken und die Bäume
Mit jungem Laub, mit Blumen Thal und Flur;
Ihr singt die Nachtigall, und Bäche murmeln nur

Damit sie desto sanfter träume;
Indeß der West, der ihren Schlummer kühlt,
Für sie allein der Blüthen Balsam stiehlt,
Und, taumelnd vor Vergnügen,
Verliebte Rosen sich auf ihrem Busen wiegen.

— — — —

Vergieb, Psycharion, — bei diesem Bild entfällt
Der Pinsel meiner Hand! — Nehmt ihn, ihr Huldgöttinnen,
Euch weih' ich ihn! und aufgestellt
In euerm Heiligthum, geliebte Charitinnen,
Sey euch zum Preis das unvollend'te Bild!
Von euerm Schleier sey's verhüllt
Dem Faunenblick des Sklaven seiner Sinnen,
Dem unbegreiflich ist, wie man
Mit Amors Dienst den euren paaren kann;
Der Flammen, die bei ihm nur in den Adern rinnen,
Vom Schlauch Silens entlehnt,
Und die Empfindungen verfeinter innrer Sinnen
In feilen Armen höhnt.

Verachte, Psyche, der Bacchanten
Und Satyrn Hohn! Geneuß der sel'gen Schwärmerei,
Des goldnen Traums, der uns zu Anverwandten
Der Götter macht! Laß kalte Sykophanten
Beweisen, daß er Täuschung sey,

Und glaube du, Glückselige, der Stimme
Des Engels, der in deinem Busen wohnt!

— — —

O Psyche, auch für mich war einst so eine Zeit!
Was hätt' ich damals nicht vergessen,
Als ich in dem Bezaub'rungsstand,
Worin Du bist, mit Doris mich befand;
Und — wenn ich ihr, so früh es immer tagte,
Bis unbemerkt der letzte Strahl verschwand,
Das ew'ge Einerlei, daß ich für sie empfand,
Stets neu auf tausend Arten sagte, —
Den längsten Tag zu kurz, es ihr zu sagen, fand!

O Wonnetage, gleich den Stunden,
In ihrem Anschaun zugebracht!
O Wochen, gleich dem Traum in einer Sommer-
nacht!
Geliebter Traum! der, längst verschwunden,
Noch durch Erinn'rung glücklich macht!
Wo seid ihr hin, ihr unbereuten Freuden,
Du Blüthe der Empfindsamkeit,
Um die wir jene goldne Zeit
Schuldloser Unerfahrenheit
Und unbesorgter Sicherheit
Und wesenloser Lust und wesenloser Leiden
(Mit aller ihrer Eitelkeit)
In weisern Tagen oft beneiden;
Du erster Druck von ihrer sanften Hand,

Und du, mit dem ich mein entflohnes Leben
Auf ihren Lippen wieder fand,
Du erster Kuß! — Euch kann kein Gott mir wie-
der geben!

„Der Rückblick nach seinem Delphi, sagte mein Freund, ist auch hier nicht zu verkennen!"

Wie dann aber, wäre wol zu verkennen, daß Wieland an einem Ideal von Liebe festhielt, worin das Sittliche, weit entfernt von dem Aesthetischen getrennt zu seyn, vielmehr in der innigsten, unzertrennlichsten Vereinigung mit demselben steht? Und daß Wieland nur dieses Ideal als Muster aufstellt?

„Auch dieses kann ich nicht verkennen."

Wenn Sie dies nicht können, wollen Sie dann wol noch behaupten, Wieland habe der Venus Urania und dem himmlischen Amor jemals den Abschied gegeben? Oder sey nicht stets im Dienste derselben geblieben? Sey in diesem Punkte seiner Gesinnung nicht treu geblieben?

Der Freund reichte mir hier die Hand und sagte: „Davon bin ich jetzt überzeugt, daß bei der Beurtheilung Wielands nicht alles war, wie es seyn sollte." — Hiemit trennten wir uns für diesen Abend.

XIX.

„Können Sie sich wol denken, sagte mein Freund bei unsrer nächsten Zusammenkunft, daß mich heute eine gewisse Scheu anwandelte zu Ihnen zu gehen?"

Wie so?

„Ja, und noch weiß ich mein Gespräch nicht anders einzuleiten als mit der Bitte, daß Sie nicht ungehalten auf mich werden."

Was ist Ihnen denn so Besonderes aufgestoßen, das Sie zu solcher Scheu und Bitte hat bringen können?

„Sie sind ein so warmer Vertheidiger Wielands" —

Wie Er selbst, da er noch unter uns lebte, für jeden mit Unrecht Beschuldigten war. Aber ich merke nun; Sie haben neue Bedenklichkeiten, glauben sich mit Ihrem billigen Urtheil übereilt zu haben.

„Dies wäre Eins, und dazu veranlaßte mich Sonnemon; aber es ist noch mehr als dies, und dazu veranlaßten mich die Grazien."

Bei allen Grazien, liebster Freund, Sie sprechen nur Räthsel!

„Die schöne Stelle über die Liebe, welche Sie mir mittheilten, ist aus Gandalin oder Liebe um Liebe, und zu eben diesem Gedicht gehört diese Sonnemon hier in Ihrer Kupfersammlung. Was ist dies wieder für eine Scene!"

Jetzt fange ich an Sie zu begreifen. Das Schlimmste aber ist vielleicht noch zurück; nur heraus damit!

„Dieser Punkt ist ein wenig kitzlich. Er betrifft einen gewissen Verdacht, und dieser Verdacht richtet sich gegen — Sie selbst.“

Gegen mich? — Und was konnte Ihnen solchen Verdacht erregen? Sprechen Sie ohne Umschweife, denn mein Gewissen schweigt.

„Sie haben das letzte Buch der Grazien absichtlich — verzeihen Sie, daß mir kein gelinderer Ausdruck eben beifallen will — unterschlagen.

Dies also ist es? — Das letzte Buch der Grazien? — — Hm! Hm! — Wissen Sie wol, daß ich Ihnen für Ihre Mittheilung recht von Herzen verbunden bin?

„Dank dafür kann ich nicht annehmen.“

Am Ende doch; wer weiß! — Ich setze voraus, daß Sie mich aushören wollen.

„Das will ich allerdings.“

So ist mir auch nicht bange dafür, daß Sie den Dichter und mich freisprechen werden. — Wie gefällt Ihnen hier diese Sonnemon? Die im Kupferstich, meine ich.

„Führt diese Frage zum Ziele?“

Vielleicht. Ich will sie indeß ein wenig anders stellen. Meinen Sie nicht, daß der Zeichner diese Sonnemon hingestellt hat, damit sie gefallen solle?

„Ohne Zweifel.“

Und je mehr sie gefiele, desto lieber würde es dem Künstler seyn?

„Zuverläßig. — Aber auch dieser Gandalin hier im Busche?“

Der ist schlimmer daran, als Sie denken; und was thut er am Ende mehr, als was von tausend Betrachtern des schönen Bildes neun hundert und — so viel Sie weiter wollen, bei günstiger Gelegenheit nicht ungethan ließen? Fragen wir diese auf ihr Gewissen, ob sie vor dem Original die Augen zuschließen würden! — Bei diesen ist Gandalins Rechtfertigung gemacht.

„Desto schlimmer, — und eben darum —“

Sollte doch wol nicht der Maler aufhören, schöne nackte weibliche Figuren zu malen? — Wenn er nun nicht anders kann? Eine **Susanna im Bade** von den Richtern belauscht —

„Ist ein anderer Fall.“

Und worin anders?

„Wir erinnern uns dabei sogleich des tragischen Ausgangs dieser Begebenheit.“

Wir; d. i. die Ausnahme von den vorhin benannten Tausenden? Gesetzt nun aber, daß **Wir** den Ausgang jener Begebenheit **nicht** wüßten: würden und könnten wir in jenem Sujet etwas anderes finden als — ein schönes Weib, lüsternen Blicken ausgestellt? Je schöner nun die Susanna wäre, die der Phantasie des Künstlers vorgeschwebt oder die

ihm sein Modell dargeboten hätte, desto strenger müßten wir behaupten, daß der Maler dieses Sujet nicht zu seiner Darstellung hätte wählen sollen. Er, der nur den Vortheil seiner Kunst berücksichtigt, wird sich schwerlich dieser Forderung fügen. Er wird fragen: Gefällt es euch? Habt ihr Sinn für Schönheit und Kunst, und habe ich den befriedigt? Ist euch das, was ich hier dargestellt habe, an sich verständlich? Antworten wir: Ja! so sagt er uns, daß wir nichts weiter an ihn zu fodern haben. — Erinnern wir ihn an die Geschichte, aus welcher das Sujet genommen ist; so sagt er: Ich habe daraus diejenige Scene gewählt, welche meiner Kunst am vortheilhaftesten schien, was kümmert mich das Uebrige, wenn diese Scene mir nur gelungen ist. — Was können wir nun dem, der hinter der Aegide seiner Kunst Schutz findet, anhaben? — Der Einzige, der sich über ihn zu beklagen Grund hätte, wäre vielleicht der Dichter aus dessen Werke das Sujet genommen ist; dieser könnte in gewissen Fällen zum Maler sagen: Freund, wie komme ich dazu, daß du mich deiner Kunst aufopferst? Du bringst ja den ohnehin argwöhnischen Leuten eine falsche Meinung von mir bei.

„Nun, bei allen Musen, mein Freund, Sie treiben's arg. Am Ende wollen Sie den unschuldigen Maler anklagen, um den Dichter von einer Schuld frei zu sprechen. Der Maler, der aus einem Gedicht

eine Scene für seine Darstellung wählt, kann diese doch nicht anders darstellen als sie der Dichter geschildert hat."

Lassen wir es dahin gestellt, ob er dies nicht kann, und vielleicht nicht sogar soll. Der Maler kann dem Dichter vielleicht das größte Unrecht weniger durch das zufügen, was er von ihm darstellt, als durch das, was er von ihm nicht darstellt, und — nicht darstellen kann. In diesem Falle ist der Maler einer Susanna noch viel übler daran als der Maler einer Sonnemon; denn Sie werden nicht leugnen können, daß die gierigen Blicke der lüsternen Alten doch ganz andre Gedanken erwecken müssen als hier unser Gandalin? Dort ist die Scene abgeschlossen, hier nicht, und unser Künstler wird sich leicht damit rechtfertigen können, daß er sagt: Seht ihr nicht diese halb abgewendete Stellung des erstaunten jungen Mannes und die Hand vor dem Auge? Ihr werdet doch wissen wollen, was diese zu bedeuten haben? Dies ist mein Fingerzeig, den Dichter selbst nachzusehen, der euch sagen wird, was ich euch deutlicher nicht sagen konnte, weil hier die Grenzen meiner Kunst sind. — Schließen Sie hieraus, ob ich den Maler anklagen will, und ob den Dichter etwas rechtfertigen soll als sein Gedicht selbst. Nur dies habe ich Ihnen bemerkbar machen wollen, daß ein bildender Künstler, der aus Wielands Gedichten sich Stoffe zu seinen Darstellungen wählt, gerade dadurch, da-

er vorzüglich Günstiges für seine Kunst auswählt, ein gewisses Vorurtheil gegen unsern Dichter wol verstärken könnte. Der Beweis liegt nahe, denn Sie selbst liefern ihn. Sie hörten gestern ihn von der Liebe sprechen als ob Sie einen Petrarca hörten, und Ihre Meinung wurde ihm günstig. Nun forschen Sie nach, wo er dies gesagt hat, finden es, erinnern sich dieser Sonnemon, und sagen zu sich selbst: dahin also führt jene erhabne Phantasie von der Liebe? Doch wieder zu nichts anderem als einer lüsternen Scene! — Sagen Sie, ob ich es getroffen habe.

„Ich leugne es nicht, und glaube nicht Unrecht zu haben."

Doch, doch! — Aus einer kleinen Rache möchte ich Sie fast beschuldigen, daß Sie zu den Neunhunderten gehört hätten, die zu viel bei Sonnemon verweilten, um genauer auf den Fingerzeig zu achten, den der Künstler in dem armen Gandalin gegeben hatte. Sie sehen, daß wir diesem folgen müssen.

„Nun denn, so folgen wir ihm. Sie sollen mich so bereit zur Abbitte finden, als ich es zur Anklage war, und werden weder in dieser noch in jener mich verkennen."

Dieser Gandalin war ein junger Ritter, der, wie viele andre, für die schöne Sonnemon Liebe fühlte, von allen die innigste und reinste, weshalb auch er

der im Stillen Auserkohrne ihres Herzens, jedoch nicht der öffentlich Ausgezeichnete war. Endlich konnte er sein Geständniß nicht mehr zurückhalten, sie aber wol ihr Gegengeständniß; sie neckt ihn sogar mit leisem Spott, und fragt ihn, warum er nicht fliehe, wenn es ihm unerträglich in ihrer Nähe sey. Er erwiedert:

„Die Flucht ergreifen! und wohin? —
Könnt' ich auch wie ein Adler fliegen,
Würd' ich nicht ewig deinem Bild
Wohin ich flög' entgegen fliegen?"

Die Schwärmer! wie sie sich selbst betrügen!
Wie würde so bald mit meinem Bild
Sogar mein Angedenken verfliegen!
Ich kenn' ein wenig der Männer Art;
Bei euch thut alles die Gegenwart.
Weh der abwesenden Geliebten!
Die möcht' ich sehen, die aus Treu
Die Grausamkeit an sich verübten,
Und ließen ein gutes Glück vorbei!

„O Sonnemon, wie wenig, wie wenig
Kennst du mein Herz und deine Macht!
Und sollte mir eine einzige Nacht,
Mit einer Göttin zugebracht,
Das Glück erkaufen, der erste König
Der Welt zu seyn —"

Halt! — Schon zu viel
In Einem Athem! Das alles ist Spiel
Der Phantasie. Wir kennen euch besser!
Die Welt ist in der Nähe größer
Als du jetzt denkest.

„Willst du — schrie
Der Ritter entzückt — die Probe machen?
Versprich mir's; ich bestehe sie!"
Bald sollt' ich — versetzte sie mit Lachen —
Zur Strafe deiner Vermessenheit
Beim Wort dich fassen! — „O fasse, fasse
Mich gleich beim Wort!" — Es hat noch Zeit.
„Noch Zeit, wenn ich mein Leben lasse
Beim kleinsten Verzug?" — Herr Gandalin,
Ich glaubte dich nicht so waglich kühn;
Doch, der Erfolg? — „den überlasse
Der Liebe!" — Du wagest alles, Freund!
Denn Sonnemon, so leicht sie scheint,
Ist schwerer zu täuschen als man meint;
Drei Jahre sind lang! — „Und wären's sieben,
Um Dich sind's sieben Tage nur!"
Und keine andre Kreatur
Noch Göttin in dieser Zeit zu lieben?
Und mir zu schwören den heiligsten Schwur,
Kommst du zurück, mir nichts zu schweigen,
Dein ganzes Herz mir offen zu zeigen,
Um keine Sylbe die Wahrheit zu beugen?

Getraust du dir's? — „Und Sonnemon
Verspricht mir dafür der Minne Lohn?“
Ihr Herz mit allen Zubehören!
„Hier bin ich, bereit dir zuzuschwören
Was Du verlangst! — Drei Tag' allein
Vergönne mir noch hier zu seyn,
Von deinen Blicken meine Seele
Durchstrahlen zu lassen!“ — Herzlich gern!
Doch merke, was ich dir befehle!
Man muß sich vorsehn mit euch Herrn,
Du könntest dich in eine Höhle
Drei Jahre verkriechen. Dies wäre List,
Herr Gandalin! Die Meinung ist,
Auf Abenteuer auszuziehen,
Und während aller dieser Frist
Vor keiner Liebesgefahr zu fliehen!
„Ich schwör' es!“ — Hier ist meine Hand,
Des Gegenschwures Unterpfand!

Sie sehen hieraus, um welches Kapitel aus der Kasuistik der Liebe es sich hier handelt.

Unser Ritter zieht nun aus, um der männlichen Treue Ehre zu machen, und es ist ihm gewiß nachzurühmen, daß er in gar mancher Fährlichkeit sich als ein wackerer Held bewiesen hat. Niemand aber preiße sich vor dem Ende glücklich. Schon war es weit ins dritte Jahr, als ihn zu Paris noch das gefährlichste Abenteuer erwartete. Als er eines Abends

von der Jagd nach Hause reitet, kommt ihm eine Jungfrau auf einem Zelter entgegen geritten, fragt ob sein Name Gandalin sey, und fodert von ihm nach Ritterpflicht Gewähr einer Bitte. Was war zu thun? Er mußte wol zusagen. Darauf folgt er nun, ihrem Verlangen gemäß, ihr in ein altes Schloß, über manche dunkle Treppe und dunkeln Gang, bis in ein nur matt erleuchtetes Zimmer, wo er auf einem türkischen Bett eine so völlig verhüllte Dame fand, daß an Schönheit derselben auch der Gedanke nicht entstehen konnte. Nur durch Eins, welches sich nicht verbergen ließ, konnte sie bezaubern, durch den Klang ihrer Stimme, der wie der Nachklang einer Engelsleier in die Seele tönte, und wobei unwillkürlich unserm Ritter der Gedanke kam, wie schön ein Angesicht seyn müsse, welches dieser Stimme entspreche. Er wird angewiesen, auf einem Schemel neben dem Bette Platz zu nehmen, und erfährt nun die seltsame Geschichte von der schönen Je länger je lieber. Schön also war sie, die verhüllte Gestalt, und zwar so schön, daß sie sich verhüllen mußte, um nicht Unheil anzurichten, wie eine Zeitlang geschehen war, wo sie, nach ihrem eignen Ausdruck, den ganzen Amadis in ihrem Narrenparadiese hatte. Vergebens hatte man überall nach Mitteln geforscht, dem Uebel abzuhelfen, als man endlich erfuhr

Dem Fräulein wäre nicht zu helfen,
Sie müßte denn sich keinem Mann

Von Stund' an unverschleiert weisen,
Und immer von Osten nach Westen reisen,
So lange bis sie den Biedermann
Fände, dem sie je länger je lieber
Würde, wiewohl er unverhüllt
Sie nie, leibhaftig noch im Bild,
Gesehen hätte."

Der Erfolg ihrer Wanderung entsprach nicht den davon gehegten Erwartungen, denn es ward durch die Vermummte nichts als die Neugier erregt, und wie sie sagt.

Die Neugier schlägt
Den Funken vielleicht: allein der Zunder,
Der ihn ernährt, und hegt und pflegt,
— Was auch ihr Männer sagen mögt, —
Bleibt ewig Schönheit, Blume der Jugend.
„Und Seelenschönheit, Geist und Tugend
Käm' also nicht in Anschlag?" spricht
Der Ritter mit Eifer.
Wenigstens nicht
— Versetzt sie — gegen ein Maskengesicht,
Das, weil es so ernstlich sich versteckt,
Natürlicher Weise Verdacht erweckt.
„Und doch — fällt Gandalin ihr ein, —
Möchte, wenn ich nicht irrig wähne,
In euerm Falle die Ausnahme seyn.
Es ist so etwas in wahrer Schöne,

Ein geistiger alldurchdringender Schein,
Den keine Schleier verbergen können!
Man kann es besser fühlen als nennen,
Es stellt sich, wie unmittelbar,
Den innern Schönheitssinnen dar;
Man fühlt's, wie man — im Seelengrunde
Die unsichtbare Gottheit fühlt."

Genug, die verhüllte Schöne erklärt, daß sie, der lästigen Wanderung müde, übermorgen ohne Weiteres nach Hause zurück zu kehren entschlossen sey; ihn aber, den sie allein ihres Vertrauens werth gefunden, bitte sie, wofern ihn hier nichts Liebes feßle, ihr auf dieser Reise zum Schirmer zu dienen. Er gibt ihr die Zusage, solches Dienstes in aller Treue bei ihr zu pflegen, jedoch binde ihn sein Ehrenwort, binnen sechzig Tagen unfehlbar an einen gewissen Ort zurück zu kehren. So lange daher diese Zeit ihm erlaube sie zu begleiten, werde er dies thun, und sie eher nicht verlassen, als bis er statt seiner einen andern biedern Rittersmann zu ihrem Dienst gefunden habe.

Daß solch ein seltsam nächtliches Abenteuer in der Phantasie des jungen Ritters nachwirken mußte, — daß sein Traum des Wachens einen im Schlaf hervorrief, worin ihm Sonnemon in aller ihrer Lieblichkeit aber mit zürnendem Blick erschien, — daß hierauf ein innerer Kampf sich erhob, alles dies ist natürlich. Was aber kann er thun? Ein Eid bindet

ihn, keiner solchen Gefahr auszuweichen. Er ahnet, was in sechzig Tagen alles begegnen könne, aber — auch sein Stolz erwacht. Nein, Sonnemon,

Nein! nimmer siehst du mich wiederkehren,
Als deiner würdig!

Da kommt Jelängerjeliebers Zofe und wirft einen neuen Feuerfunken in seine Phantasie.

In ihrem Anschaun glücklich zu seyn,
Ist einem Einzigen aufgehoben,
Herr Ritter. Das Vorrecht ist nicht klein!
Es lohnt sich der Mühe, der Eine zu seyn!
Wer weiß — vielleicht — die Zeit wird's lehren!

Satanas, wie der Dichter sagt, warf dem neugierig Gewordenen

Ganz leise den Einfall in die Quere,
Es diene schlechterdings zur Ehre
Der unvergleichlichen Sonnemon,
Gewiß zu seyn, — zwar war er's schon, —
Welche von beiden die Schönste wäre.

Allerdings ein gefährlicher Einfall, bei dem es aber nicht blieb. Hatte bei der vorigen Zusammenkunft die Silberstimme der Verhüllten ihn entzückt, so entzückte ihn bei der nächsten, zu der er schon nicht unbefangen kam, noch weit mehr das, was sie mit dieser Silberstimme sprach, Laune und Satire, Em=

pfindung und Witz in ewigem Wechsel, und alles so leicht, so ohne Bestreben zu schimmern und doch so fein! —

Lassen Sie nun, nachdem Neugier, Reiz des Wunderbaren, Interesse der Unterhaltung, unvermerkt aufkeimende Neigung lange genug gearbeitet haben, um den armen Gandalin sich selbst ungleicher zu machen, die Zofe mit ihrem mitleidigen Zofenherzen wieder kommen und seinem verschwiegenen Wunsche begegnen. — Enthüllt im Bade soll er die Verhüllte sehen! — Freudig ist seine erste Ueberraschung, — Besinnung kommt nach, — zwischen der guten und bösen Seele entsteht Krieg, und — und —

Freilich, da steht der unglückliche Verirrte im Gebüsch an der Badestelle! — Er steht, und sieht, und zum Entzücken schön ist, was er sieht! — Aber — flieh Gandalin! — ist ihm, flüstre Sonnemon ihm zu, und eilig will er fliehen:

Allein wie kann er weichen?
Das kleinste Rauschen in den Sträuchen
Entdeckt ihn. — Gott! Eh' stürze ihn
Ein Donnerkeil zu ihren Füßen!
Eh' hätt' er mit eigner wüthender Hand
Sich beide Augen ausgerissen!
Gut, daß sich noch ein Mittel fand,
Das, wenigstens ohne Blutvergießen
Ihm noch im Sinken oben hält.

„Das war?“ — Das simpelste von der Welt;
Nichts als — die Augen zuzuschließen.

„Das konnt' er thun?“ — Er that's. — „Dies kann
Nicht möglich seyn! Wer soll das glauben?“
Genug, er that's. Und welcher Mann
In seiner Lage das nicht kann,
Ist allenfalls ein Biedermann,
-- Ich will ihm seinen Ruhm nicht rauben, —
Ein frommer, orthodoxer Mann,
Ein guter, unbescholtner Philister,
Und alles was ihr wollt, — nur ist er
Kein Held.

Trotz allem dem aber mußte unser Held seinen unglückseligen Vorwitz hart büßen,

Denn ach! der Unglücksel'ge kehret
Mit einem brennenden Pfeil in der Brust
Zurück nach Hause. Immer und immer
Steht sie, im goldnen Abendschimmer,
So lieblich erröthend, vor seinem Gesicht!
Immer in diesem magischen Licht,
Das zwischen Rosen und grünen Büschen
Sich in die zärtlichsten Farben bricht.
Vergebens strebt er's auszuwischen
Das unauslöschliche Zauberbild!
Vergebens in seiner Seele das Bild
Der schönen Sonnemon aufzufrischen!

Dieß sieht er schwinden mit jedem Tag,
Und seufzt, und ängstigt sich, und mag
Nicht helfen! kann weder sich selbst belügen,
Noch über Je länger je lieber siegen.

— — —

Oft, wenn das brennende Gewissen,
Die Quaal sich selbst verachten zu müssen,
Er länger nicht ertragen kann,
Fällt wüthend der Gedank' ihn an,
Sein treulos Herz sich aus dem Leibe
Zu reißen, und dem geliebten Weibe,
Dem's angehört, an seiner Statt
Es zuzuschicken, um ihr zu zeigen
Wie sie die Liebe gerochen hat.
„O Sonnemon, dir nichts zu schweigen
Gelobt' ich, — sieh, dies Herz, das Dich
Nur lieben sollte! — In wenig Wochen
Warst Du gewonnen, — o Götter! und ich
Ich Schwacher — hatte zu viel gesprochen!
Dies Herz verrieth, verführte mich;
Allein so hab' ich Dich gerochen!"

Sie sehen, daß dem Armen diese Scene hier nur Verderben brachte. Es ist aber nicht genug, daß Sie ihm Mitleid schenken, er mag sich auch in ihrer Achtung wieder herstellen. Darum nur dies noch. Er ist zurückgekehrt zu Sonnemon, und berichtet ihr alles getreu, was sich mit ihm zugetragen, sie aber

erklärt sich zufrieden mit seiner Treue und bereit mit einem Kusse ihm zu verzeihen. — Was sagst Du? fragt sie ihn, und er erwiedert:

— — — Daß ich zu elend bin
Das Leben länger zu ertragen!
Du Engel von Güte! was kann ich sagen?
Noch schwebt sie mir zu stark im Sinn
Die gestrige Nacht. — Ach, ihr zu Füßen
Lag ich, wie jetzt zu Deinen hier
Wünschte die Liebe, die ich ihr
Bekannte, mit meinem Blute zu büßen,
Und liebte sie doch! — und fühlte mich
Mit Allmacht zu ihr hingezogen! —
Ach Sonnemon! — ich habe Dich,
Und ach! — mich hat mein Herz betrogen!

Glücklicher Weise hatte den armen Gequälten sein Herz so arg nicht betrogen als er fürchtete, weil Sonnemon und Je länger je lieber nur Eine Person waren. Sein Wort zwar hatte er nicht völlig gelös't wie ein Held, und seiner Kraft für die Stunde der Versuchung zu viel vertraut: wer aber erwägt, wie er die Wahrheit nicht, zu seinem Vortheil, verleugnet, seine Fehler nicht zu beschönigen sucht, und zur Selbstbuße sich verurtheilt, der müßte sehr hartherzig seyn, wenn er dieser Begebenheit einen tragischen Ausgang wünschte. Für seine unleugbare

Schwachheit hat er genug gebüßt — auch durch den Dichter.

„Durch den Dichter? — Sie scherzen."

Nichts weniger. — Wenn irgend einer der alten Liebeshöfe versammelt wäre, so würde das hier durchgeführte Thema eine sehr schickliche Aufgabe für ihn gewesen seyn. Lösen läßt sich dieselbe auf mehr als eine Weise. Nehmen Sie nun an, daß mehrere Ritter sie praktisch gelöst haben, und Troubadours werden aufgefordert, im Liede zu verkünden, wie es von jedem geschehen sey. — Kann Wieland für seinen Helden wohl einen andern Ton anstimmen als den komischen? Und halten Sie das für keine Buße, welcher dieser Held unterworfen wird, der sich nun für kein Muster ausgeben darf?

„Es läßt sich hören. — Die Strafe ist freilich gelind genug."

Lassen Sie mich nicht fürchten, daß Sie strenger wären als ein Kriminalrichter, der doch außer den Umständen, welche zusammentrafen um eine That geschehen zu machen, auch das übrige Leben dessen, der die That beging, mit in Anschlag bringt, ja sogar gesetzlich dazu angewiesen ist. Gewiß werden Sie mir zugeben, daß es einem Ehrliebenden bitter genug werden kann, auch lachend sich eine Wahrheit sagen zu hören, die ihm nicht schmeichelt. Warum würde denn sonst das ridendo dicere verum für ein so sicheres Bekehrungsmittel gehalten? Doch dies bei

Seite! Gandalin ist in einem gewissen Punkte kein nachahmungswürdiges Muster und soll keines seyn: was meinen Sie nun wohl, ist seine berühmte oder berüchtigte Buschscene zur Nachahmung aufgestellt, oder vielmehr im Gegentheile — —

„Genug, genug, lieber Freund, nicht weiter! Ich weiß nun, was Sie sagen wollen und können, und so wollen wir alles Weitere hierüber einem Liebeshofe überlassen. Das Einzige was mich besorgt macht, ist, — wenn da zarte Frauen zu Gerichte sitzen —"

Diesen Punkt wollen wir an eine vorläufige Kommission verweisen; es ist mit den zarten Frauen eine eigne Sache. Sie haben ihre Mysterien — wie die Grazien. Da nun Sie selbst es unserm Dichter übel genommen haben, daß er an diesen zum Verräther geworden, was werden nicht erst jene urtheilen, denen kein schönes Frauenbild begegnen kann, ohne daß sie nicht sogleich zu einer wenigstens Boseschen Beatifikazion bereit wären! Sie meinen es gewiß recht gut mit ihrem ästhetisch-mystischen Schattenspiel und ihren transparenten Verklärungen; — wozu aber hilft's? Können und sollen wir aus der Natur heraus? Veredeln können und sollen wir allerdings unsre Natur, und dazu haben wir Gefühl, Vernunft und Freiheit, aber der Natur entsagen, ihren Zwecken entgegen wirken, sollen wir das auch, selbst wenn wir es könnten? Die beleidigte Natur

rächt sich allezeit dafür, und besonders im Punkt der Liebe oft sehr grausam.

„Ich sehe, sagte mein Freund, wozu dies führen soll. Ich will Ihnen alles dies zugeben, und hoffe darum auch von Ihrer Seite keine Hartnäckigkeit. Veredlung der menschlichen Natur verlangen Sie selbst. Wenn nun dies ist, werden Sie nicht zugeben, daß den Dichter nichts mehr zieren würde, als wenn er nur veredelte Natur darstellte?"

Sie können niemand bereitwilliger finden dies zuzugeben; nur müssen wir uns hierüber verstehen. — Veredelte Natur! — Ganz recht, diese ist unser Ziel. Dieses Ziel aber können wir auf doppelte Weise verfehlen, von Seiten der Natur und von Seiten der Veredlung. Von Seiten der Natur, indem wir ihren Trieben zu viel einräumen, oder gar nichts und uns erkühnen ihr Recht an uns zu leugnen und über die Natur hinauszustreben; von Seiten der Veredlung, indem wir schon eine blos aufgeputzte gemeine Natur für die wahrhaft veredelte halten, oder die Veredlung nur in einer Ertödtung der Natur und eben darum einer wahren Unnatur anerkennen. Fragen wir die Erfahrung, auf welcher Seite sich die Mehrheit der Menschen befindet, so werden wir gewiß nicht behaupten wollen, daß sie aus den veredelten Naturen bestehe, sondern den größten Theil werden wir ungebildet, den größeren verbildet finden. Darüber lassen sich nun in Bezie-

hung auf die Poesie gar viele Fragen aufwerfen, und etliche davon drängen sich uns sogar auf, z. B. ob die Poesie für alle diese Klassen nur Einen Ton anzustimmen habe? Ob sie, wenn man sie als Erzieherin der Menschheit betrachtet, ihren Zweck bei allen diesen Klassen nur auf eine Weise erreichen solle und könne? — Wieland, um die Verirrungen der Liebe darzustellen, ein gewiß sehr nützliches Unternehmen, hatte dies wohl bedacht. Denen, welche ihm den Vorwurf zu häufiger Schilderungen der Liebe machten, antwortete er:

Brüder und Schwestern, die Hand ans Kinn,
Und fragt euch: Ist es nicht die Liebe,
Der ihr in dieser Zeitlichkeit
Die besten Minuten schuldig seyd?
Und floß mit unter auch manche trübe,
Seid billig! Zieht mir von der Liebe
Das alles, was nicht Liebe ist,
Rein ab, und dann sprecht was ihr wißt!

„Ja, sagt ihr, zwischen Lieb' und Liebe
Ist doch ein mächtiger Unterschied!
Wie viele Thorheit, Eitelkeit
Und Selbstbetrug mischt sich mit unter?
Wie oft ist sie des Lasters Zunder?
Der Lüste Sklavin, und" —

Haltet ein!
Verdorben Gefäß; wir wissen's alle,

Verfälscht den reinsten, besten Wein:
Allein wer schmält in solchem Falle
Auf seinen Wein?

Wüßten wir nun noch nicht, daß er zwischen Liebe und Liebe genau unterschied; so erführen wir es aus dieser Stelle. Warum schildert er nun nicht blos die echte Liebe? — Jene Stelle von der Liebe, die Ihnen so wohl gefiel, schließt er mit den Worten:

Nichts mehr! Ich schweige! — Da wackeln Ohren,
Die nicht verstehn.

Ich sollte meinen, dies wäre deutlich genug. Weil nun aber solche wackelnde Ohren doch an Menschenköpfen saßen, an deren Bildungsfähigkeit man nie ganz und gar verzweifeln darf; so gab Wieland die Hoffnung nicht auf, daß es besser damit werden könne. Leider war die Zeit noch nicht gekommen, wo ein König verhieß, daß er seine Unterthanen zwingen wolle ihn zu lieben, und ein Philosoph, daß er seine Leser zwingen wolle ihn zu verstehen: und weil nun Wieland es keinem von beiden hatte ablernen können, es durch das Zwingen zu zwingen, so sann er auf ein andres Mittel, um sein Publikum zu der Ueberzeugung zu bringen, daß es sich — verirrt habe. Das Mittel, welches er wählte und wählen zu müssen glaubte, war — Ironie. Wie er diese aber, namentlich zum Behuf seiner Darstellungen der Liebe, in ihren Verirrungen anzuwenden

gedachte, das wäre aus dem, was er von den Mysterien der Grazien berichtet, wohl zu erkennen gewesen. — Zu Paphos, so erzählt der Dichter, fand sich unter den Amoretten auch ein schönes, schelmisches Mittelding von Faun und Liebesgott, in dessen Gestalt und Zügen ein seltsames Gemisch von Leichtfertigkeit und Anmuth seinen Ursprung — von einem schönen Faun und einer Grazie — verrieth, und dieser wurde der Genius der Sokratischen Ironie, der Horazischen Satire und des Luzianischen Spottes.

Er lehrte Phänaretens Sohn
Die Kunst, durch lauerndes Verstellen,
Der Narren, die vor Weisheit schwellen,
Der Gorgiassen, Stolz zu fällen;
Und Dich, Horaz, den eleganten Ton,
Die Narren Roms, die Natta's, die Metellen,
Die Kazius und Kupiennius
Und zwanzig andre Narr'n in uns
So fein zum Gegenstand von unserm Spott zu machen,
Daß selbst der Thor, indem wir ihn belachen,
Gern oder nicht uns lachen helfen muß.

Fände sich diese Genealogie und diese Function des muthwilligen kleinen Gottes bei einem alten Dichter, wie würden die Mythologen gewetteifert haben, ihn seiner allegorischen Hülle zu entkleiden! Bei uns hat

nicht einmal jemand daran gedacht, daß er das wahre Symbol von Wielands komischen Dichtungen von der Liebe in ihrer Verirrung ist. Ich überlasse Ihnen die leichte Enträthselung, so wie das Urtheil darüber, ob der Dichter zu seiner häufigen Klage Grund hatte, man habe seine Ironie nicht verstanden. Wenn er seine symbolische Maske vornahm, so meinten nicht blos die Thoren — oder um anständiger von den Anständigen zu reden, die veredelten Naturen unsrer vornehmen Welt, — er sey einer von ihnen, sondern auch solche, die wol schärfer hätten sehen können, hielten, aus Mangel genauerer Prüfung, die Maske für sein Gesicht. Wenn aber auch sonst nichts auf die Vermuthung hätte bringen können, daß des Dichters eigne Natur eine veredelte seyn mußte, so hätte es billig durch den Umstand geschehen sollen, daß durchweg in seinen Erzählungen von der Liebe eine sehr verschiedene moralische Würdigung durchscheint, je nachdem er das Abenteuer schuldloser findet oder nicht. Im ersten Falle treibt er wol bloßen Scherz, und hat für diesen in dem Verklagten Amor, den man ja nicht ungelesen lassen sollte, seine eigene Apologie gemacht.

Alle Beschuldigungen, welche man gegen den Schelm Amor mit Grund und mit Schein nur irgend vorbringen kann, werden auf Minerva's besondern Betrieb, deren Kauz in der Antichambre auch vortreflich darüber raisonnirt, in dem olympischen Göt=

terrathe gegen ihn vorgebracht, und das Resultat ist die Verbannung Amors. Leider erfolgt alles das Große, Herrliche und Vortreffliche, was man sich versprochen hatte, wenn allein die Weisheit herrschen würde, nicht, sondern es geht vielmehr noch um vieles schlechter; man weiß sich bald vor der lästigsten Langeweile nicht mehr zu retten, und mit den finstern Stirnen und faltenreichen Gesichtern nimmt das Uebel täglich zu.

— — — Zeus, der die Unterwelt
Regieren soll, regiert, so wie ein Würfel fällt,
Auf gutes Glück, und plagt die Bösen und die Frommen.
Minerva, deren Ernst die milden Grazien
Sonst unvermerkt erheiterten,
Ist vor Pedanterei nicht länger auszustehen.
Der schöne Bakchus wird, seit Amor sich verbannt,
Mit Satyrn stets bezecht gesehen;
Mars tobt und macht den Sakripant;
Die Musen krähen uns in fremden rauhen Tönen
Kamtschatkische Gesänge vor,
Entsagen, um neu zu seyn, dem Schönen,
Betäuben den Verstand, und martern unser Ohr.
Es hieß sogar — wir wollen Bessres hoffen! —
Sie hätten einst in dickem Gerstensaft
Mit Wodans wilder Brüderschaft
Aus Menschenschädeln sich besoffen.

Genug, der Unsinn ging von Grad zu Grad so weit,
Daß endlich Aeskulap, der Göttern und Göttinnen
Zweimal des Tags mit großer Fei'rlichkeit
Den Puls fühlt, um ihr Blut ein wenig zu verdünnen,
Und wieder sie in aller ihrer Sinnen
Nutznießung und Gebrauch zu setzen, nöthig fand
Auf Amors Rückkehr vor der Hand
In vollem Amtsernst anzutragen.
Die Krankheit, sprach er, hat die Zirbeldrüse schon
Ergriffen; alles hier zu wagen
Ist nichts gewagt. So schlimm Cytherens Sohn
Auch seyn mag, wird er doch bei unsern Frauenzimmern
Und Herren überhaupt im Hirnchen nichts verschlimmern,
Hingegen desto mehr an Laune, gutem Muth,
Und selbst am Herzen besser machen;
Wir leben wieder, scherzen, lachen,
Verdauen, schlafen sanft, und machen frisches Blut,
Und werden mehr dabei gewinnen
Als mancher denkt. — Der Arzt hat Recht,
Rief das Olympische Geschlecht;
Man hatte Zeit gehabt sich besser zu besinnen.
Sogar der Spröden weise Zunft
— Wiewohl sie sich's nicht merken ließen —
War müde für Minervens Milz zu büßen,

Und sehnte heimlich sich nach Amors Wiederkunft.
Die Sache ging im Götterrathe
Einhellig durch. Es liegt dem ganzen Staate
Zu viel daran, sprach Zeus, daß wir in Einigkeit,
Wie Göttern ziemt, beisammen wohnen!
Stracks sendet man Merkurn mit Proposizionen
Nach Paphos ab. Man gab sich etwas bloß,
Dies ist gewiß; allein die Sehnsucht war zu groß,
Um durch Bedingungen den Frieden zu erschweren.
Ich sage nicht, sprach Momus, daß man es
Vermeiden konnte, just so weit zurück zu kehren
Als man zu vorwärts ging. — Wol Recht hat
Sokrates:
„So arg der Schalk auch ist, man kann ihn nicht
entbehren."
Dies sag' ich nur: das, was wir jetzo thun,
War schon gethan, und hätten wir's beim Alten
Gelassen, wie ich stets für räthlicher gehalten,
So brauchten wir itzt nicht zu thun
Was schon gethan war; nun ist Amor unser Sieger!
Dafür, spricht Aeskulap, sind wir um so viel klüger.

Mir scheint diese Apologie weder einer Erläuterung noch eines Zusatzes zu bedürfen: dagegen kann ich bei dieser Gelegenheit eine zu nahe gelegte Bemerkung nicht unterdrücken. Die eben angeführte Stelle schließt so:

Von ungefähr stand mit gespitztem Ohr
Das Eselchen dabei: „He? sagt' ich's nicht zuvor?
Die Welt geht, wie ich immer dachte,
So gut sie kann. Sie sollte besser seyn,
Spricht man, dies fehlt und das! — Ich merk' es auch; allein
Den will ich sehn, der eine bessre machte!"

Diese Bemerkung in dem Munde von Silens Thiere kann dadurch auffallend werden, daß der Dichter anderwärts dasselbe, wenn gleich auf andre Manier, in eigner Person sagt. Im Gandalin heißt es:

— — „So geht's! — Wie oft ist's euch
Seit Adam und Eve bewiesen worden!
So geht's, wenn Menschen — die doch zum Orden
Vernünftiger Wesen gehören — sich gleich
Bei jeder Versuchung von ihren Begierden
Hinreißen lassen! Moralisirten
Die Leute nur sieben Minuten lang
Mit kaltem Blut erst über die Sachen,
Sie würden solche Streiche nicht machen!
Allein da läßt man sich vom Hang
Der sinnlichen Lüste" — Herr Sittenlehrer,
So dankt dem Himmel doch dafür,
Daß es so ist! Was wolltet denn Ihr
Beginnen, ihr andern Weltbekehrer,
Wenn's anders würde? — Ich wette, dann
Wär's wieder nicht recht! An aber und wann

Wird's eures gleichen nimmer fehlen.
Itzt, da wir nicht klüger sind — als ihr,
Ist ewiger Hader: würden wir
Weiser — wiewohl die Natur dafür
Gesorgt hat! — so ging' es an ein Schmählen
Auf unsre Weisheit. — Ich sag' es auch,
Es ist ein gar garstiger böser Brauch,
Daß sich die Leute so gern vergaffen,
Sorglos in jede Grube hinein
Stolpern, und immer, wie wahre Laffen,
Erst raisonniren hinterdrein!
Die ersten Menschen, die wir erschaffen,
Die sollen ganz andre Leute seyn!
Inzwischen sparen wir unsre Lunge!
Was hilft das ewige Hadern und Schrei'n!
Wir schrei'n am Ende doch nichts hinein
Und nichts heraus!

Sie sehen, wie leicht ein Gegner seinen muthwilligen Witz hieran üben, und welche Alternative er stellen könnte, und wie die Konsequenzenmacher herausbringen können, der Dichter leugne die Perfektibilität des Menschengeschlechts, spotte der Ideale, behaupte — nur aus Gemeinem und zu Gemeinem sey der Mensch gemacht, wir hätten uns nicht zu bekümmern um etwas, das seyn solle, das, was ist, sey das Gute und Rechte rc. rc. rc. Denn — — spottet er nicht der Sittenlehrer? — Sagt er nicht,

daß deren Bemühen ein fruchtloses sey? Daß es stets so bleiben werde, wie es gewesen? Ja sogar, daß es am besten sey, wenn es so bleibe?

Lächelnd unterbrach mich hier mein Freund: „Sie gerathen in einen Eifer, den ich unnöthig finde, denn daß diese Vorwürfe ungegründet sind, haben Sie mir bewiesen. Aufrichtig aber muß ich bekennen, daß es den Leuten doch gar zu sehr nicht verargt werden dürfte, wenn sie fragten, worin denn hier nun eigentlich des Dichters Meinung von der des Esels verschieden sey? Offenbar findet sich doch bei beiden dieselbe Behauptung von der besten Welt."

Nun können aber ein Esel und ein Weiser dasselbe behaupten, und es ist doch nicht dasselbe. Silens Esel behauptet sie insofern er ein Esel ist, denn als solcher ist er mit allem zufrieden, alles was ist, ist recht, und er kann absolut nichts anders wünschen als zu bleiben, was er ist, ein Esel. So sehr er nun aber ein Esel ist, so hat er doch Verstand genug gehabt zu merken, daß es mit den Menschen sich nicht so gut verhält, und warum es sich nicht so verhält, und wie diesem Uebel abgeholfen werden könne.

Kreirte Zeus die ganze Menschenschaar
Zu meines Gleichen, Paar und Paar,
Der Schade wäre unerheblich,
Und für die größre Zahl der Vortheil sonnenklar.

Vortrefflich! ruft der Vogel, der die Keile
Des Götterkönigs trägt, den Esel lob' ich mir!
Es lebe das naive Thier!
Was der verbuhlte Spatz und die gelehrte Eule
Nur zu verstehen gab, sagt Langohr rund heraus.
Ich hörte in Zenons Halle einst einen Bocksbart schwatzen,
Und in der That, es kam auf Eins hinaus.
Beim Donner! eine Welt von lauter Eulen, Spatzen,
Und Eseln müßt' ein feines Weltchen seyn!
Mir leuchtet die Erfindung ein!
Noch heute soll dem Oberherrn der Erden
Beim Schlafengehn Bericht erstattet werden:
Wer weiß wozu er sich entschließt
Wenn unsre liebe Frau bei guter Laune ist.
So viel ist ausgemacht, er würde
Der Weltregierung leichte Bürde,
Die jetzt ihm oft die Galle schwellt,
Sich selbst dadurch unendlich leichter machen.
Was würde bei dieser neuen Organisirung der Welt
Nur blos an Blitzen erspart! Und uns im Sternenfeld
Was blieb' uns zu thun, als Schmausen und Tanzen und Lachen?
Der Esel lebe hoch und *seine beste Welt!*

Wie ist's, werden Sie noch behaupten wollen, daß der Esel und der Dichter dasselbe gesagt hätten,

oder nur hätten sagen können? Unser Dichter bließ nie aus Einem Munde kalt und warm, und hat nie, was er an einem Orte als erkannte Wahrheit vortrug, — andre aber trug er nicht vor, — an einem andern Orte persiflirt. Wenn er also die beste Welt behauptet hätte, so müßte es in einem ganz andern Sinne geschehen seyn, als in welchem er den Esel davon reden ließ. Er spricht aber gar nicht davon.

„Wie, er spräche nicht davon?“

Nein, oder man muß in seine Worte mehr hineinlegen als er hineingelegt hat, wie denn das zuweilen geschieht, denn: „Legt ihr nicht aus, so legt ihr unter.“ Bewahre der Himmel jeden Dichter vor solchen Interpreten und Ergänzern. Wieland spricht von nichts als von den ersten Menschen, welche er und die Sittenlehrer erschaffen würden; die sollten ganz andere Leute seyn, als wie sie die Natur macht, die es immer darin versieht, daß sie nicht lauter Vernunft dazu nimmt, sondern auch allerlei Empfindungen, Liebe, Leidenschaften, auf welche sie sogar, was das Allerschlimmste ist, bei der Entwickelung des Menschen rechnet. Hätte die Natur diesen Fehlgriff nicht gethan, so wäre der vollkommene Mensch gleich fertig gewesen, und der Sittenlehrer hätte nicht so viele Mühe, die am Ende sogar vergeblich ist. — Nun, ich denke, es ist doch klar genug, was für eine Sorte von Sittenlehrern der Dichter ganz allein

gemeint haben kann; jene nur, welche den Menschen nicht kennt, zur Weltverbesserung auftreten will ohne die Natur zu Rathe zu ziehen, und deshalb ohne Unterschied alles Vergnügliche verurtheilt, was die Natur dem Menschen doch gegönnt hat. Nur diese Sittenlehre trifft des Dichters Spott, wie denn auch diese allein seine gebornen Feinde sind, und eigentlich aller Dichter Feinde seyn müssen, da diese doch nun einmal den Menschen, wie ihn die Natur gemacht hat, darzustellen haben. Wäre es möglich, sich mit dieser Art zu verständigen, so würde es von unserm Dichter geschehen seyn, der ihnen erklärte:

Sagt, was haben Dunkel und Helle,
Jedes für sich, denn wol gemein?
Kann eine Feindschaft größer seyn?
Und doch, vermischt, sind sie die Quelle
Der ganzen Magie der Malerin
Natur! — Weh dem, der keinen Sinn
Für dies empfing! — Und also rath' ich,
Wenn euch zu rathen ist, ihr Herr'n
Weltbess'rer, mit und ohne Stern,
Nach Standesgebühr, — ihr wäret so gütig
Und ließt es gehen wie's immer ging
Seit Chaos den ersten Funken fing,
Gucktet, anstatt zu widersprechen,
Wenn's euch nicht ansteht, anders wohin,
Und ließet die große Malerin

Fein ruhig ihre Farben brechen,
Und Licht und Schatten nach ihrem Sinn,
Gatten, verstärken, oder schwächen;
Und so — zumal ihr doch daran
Nichts ändern werdet — mit eignen Händen
Ihr göttliches Liebesgemälde vollenden,
Und gönnet uns unsre Freude daran.
Und weil denn also Liebe und Liebe
Das ewige Mährchen der ganzen Natur,
Das Sehnen aller Kreatur,
Das Glück der Menschen und der Engel,
Kurz, Freunde, weil Liebe — Liebe ist:
Wie sollte sie nicht, troz ihrer Mängel,
Uns lieber seyn als — Hader und Zwist,
Als Neid und Haß und Blutvergießen,
Mord, Aufruhr, Brennen, Stechen und Schießen,
Nicht lieber seyn als Trug und List,
Als Ränke schmieden und Schikaniren,
Verleumden, Heucheln und Hofiren,
Kurz, sollte sie uns nicht lieber seyn
Als alle die häßlichen Betriebe,
Wodurch die Antichristen der Liebe
Ihr Freudenparadies entweihn?
Lassen wir dem Geschichteklittrer
Den leidigen Stoff, die Balgerei'n
Und Heldenthaten der Erderschüttrer,
Wozu wir Armen die Haare leihn!

Nach dieser Erklärung des Dichters hätte man füglich über seine wahre Meinung nicht mehr in Zweifel seyn sollen, denn folgende Punkte ergeben sich daraus ganz deutlich:

Der Welt, insofern sie aus den Menschen besteht, fehlt noch gar mancherlei, um die beste genannt zu werden, wie wir, außer an vielem andern, an den Haaren merken können, die wir herleihen müssen;

Es kann vieles besser werden, aber nicht durch solche Sittenlehrer, welche bei ihren Vorschriften keine Rücksicht auf die ganze Natur des Menschen nehmen;

Könnte gleich aber Manches in der Welt noch besser seyn, so ist sie doch auch gerade kein Jammerthal, schon darum nicht, weil in der Welt die Liebe ist;

Der Liebe entsagen, hieße dem schönsten Glück des Lebens entsagen, welches die Natur uns bestimmt hat, und zugleich eins der wirksamsten Mittel zu unsrer menschlichen Veredlung unbenutzt lassen;

Zwar gibt's bei der Liebe mancherlei Verirrungen, aber nicht jede Verirrung ist verdammenswerth;

Es gibt Schwächen der menschlichen Natur, unschädliche Thorheiten, über die man lachen, mit denen man seinen Scherz treiben und die Gemüther erheitern kann.

Von Ihnen, lieber Freund, besorge ich nicht, daß Sie diese Sätze bestreiten und den Dichter einer unverzeihlichen Nachsicht bei der moralischen Würdigung solcher Schwächen beschuldigen werden. Nach meiner Ueberzeugung können das nur Sittenlehrer der genannten Art; deren einen Sie hier in der —

XX.

Wasserkufe

Kupfertafel zu Band 22.)

erblicken, worin zum warnenden Beispiel sein Eifer abgekühlt und seine Theorie berichtigt wird.

— — In einer engen Schlucht
Im Pyrnerwald lebt' einst — wofern es leben
Zu nennen ist — ein Mann, der auf der Flucht
Aus einer Welt, wo alles, vor und neben
Und hinter ihm, zum Bösen ihn versucht,
In diese Wildniß sich begeben,
Um seinen thier'schen Theil, durch strenge Klausnerzucht —
Durch Fasten und Kastein und über'n Wolken schweben,
Zur geistigen Natur, wo möglich, zu erheben.
Schneewasser war sein Trank, sein Brod der Eiche Frucht,

Und Wurzeln seine Leckerbissen;
Ein glatter Stein lag, wenn er schlief, als Kissen
Ihm unterm Haupt, — kurz, Bruder Lutz
— So hieß der Biedermann — bringt über dreißig Jahre
Bereits, dem Höllenwurm und seinem Fleisch zu Trutz,
In dieser Felsenkluft als wie in seiner Bahre
Ein traurig Leben hin, das — wie er glaubensvoll
Versichert ist — ihn einst zum Halbgott machen soll.

Natürlich schlummerten in seinem öden Winkel
In solcher Zeit und bei so magerer Diät
Die bösen Lüste ein; doch desto ärger bläht
Den guten Mann der leid'ge Eigendünkel,
Der in der Abgeschiedenheit
Bei Fasten und Kastein gewöhnlich wohl gedeiht.
Schon schmeichelt Bruder Lutz sich selbst, den Sankt Antonen
Und Paulen an Verdienst beinahe gleich zu seyn;
Schon sieht er einen goldnen Schein
Um seine Scheitel ihm für eine Tugend lohnen,
Vor welcher, was die Welt mit diesem Namen ehrt,
In seinem Wahn, wie Rauch im Sonnenglanz zerfährt.

In diesem süßen Trug stört, wider sein Verhoffen,
Ihn einst ein göttlich Traumgesicht.

Ihm däucht, er seh' den Himmel plötzlich offen,
Ihn überschütt' ein Strom von empyre'schen Licht,
Und gleich gebrochnen Donnerschlägen,
Schall' eine Stimm' ihm diese Wort' entgegen:

Wer hoch zu stehen wähnt, ist seinem Falle nah!
Willst du an Tugend dich weit übertroffen sehen,
So brauchst du nicht sehr weit zu gehen,
Geh nur zum Seneschall von Aquilegia.

Wie? Ein Seneschall, ein Kind der Welt, sollte ihn an Tugend übertreffen, ihn? Entschlossen greift er nach seinem Knotenstabe und wendet den Schritt, einem wandernden Gespenste ziemlich ähnlich, dem stolzen Aquileja zu. Nah am Stadtthor kommt ihm ein prächtiger Zug entgegen getrabt, und in dessen Mitte ein schöner Mann im Scharlachpelze, mit reichen Ehren-Ketten geschmückt. Zu großem Erstaunen vernimmt Bruder Lutz, dieser stolze Weltling sey der Seneschall. Ungeachtet er ihn schon seiner Pracht und Hoffart wegen verdammen muß, drängt er sich doch an ihn, und spricht ihn, um Gottes willen, um Dach und Fach in seinem Hause an. Der Seneschall, bedauernd daß sein Amt ihm nicht erlaube ihn selbst einzuführen, gibt ihm seinen Fingerreif und sagt, diesen solle er seiner Frau mit der Bitte überbringen, ihn ganz so aufzunehmen, als wäre er es selbst. Hiemit gelangt er in dem prächtigen Hause, — für einen Erzbischof nicht zu

gemein, — worin es von Dienerschaft wimmelt, an. Lutz murmelt seine Zweifel über die Möglichkeit der Tugend in solchem Hause sich noch in den Bart, da

Kommt eine Frau, gar fein von Angesicht,
So weiß wie frischer Schnee, wie Rosen roth von Wangen,
Von hohem Wuchs, von Armen zart und rund,
Die Augen himmelblau, Rubin der kleine Mund,
In silbernem Gewand, mit Ringen und mit Spangen
Geschmückt an Ohr und Hals und Hand,
Aus einer Thür hervorgegangen,
Den Fremden, der im Vorsaal wartend stand,
Als Frau des Hauses zu empfangen.

Die schöne Frau führt ihn in den Speisesaal, wo die Tafel schon mit einem reichen Mahle belastet steht, und zeigt ihm zugleich, wie pünktlich sie ihres Gemahls Auftrag erfülle, indem sie ihm den Platz des Hausherrn neben sich anweis't. Von den aufgetragenen Speisen und Weinen soll er selbst nach Belieben wählen, allein über diese kann er nicht umhin sein großes Misfallen zu äußern.

Verzeihe, heil'ger Mann, daß ich zu streng dich finde,
Versetzt die Frau: die Kreatur
Ist doch zu unserm Dienste nur

Geschaffen, und gewiß, nicht alle Lust ist Sünde;
Wohin Du blickst, im Umfang der Natur,
Da siehst Du ihre Quellen fließen,
Und nichts entheiligt uns was wir mit Zucht ge-
nießen.

Beliebe ihm indeß von diesem allem nicht, so stehe ihm die geringere Kost, Brod und Gemüse, von welchem sie und ihr Gemahl schon seit Jahren ganz allein lebten, zu Diensten. Der erstaunte Waldmann erfährt, daß ein Gelübde zwischen der Bahre und dem Sterbebett zweier geliebter Kinder gethan, sie auf sieben Jahre zu solcher Lebensart verpflichte. — „Wozu dann aber dieser Unrath von üppigen Gerichten?" — Vielleicht zu einer kleinen Uebung; denn es liegt viel daran, daß man, was uns die Pflicht verbietet, leicht entbehre. — „Aber so mancher Hungrige hätte von diesem Ueberfluß gesättigt werden können." — Auch kommt es ihnen zu Nutz, daß unser Stand und Vermögen uns die kleine Last einer Tafel auflegen, an welcher jeder fremde Gast bewirthet werden kann.

Der Klausner selbst war nun ein solcher Gast, und er fühlte die ganze verführerische Gewalt so würzig duftender Schüsseln; die Schaam indeß vor der genügsamen Wirthin überwand doch die Begierde, und er bequemte sich zu ihrem Kohl und Wasser. Am Abend bittet er um einen Winkel zum Obdach, und

man führt ihn in ein prächtig Zimmer, wo er zu seiner großen Bestürzung sich vor einem Bette von Damast sieht, in welchem vier seines gleichen sich ausweichen konnten. Ihm ist als merke er hier die Nähe des Teufels, der ihn versuchen wolle, nur daß er in der Gestalt der Seneschallin erscheinen würde, ahnete ihm nicht. Kaum sieht er diese daher im Nachtgewande hereintreten, als er bis über die Ohren ins Bett hineinspringt. Was muß er hören? — Er solle diesen Platz einnehmen, denn der Seneschall habe ja befohlen, den Klausner ganz so aufzunehmen, als wäre er es selbst.

Allein wo bleibt die Zucht? fällt Bruder Lutz ihr ein.
„Die Zucht? Wie könnte die bei uns gefährdet seyn?
Ich räume Dir, als einem biedern, frommen
Und heil'gen Mann, nach deinem Ruf und Schein,
Des Mannes Platz, den alle, die ihn kennen,
Den bravsten aller Männer nennen,
An meinem Tisch, auf meinem Lager ein,
Und sollte mich in Dir betrogen haben können?
Doch, Deine Sach' ist das, nicht meine, Bruder Lutz!"

Die schöne Frau schläft, — Bruder Lutz kann es nicht, denn im weichsten Bett ist ihm als läge er auf Nadeln, und sein Teufel setzt ihm so lange zu, bis er ihm zu einem verwegnen Entschluß getrieben

hat. Kaum aber hat er die frevelhafte Hand ausgestreckt, als die schöne Frau ihn faßt und ohne Erbarmen in ein neben dem Bette stehendes mit Wasser angefülltes tiefes Marmorbecken hinabschleudert.

Vor Schrecken halb entseelt, aus einem warmen
Und prallen Schwanenbett in dieses nasse Grab
So plötzlich sich gestürzt zu finden,
Versucht er, eh' ihm noch die Sinne vollends schwinden,
Aus der verwünschten Kufe sich
Durch eigne Kraft empor zu winden.
Vergebens müht und quält der Tropf sich jämmerlich;
Sie ist zu tief und er an Armen und an Füßen
Zu sehr erstarrt. — Hier magst Du eine Weile büßen,
Ruft ihm die schöne Dame zu,
Und legt sich ruhig hin. — O! wimmert er, wenn Du,
Wie an Gestalt, ein Engel bist an Sitten,
So laß Dich, edle Frau, erbitten,
Und reiche mir die Hand! Dir schwör' ich's heilig zu,
Von nun an hast Du gute Ruh
Vor mir; ich bin vom Frost am ganzen Leib betäubet.
Hilf mir heraus! Es ist die höchste Zeit.

Die Dame erbarmt sich und hilft dem Sünder nicht nur heraus, sondern wendet auch alle Mittel an ihn wieder herzustellen. Freilich daß sie ihn mit der schwanenweichen Hand rieb und um der Erwärmung willen ihn mehr in ihrer Nähe liegen ließ, dies war nicht geeignet, den bösen Geist, der ihm zusetzte, zu vertreiben, und so schlug denn wirklich die Wasserkur gegen sein hitziges Fieber nicht eher an, als bis er — noch zweimal in der Kufe gebadet war. Nun kam er endlich zur Besinnung, erklärte aber:

— — Sehr verzeihlich ist mein Frevel!
Ein Heil'ger würd' an meinem Platze warm
Geworden seyn! Was Wunder, wenn sich Schwefel
Entzündet, der zu nah am Feuer steht?
Auf eine Probe, die kein Mann besteht,
Die Tugend eines Mannes stellen,
Und wenn sie, wie natürlich, sich vergeht,
In schwere Strafe sie verfällen,
Das nenn ich, — edle Frau, verzeiht, —
Beleidigung der Menschlichkeit.

Und Du, erwiedert ihm die Frau — von früher Jugend
Zu Uebungen der reinsten Engelstugend
Gewöhnt, Du nennst die Probe, der ich mich
Heut unterwarf, zu schwer nicht nur für Dich,
Für jeden, der auf keiner höhern Stufe

Als der des Menschen steht? Wohlan, so wisse
dann,
Die Dir mit Recht verhaßte Wasserkufe
Ist sieben Jahre schon bestimmt für einen Mann,
Den, funfzig Meilen weit im Umkreis, wer ihn
kennet,
— Ich sagte Dirs bereits — der Männer bravsten
nennet,
Mit Einem Wort, für meinen eignen Mann.
Das nämliche Gelübd', auf unsers Kindes Bahre
Mit Thränen angelobt, das uns auf sieben Jahre
Enthaltung auferlegt, schließt auch die Klausel ein,
Die Dich, mein Bruder, so empöret.
Der Einfall mit der Wasserkuf' ist sein;
Und wenn ihm ja was menschlich's wiederfähret,
So hat er mir's zur Pflicht gemacht,
Daß ich durch eben diese Kufe,
Die dreimal Dich zurecht gebracht,
Ihn wieder zur Besinnung rufe.
Dir that ich pünktlich was er mir befohlen hat:
Ich nahm Dich auf als käm' er selbst an deiner
Statt,
Wie Du, dem Anschein nach, es werth zu seyn
verhießest;
Und da Du dich zu großer Ungebühr
Von Satans Engel reizen ließest,
Da wiederfuhr nicht mehr noch minder Dir

Als ihm in solchem Fall. Auch zeigt' ich mich, wie billig,
Zu diesen kleinen Diensten willig,
Die ich dem Seneschall zu leisten schuldig bin.
In diesem allem, Freund, find' ich in meinem Sinn
Nichts das mit Recht zu tadeln wäre:
Aus Weibespflicht und Menschenpflicht
That ich, was ich gethan, und meine Schuld ist's nicht,
Daß Du dem Klausnerstand so wenig Ehre
Gemacht. Wer hätte das von Dir sich vorgestellt?
Dem heil'gen Mann, der sich der argen Welt
Schon dreißig Jahr' entzog, um blos im Geist zu leben,
Kann, dacht' ich, solch ein Kampf — wenn Kampf auch nöthig ist —
Erwünschten Anlaß nur zu leichtem Siege geben.
Daß Du so weit zurück geblieben bist,
Beweiset just nicht viel fürs abgeschiedne Leben.

— — Wenn Dich in Deinem Winkel
Beim Drang zur Heiligung ein wenig Eigendünkel
Beschlich, so hat vielleicht ein Stand, worin ein Mann,
Um seine Tugend recht zu schätzen
Sich selbst nicht auf die Probe setzen,
Sich nicht an Bessern messen kann,

Die Abgeschiedenheit, nicht wenig Schuld
daran.
Der Seneschall und ich, wir leben
Auf unserm Posten in der Welt;
Fest überzeugt, wir sind dahin gestellt,
Mit stillem redlichen Bestreben
Nicht mehr noch weniger als unsre Pflicht zu thun:

— — — So thun wir unsre Pflicht
Und spiegeln uns in unsrer Tugend nicht;
An eitelm Ruhm ist wenig uns gelegen.
Auch sind wir nicht für unsre Mängel blind:
Denn alles, Bruder, was wir auch zu thun vermögen,
Ist immer weniger als was wir schuldig sind.

Erlauben Sie jetzt, daß ich ohne irgend eine Bemerkung über das Bisherige eine neue Scene vor Ihnen eröffne.

XXI. XXII. XXIII. XXIV.

Oberon.

(Erstes Kupfer zu Band 23.)

Vom Ritter Hüon, den Sie hier neben dem treuen Scherasmin ruhen sehen, haben wir jetzt zu

reden. Er ist auf einer schweren Wanderung angelangt

In einem wohlgebauten Land
Mit Bächen überall durchschnitten,
Die Anger mit Schaafen bedeckt, die Auen im Blumengewand,
Und zwischen Palmen die friedlichen Hütten
Der braunen Bewohner verstreut, die froh ihr Tagwerk thun,
In ihrer Armuth reich sich dünken,
Und, wenn sie hungrig und müd in kühlen Schatten ruhn,
Zum rohen bäurischen Mahl den Pilger freundlich winken.

Hier läßt der Ritter, da ihn die Sonne zu drükken begann,
Sich Brod in frische Milch von einer Hirtin brocken.
Das gute Volk begafft zur Seite, halb erschrocken,
Wie er im Grase liegt, den fremden eisernen Mann;
Allein da Blick und Ton ihm schnell ihr Herz gewann,
So wagen bald Kinder sich hin und spielen mit seinen Locken.
Den tapfern Mann ergötzt ihr traulich frohes Getändel,
Er wird mit ihnen Kind, und theilt ihr süßes Spiel.

Wie selig, denkt er, wär's in diesen Hütten
wohnen!
Vergeblicher Wunsch! Ihn treibt sein Schicksal anderwärts.

Und zwar bekanntlich zu einem der gefährlichsten Geschäfte, dessen jemals ein Menschenkind sich unterzogen hat. Der Kaiser Karl, erbittert über ihn als den vermeintlichen Mörder seines Sohnes, hatte unter folgenden Bedingungen ihn begnadigt:

Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wenn der Kalif, im Staat, an seiner Tafelrunde,
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin, und schlage dem, der ihm zur Linken
liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritze.
Ist dieß gethan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze,
Und küss' als deine Braut sie dreimal öffentlich.

Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf Dich, an der goldnen Lehne
Vor seinem Stuhle hin, nach Morgenländer-Art,
Und zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft
kröne,

Erbitte Dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Hand voll Haar aus seinem grauen Bart.

Geh hin, und, wie gesagt, eh Du aufs Haar vollzogen
Was ich Dir hier von Wort zu Wort gebot,
Ist Deine Wiederkunft unmittelbarer Tod!
Wir bleiben übrigens in Gnaden Dir gewogen.

Hüon wußte selbst nicht, ob Verzweiflung, Ahnung oder Trotz ihn so tollkühn gemacht habe, dem Kaiser das Wort zu geben, dies Gebot zu erfüllen. Einmal gegeben, war es unwiderruflich, und — hier ist er denn nun auf dem Wege nach Babylon, sein Wort zu lösen. Ohne übernatürliche Hilfe wär's freilich unmöglich gewesen, solch ein Wort zu lösen, und diese Hilfe kam dem unverzagten Ritter von Oberon, dem schönen Elfenkönig, der nicht blos sein elfenbeinernes Wunderhorn ihm zum Schutze leiht, sondern der auch sonst alles aufs Beste vorbereitet, und hauptsächlich die Liebe Hüons und Rezia's, der schönen Tochter des Kalifen, bevor sich Beide noch gesehen.

Zeuch hin, spricht Oberon, nachdem er ihn belehrt;
Und daß ich nie die Stunde sehen möge,
Da Hüons Herz durch Schwäche sich entehrt!

Nicht daß ich Deinem Muth und Herzen
Mißtraue! Aber ach! Du bist ein Adamskind,
Aus weichem Thon geformt, und für die Zukunft
blind!
Zu oft ist kurze Lust die Quelle langer Schmerzen!

Vergiß der Warnung nie, die Oberon Dir gab!
Drauf rührt er ihn mit seinem Lilienstab,
Und Hüon sieht aus seinem liebevollen
Azurnen Augenpaar zwei helle Perlen rollen.

(Zweites Kupfer zu Band 23.)

Das unter andern Umständen unausführbare Werk war nun ausgeführt, und Hüon — dessen jetzige Emirstracht auch ein Geschenk seines Beschützers ist — nebst Rezia, Scherasmin und der Amme Fatme sind auf Oberons Wagen glücklich aus Babylon gerettet.

Kaum hatte Scherasmin im Grünen
Bei seinem Herrn, und Fatme nah am Knie
Der jungen Dame Platz genommen,
Schnell, wie ein Blitz der Phantasie,
Kam durch die Luft der schöne Zwerg geschwommen.

Aus seinen Augen brach durch sanft bewölkten Gram
Der Freundschaft mildes Licht, und als er näher kam,

Sahn sie ein Kästchen, dicht besetzt mit Edelsteinen,
In seinem linken Arm wie eine Sonne scheinen.
Freund Hüon, sprach der Geist, nimm dies aus meiner Hand,
Wiewohl dich Karl dazu ausdrücklich nicht verpflichtet:
Wenn Du ihn wiedersiehst, so dien' es ihm zum Pfand,
Daß Du, was er begehrt, buchstäblich ausgerichtet!

Ihr merkt, (wiewohl in Rezia's Gegenwart
Nicht schicklich war es laut zu offenbaren,)
Daß des Kalifen Zähn' und Bart,
In Baumwoll' eingepackt, in diesem Kästchen waren.
Es hatte, während daß der Sultan noch erstarrt
In seinem Lehnstuhl lag, von Oberons unsichtbaren
Trabanten einer sich behend ans Werk gemacht,
Und alles, ohne Scheer' und Pelikan, vollbracht.

Eilt nun, so fuhr er fort, bevor euch nachzujagen
Der Sultan Zeit gewinnt! Dort auf der Rhede liegt
Ein Schiff, daß ohne Harm in sechs bis sieben Tagen
Mit euch bis nach Lepanto fliegt;
Dort findet ihr, sobald ihr angekommen,
Ein andres schon bereit, daß nach Salern euch bringt;

Und dann, so schnell als Lieb' und Sehnsucht euch beschwingt,
Geraden Wegs den Lauf nach Rom genommen!

Und tief, o Hüon, sey's in Deinen Sinn geprägt:
So lange bis der fromme Papst Sylvester
Auf eurer Herzen Bund des Himmels Weihung legt,
Betrachtet euch als Bruder und als Schwester.
Daß der verbotnen süßen Frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!
Denn wisset, daß im Nu, da ihr davon versucht,
Sich Oberon von euch auf ewig trennen müßte.

Er sagt's, und seufzt, und stiller Kummer schwillt
In seinem Aug', er heißet sie ihm nahen,
Und küßt sie auf die Stirn; und als sie aufwärts sahen,
Zerfloß er wie ein Wolkenbild
Aus ihrem Blick.

Oberon hatte freilich Ursache zu fürchten, denn von der Liebe und Treue seiner Schützlinge hing durch einen bösen Zufall sein eignes Schicksal ab, und zwar auf diese Weise. Gangolf,

Ein Edelmann, an Weisheit ziemlich grün,
Wiewohl sehr grau an Bart und Haaren,
Von Podagra und Gicht, der späten bittern Frucht
Zu viel genoßner Lust, fast täglich heimgesucht;

Ein Hofmann übrigens, galant und wohl erfahren,
Und in der Kriegeskunst der Mine wohl versucht;

Dem war, nachdem er lang' sein sündliches Vergnügen
Daran gehabt, im Hagestolzenstand
Auf Amors freier Bürsch Berg auf Berg ab im Land
Herum zu ziehn, und, wo er Eingang fand,
Bei seines Nächsten Weib zu liegen;
Ihm, sag' ich, war zuletzt der Einfall aufgestiegen,
Den steifen Hals, noch an des Lebens Rand,
Ins sanfte Joch der heilgen Eh' zu schmiegen.

Mit viel Geschmack und wohl verkühltem Blut
Sucht er ein Kind sich aus, wie er's zu Tisch und Bette,
Zu Scherz und Ernst, gerade nöthig hätte,
Zumal zur Sicherheit; ein Mädchen, fromm und gut,
Unschuldig, sittsam, unerfahren,
Keusch wie der Mond und frei von aller eiteln Lust,
Jung überdies, pechschwarz von Aug' und Haaren,
Von Farbe rosenhaft, und rund von Arm und Brust.

Alles das findet er an Rosetten, die, ein noch unerfahrnes, unschuldiges, leicht gesinntes Kind, bei ihrer Verheirathung an nichts als die schönen Kleider dachte, die sie nun erhalten würde. Alles

ging viel besser als Gangolf es verdient hatte, bis dieser nun auch blind wurde, und hiemit der Teufel der Eifersucht in ihn fuhr. Selbst ihre Tugenden regen seinen Argwohn auf, und das arme junge Weib lechzt seit dieser Zeit in der härtesten Sklaverei, in welcher ihr zum ersten Male vieles, was sie sonst geduldig übersah, höchst widerlich und unausstehlich erscheint. Jetzt vermißt sie die ihr versagten geselligen Freuden der Stadt, und zum ersten Male findet sie Waltern, einen jungen Edelknecht im Schlosse, betrachtenswerth. Wie die Eifersucht oft befördert, was sie verhindern wollte, und Gedanken und Wünsche erst erregt, die vorher gar nicht vorhanden waren, so geschah's auch hier, und es gedieh dahin, daß die List auf Mittel sann die strenge Wachsamkeit zu betrügen. Die Noth schärfte den Witz, das Mittel ward gefunden, und der eifersüchtige Alte selbst mußte dazu helfen, daß er betrogen wurde, eben da er ihr einen langen Sermon hielt über den Text

Es sey des Weibes Herz kein zuverlässig Gut,
Und ihrer List nichts gleich als ihre Wankelmuth.

Von ungefähr aber hielten an dem Orte der verbotenen Freuden Oberon und Titania Mittagsruh. Oberon, erbittert über das, was er erblickte, schwur, das ungetreue Weib solle nicht ungestraft des blinden Mannes spotten, er werde den Staar von seinen Augen nehmen. Titania dagegen:

So schwör' auch ich, so wahr ich Königin
Des Elfenreichs und deine Gattin bin,
Es soll ihr nicht an einer Ausflucht fehlen!
Ist Gangolf etwa ohne Schuld?
Ist Freiheit euer Loos, und unsers nur Geduld?

Beide vollbringen was sie geschworen, und als Oberon wahrnimmt, daß die weibliche Ausflucht selbst über das siegt, was der Mann mit Augen sah, da kündigt er im Zorne Titanien die Trennung an.

Und bei dem furchtbar'n Namen sey's geschworen,
Der Geistern selbst unnennbar bleiben muß,
Nichts wende diesen Fluch und meinen festen Schluß:
Bis ein getreues Paar, vom Schicksal selbst erkohren,
Durch keusche Lieb' in Eins zusammenfließt,
Und, probefest in Leiden wie in Freuden,
Die Herzen ungetrennt, auch wenn die Leiber scheiden,
Der Ungetreuen Schuld durch seine Unschuld büßt.

Und wenn dies edle Paar schuldlose reiner Seelen
Um Liebe alles gab, und unter jedem Hieb
Des strengesten Geschicks, auch wenn bis an die Kehlen

Das Wasser steigt, getreu der ersten Liebe blieb;
Entschlossen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu seyn selbst einem Thron zu Lieb':
Titania, ist dies, ist alles dies geschehen,
Dann werden wir uns wiedersehen!

Diese zwei Liebenden sollten nun Hüon und Rezia, oder wie diese nach empfangener Taufe genannt ward, Amanda seyn. Nachdem sie alle diese Umstände erfahren, verstehen sie die Warnungen und den Trübsinn ihres Wohlthäters, und

Wenn, spricht er, nur ein Paar getreu verliebter Seelen
Zu Oberons und Titaniens Ruhe fehlen,
So schwebt des Schicksals Werk an der Vollendung Rand.

Hüon hatte nicht genau genug bedacht, daß die Bedingung eine doppelte war, nicht blos die probefesteste Treue, sondern auch bis zur kirchlichen Verbindung unverletzte Keuschheit. Es ist nun wol, wenn man Oberons Schwur in seinem ganzen Umfang erwägt, sehr zweifelhaft, ob, auch bei völlig unverletzt erhaltener Keuschheit, — auf welche sich alle bisherigen Warnungen ganz allein bezogen, — irgend eine der strengen Proben,

worauf dieses liebende Paar gesetzt wurde, hätte ausbleiben können: genug, der Dichter, — der hier wol nicht genau genug auf seiner Hut war, — läßt jene unvermeidlichen Proben als Folgen einer zwar lange Zeit bekämpften, aber nicht besiegten Leidenschaft eintreten. Nach langem Kampfe kam die Stunde des Vergessens —

Und ach! an Hymens statt krönt Amor ihren Bund.
Die Strafe folgt der Schuld im Augenblicke!

Amanda fährt entseelt aus des Geliebten Armen;
Gott! ruft sie aus, was haben wir gethan!
Der Schuldbewußte fleht den Schutzgeist um Erbarmen,
Um Hilfe, wenigstens nur für Amanden, an:
Vergebens! Oberon ist nun der Unschuld Rächer,
Ist unerbittlich nun in seinem Strafgericht;
Verschwunden sind das Hifthorn und der Becher,
Die Pfänder seiner Huld; er hört, und rettet nicht.

Eine der härtesten Strafen, die über das unglückliche Paar verhängt wurde, ist unstreitig folgende.

(Drittes Kupfer zu Band 23.)

Ausgeworfen sind Beide vom tobenden Meer auf eine wüste Insel; Hüon ist gegangen, um irgend ein Nahrungsmittel zu suchen.

Amanden, die drei tödlich lange Stunden
An diesem öden Strand, wo alles Furcht erweckt,
Wo jeder Laut bedroht und selbst die Stille schreckt,
Sich ohne den, der nun ihr Alles ist, befunden,
Ihr war ein Theil der langen Zeit verschwunden,
Zum Lager, wie es hier die Noth der Liebe deckt,
Mit ungewohntem Arm vom Ufer ganze Lagen
Von Meergras, Schilf und Moos der Höle zu=
zutragen.

Matt wie sie war, erschöpfte diese Müh
Noch ihre letzte Kraft; es brechen ihr die Knie;
Sie sinkt am Ufer hin, und lechzt mit dürrem
Gaumen.
Vom Hunger angenagt, von heißem Durst gequält,
An diesem wilden Ort, wo ihr's an allem fehlt,
Wie angstvoll ist ihr Loos! Wo mag ihr Hüon
säumen?
Wenn ihn ein Unfall traf! Vielleicht ein reißend
Thier!
Es nur zu denken, raubt den Rest vom Leben ihr!

Die schrecklichsten der Möglichkeiten
Malt ihr die Phantasie mit warmen Farben vor.
Umsonst bemüht sie sich mit ihrer Furcht zu streiten,
Ein Wellenschlag erschreckt ihr unglückahnend Ohr.
Zuletzt, so schwach sie ist, keicht sie mit Müh
empor
Auf eines Felsen Stirn, und schaut nach allen Seiten

Und mit dem letzten Sonnenblick
Entdeckt sie ihn — Er ist's! er kommt zurück!

Auch er sieht sie die Arme nach ihm breiten,
Und zeigt ihr schon von fern die schöne goldne Frucht.
Von keiner schönern ward, in jenen Kindheits-
zeiten
Der Welt, das erste Weib im Paradies versucht.
Er hält, wie im Triumph, sie in den letzten
Strahlen
Der Sonn' empor, die ihre glatte Haut
Mit flammengleichem Roth bemalen,
Indeß Amanda kaum den frohen Augen traut.

So läßt sich unsrer Noth der Himmel doch er-
barmen!
Ruft sie, und eine große Thräne blinkt
In ihrem Aug'; und eh die Thräne sinkt,
Ist Hüon schon in ihren offnen Armen.
Ihr schwacher Ton, und daß sie halb entseelt
An seinen Busen schwankt, heißt ihren Retter eilen.
Sie lagern sich; und, weil ein ander Werkzeug
fehlt,
Braucht er sein Schwert die schöne Frucht zu theilen.

Hier zittert mir der Griffel aus der Hand!
Kannst Du, zu strenger Geist, in solchem Jam-
merstand
Noch spotten ihrer Noth, noch ihre Hofnung trügen?
Faul, durch und durch, und gallenbitter war

Die schöne Frucht! — Und bleich, wie in den letzten Zügen
Ein Sterbender erbleicht, sieht das getäuschte Paar
Sich trostlos an, die starren Augen offen,
Als hätt' aus heitrer Luft ein Donner sie getroffen.

Ein Strom von bittern Thränen stürzt mit Wuth
Aus Hüons Aug': von jenen furchtbarn Thränen,
Die aus dem halb gestockten Blut
Verzweiflung preßt, mit Augen voller Glut,
Und gichtrisch zuckendem Mund und grimmvoll klappernden Zähnen.
Amanda, sanft und still, doch mit gebrochnem Muth,
Die Augen ausgelöscht, die Wangen welk, zu Scherben
Die Lippen ausgedörrt, — Laß, spricht sie, laß mich sterben!

Auch Sterben ist an Deinem Herzen süß;
Und Dank dem Rächer, der in seinem Grimme,
So streng er ist, doch diesen Trost mir ließ!
Sie sagt's mit schwacher, halb erstickter Stimme,
Und sinkt an seine Brust. So sinkt im Sturm zerknickt
Der Lilie welkend Haupt.

Ein Trunk aufgefundenen Wassers ist jetzt ein hohes Glück für sie in ihrem furchtbaren Zustande,

den Amanda zuerst als einen Zustand der Prüfung erkennt.

Mir sagt's mein Herz, ich glaub's, und fühle was
ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hofnung auch den Ankergrund ver=
liert,
So laß uns fest an diesem Glauben halten,
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten!

Doch, laß das Aergste seyn! Sie ziehe ganz
sich ab,
Die Wunderhand, die uns bisher umgab;
Laß seyn, daß Jahr um Jahr sich ohne Hilf' erneue,
Und Deine liebende getreue
Amande finde hier auf diesem Strand ihr Grab;
Fern sey es, daß mich je, was ich gethan, gereue!
Und läge noch die freie Wahl vor mir,
Mit frohem Muth ins Elend folgt' ich Dir!

Mir kostet's nichts von allem mich zu scheiden
Was ich besaß; mein Herz und Deine Lieb' ersetzt
Mir alles; und, so tief das Glück herab mich
setzt,
Bleibst Du mir nur, so werd' ich keine neiden,
Die sich durch Gold und Purpur glücklich schätzt.
Nur, daß Du leidest, ist Amandens wahres Leiden!

Ein trüber Blick, ein Ach, das Dir entfährt,
Ist was mir tausendfach die eigne Noth erschwert.

Sprich nicht von dem, was ich für Dich gegeben,
Für Dich gethan! Ich that was mir mein Herz gebot,
That's für mich selbst, der zehenfacher Tod
Nicht bittrer ist, als ohne Dich zu leben.
Was unser Schicksal ist, hilft Deine Liebe mir,
Hilft meine Liebe Dir ertragen;
So schwer es sey, so unerträglich, — hier
Ist meine Hand! — ich will's mit Freuden tragen.

Mit jedem Auf- und Niedergehn
Der Sonne soll mein Fleiß sich mit dem Deinen gatten;
Mein Arm ist stark; er soll, Dir beizustehn
In jeder Arbeit, nie ermatten!
Die Liebe, die ihn regt, wird seine Kraft erhöhn,
Wird den geringsten Dienst mit Munterkeit erstatten.
So lang' ich Dir zum Trost, zum Glück genugsam bin,
Tauscht' ich mein schönes Loos mit keiner Königin.

So sprach das beste Weib, und drückt mit keuschen Lippen
Das Siegel ihres Worts auf den geliebten Mund;
Und mit dem Kuß verwandeln sich die Klippen
Um Hüon her; der rauhe Felsengrund

Steht wieder zum Elysium umgebildet,
Verweht ist jede Spur der nackten Dürftigkeit;
Das Ufer scheint mit Perlen überstreut,
Ein Marmorsaal die Gruft, der Felsen übergüldet.

Von neuem Muth fühlt er sein Herz geschwellt;
Ein Weib wie dies ist mehr als eine Welt.
Mit hoher himmelathmender Wonne
Drückt er dies volle Herz an ihre offne Brust,
Ruft Erd' und Meer, und dich, allsehende Sonne,
Zu Zeugen seines Schwurs: „Ich schwör's auf diese Brust,
Den heiligen Altar der Unschuld und der Treue,
Vertilgt mich, ruft er aus, wenn ich mein Herz entweihe!

Wenn je dies Herz, worin Dein Name brennt,
Der Tugend untreu wird, und Deinen Werth verkennt,
Dich je, so lang' dies Prüfungsfeuer währet,
Durch Kleinmuth quält, durch Zagheit sich entehret,
Je läßig wird, geliebtes Weib, für Dich
Das Aeußerste zu leiden und zu wagen:
Dann, Sonne, waffne dich mit Blitzen gegen mich,
Und möge Meer und Land die Zuflucht mir versagen!"

Er sprach's, und ihn belohnt mit einem neuen Kuß
Das engelgleiche Weib. Sie freu'n sich ihrer Liebe,

Und stärken wechselsweis' einander im Entschluß,
So hart des Schicksals Herr auch ihre Tugend übe,
Mit festem Muth und eiserner Geduld
Auf beßre Tage sich zu sparen,
Und blindlings zu vertraun der allgewaltigen Huld,
Von der sie schon so oft den stillen Schutz erfahren.

So beginnt die Läuterung ihres Wesens durch die Liebe, wodurch sie allein schon des neuen Schuzzes eines höheren Wesens würdig geworden seyn würden, wenn ihnen derselbe anders gänzlich entzogen gewesen wäre. Ihr Zustand war jedoch so ganz trostlos nicht, als er auf den ersten Anblick scheint, denn der Sturm hatte sie an den Strand desselben Eilands geworfen, auf welches Titania seit jenes unseligen Schwures mit ihren Elfen sich zurückgezogen hatte, und ihr Werk war es, daß für den ehrwürdigen Greis Alfonso ein Theil dieses unwirthbaren verlassenen Eilandes zu einem kleinen Paradies erblüht war. Hüon, der nichts unversucht ließ, Amanden wenigstens ein so leidliches Loos zu verschaffen als hier möglich war, fand dieses, und das liebende Paar dann in Alfonso einen zärtlichen Vater.

Er führt sie ungesäumt nach seiner Ruhestatt,
Zu seinem Quell, in seine Gartenlauben,
Bedeckt mit goldnem Obst und großen Purpurtrauben,
Und setzt sie in Besitz von allem was er hat.

Natur, spricht er, bedarf weit minder als wir glauben;
Wem nicht an wenig gnügt, den macht kein Reichthum satt:
Ihr werdet hier, so lang' die Prüfungstage währen,
Nichts wünschenswürdiges entbehren.

Nach der Entdeckung von dem Schicksale der lieben Gefährten, die er fast am Ziele seiner Bahn noch gefunden,

Wohl, spricht der edle Greis, wohl dem, den sein Geschick
So liebreich, und zugleich so streng, als Dich, erziehet,
Den kleinsten Fehltritt ihm nicht übersiehet,
Wohl ihm! denn ganz gewiß, das reinste Erdenglück
Erwartet ihn. Auf Herzen wie die euern
Zürnt Oberon nicht ewig. Glaube mir,
Mein Sohn, sein Auge schwebt unsichtbar über Dir;
Verdiene seine Huld, so wird sie sich erneuern!

Und wie verdien' ich sie? Mit welchem Opfer still'
Ich seinen Zorn? fragt Hüon rasch den Alten;
Ich bin bereit, es sey so schwer es will!
Was kann ich thun? — Freiwillig Dich enthalten,
Antwortet ihm Alfons; was Du gesündigt hast,
Wird dadurch nur gebüßt. — Der junge Mann erblaßt.

Ich fühl' es, spricht der Greis mit sanft erröthender Wange;
Allein ich weiß von wem ich es verlange!

Ein edles Selbstgefühl ergreift den jungen Mann:
„Hier hast Du meine Hand!" Mehr ward kein Wort gesprochen.
Und wohl ihm, der, nach mehr als hundert Wochen,
Sich selbst das Zeugniß geben kann,
Er habe sein Gelübde nicht gebrochen!
Es war der schönste Sieg, den Hüon je gewann.
Doch hat er oft die Furcht, vorm Alten zu erröthen,
Oft Rezia's standhaftern Ernst vonnöthen.

Nichts unterhält so gut — versichert ihn der Greis —
Die Sinne mit der Pflicht im Frieden,
Als fleißig sie durch Arbeit zu ermüden;
Nichts bringt sie leichter aus dem Gleis
Als müß'ge Träumerei. Um der zuvor zu kommen,
Wird ungesäumt, sobald der Tag erwacht,
Die scharfe Axt zur Hand genommen,
Und Holz im Hain gefällt bis in die dunkle Nacht.

Indessen Hüon sich im Wald ermüdet, pflegt
Der edle Greis, der noch mit festem Tritte
Die schwere Last von achtzig Jahren trägt,
Der Ruhe nicht; nur daß er von der Hütte
Sich selten weit entfernt. Kein heitrer Tag entflieht,

Der nicht in seinem lieben Garten
Ihn dies und das zu thun beschäftigt sieht.
Amandens Sorge ist des kleinen Heerds zu warten.

Da sahe man — wiewol, wenn Engel nicht
Mit stillem Blick ihr Ebenbild umweben,
Wer sieht sie hier? — mit heiterm Angesicht,
Auf dem die Sorgen nur wie leichte Wölkchen schweben,
Die Königstochter gern sich jeder niedern Pflicht
Der kleinen Wirthschaft untergeben:
Auch was sie nie gekannt, viel minder je gethan,
Wie schnell ergreift sie es, wie steht ihr alles an!

Und sieht sie dann — auch er ist jener Engel einer —
Der heil'ge Greis, der von der Arbeit kehrt,
Und segnet sie: o dann ist ihre Freude reiner
Und inniger, als würd' ihr dreimal mehr verehrt
Als sie zu Bagdad ließ. Wenn dann bei Sternenlichte
Die Nacht sie alle drei am Feuerheerd vereint,
Und auf Amandens lieblichem Gesichte,
Das halb im Schatten steht, die Flamme wiederscheint:

Dann ruht mit stillem liebevollen
Entzückten Blick der junge Mann auf ihr,
Und seine Seele schwillt, und süße Thränen rollen
Die dunkle Wang' herab. Tief schweiget die Begier!

Sie ist ein überirdisch Wesen
Das ihm zum Trost erscheint, — er ist beglückt genug
Daß er sie lieben darf, und o! in jedem Zug,
In jedem keuschen Blick, daß er geliebt ist, lesen!

Nur Einen Kummer hat Amanda vor ihrem Hüon zu verbergen. Oefter sucht sie die Einsamkeit,

— — — sucht stille dunkle Steige
Im Hain sich aus und dicht gewölbte Zweige.
Da lehnt sie oft, von Ahnungen gedrückt,
An einem blüh'nden Baum, und freuet sich des Webens
Und Sumsens und Gedrängs und allgemeinen Lebens
In seinem Schoos, — und drückt mit vorempfundner Lust
Ein lieblich Kind im Geist an ihre Brust;
Ein lieblich Kind, das ihre Mutterliebe
Mit jedem süßen Reiz verschwenderisch begabt,
Sich schon voraus an jedem zarten Triebe,
Der ihm entkeimt, sich schon am ersten Lächeln labt,
Womit es ihr die Leiden alle danket,
Die sie so gern um seinetwillen trug,
Sich labt an jedem schönen Zug,
Worin des Vaters Bild sanft zwischen ihrem schwanket.

Je näher aber der Augenblick kam, desto mehr mischten sich auch Besorgnisse in ihr stilles Entzücken,

und mit Thränen im Auge seufzte sie oft: Ach Fatme, wärest Du in dieser Noth bei mir! Von der Hilfe in ihrer Nähe konnte sie ja keine Ahnung haben. Von Titania kam diese Hilfe, welcher unser Paar nicht unbemerkt geblieben war, und von welchem sie die Hofnung gefaßt hatte, dieses oder keines werde das von Aberon begehrte Paar seyn. Es war ihr darum werth wie ihre Augen, und sie hatte daher auch beschlossen, der jungen Frau in der gefürchteten Stunde beizustehen.

(Viertes Kupfer zu Band 23.)

Die Stunde kam. Von dumpfer Bangigkeit
Umher getrieben, irrt Amanda im Gebüsche,
Das um die Hütten her ein liebliches Gemische
Von Wohlgeruch zum Morgenopfer streut.
Sie irret fort, so wie der schmale Pfad sich windet,
Bis sie sich unvermerkt vor einer Grotte findet,
Die ein Geweb von Efeu leicht umkränzt,
Auf dessen dunklem Schmelz die Morgensonne glänzt.

Alfonso hatte oft vordem hinein zu gehen
Versucht, und allemal vergebens; eben dies
War seinem alten Freund, war Hüon selbst geschehen,
So oft er, um des Wunders sich gewiß
Zu machen, es versucht. Sie hatten nichts gesehen;
Sie fühlten nur ein seltsam Widerstehen,

Als schöbe sich ein unsichtbares Thor,
Indem sie mit Gewalt eindringen wollten, vor.

Schnell überfiel sie dann ein wunderbares Grauen;
Sie schlichen leise sich davon,
Und keiner wollte sich der Probe mehr getrauen.
Man weiß nicht, ob Amanda selbst es schon
Zuvor versucht; genug, sie konnte dem Gedanken,
Die erste, der's geglückt, zu seyn
Nicht widerstehn, sie schob die Efeuranken
Mit leichter Hand hinweg, und — ging hinein.

Kaum sah sie sich darin, so kam ein heimlich Zittern
Sie an; sie sank auf einen weichen Sitz
Von Rosen und von Moos. Itzt fühlt sie, Blitz auf Blitz,
Ein schneidend Weh Gebein und Mark erschüttern.
Es ging vorbei. Ein angenehm Ermatten
Erfolgte drauf. Es war wie Mondenschein
Vor ihrem Blick, der stets in tiefre Schatten
Sich taucht', und, sanft sich selbst verlierend, schlief sie ein.

Itzt dämmern liebliche verworrene Gestalten
In ihrem Innern auf, die bald vorüber fliehn,
Bald wunderbar sich in einander falten.
Ihr däucht, sie seh' drei Engel vor ihr knien,
Und ihr verborgene Mysterien verwalten;
Und eine Frau, gehüllt in rosenfarbnes Licht,

Steht neben ihr, so oft der Athem ihr gebricht,
Ein Büschel Rosen ihr zum Munde hin zu halten.

Zum letzten Mal beklemmt ihr höher schlagend Herz
Ein kurzer sanft gedämpfter Schmerz;
Die Bilder schwinden weg, und sie verliert sich wieder.
Doch bald, erweckt vom Nachklang süßer Lieder,
Der halb verweht aus ihrem Ohr entflieht,
Schlägt sie in ihrem Traum die Augen auf, und sieht
Die Drei nicht mehr, sieht nur die Königin der Feen
In Rosenglanz sanft lächelnd vor ihr stehen.

Auf ihren Armen liegt ein neu geboren Kind,
Sie reicht's Amanden und verschwebet
Vor ihren Augen, wie im Morgenwind
Ein Wölkchen schmilzt aus Blumenduft gewebet.
Im gleichen Nu entwacht Amanda ihrem Traum,
Und streckt die Arme aus, als wollte sie den Saum
Des rosigen Gewandes noch erfassen;
Umsonst! sie greift nach Luft, sie ist allein gelassen.

Doch, einen Pulsschlag noch, und wie unnennbar groß
Ist ihr Erstaunen, ihr Entzücken!
Kaum glaubt sie dem Gefühl, kaum traut sie ihren Blicken!

Sie fühlt sich ihrer Bürde los,
Und zappelnd liegt auf ihrem sanften Schoos
Der schönste Knabe, frisch wie eine Morgenros'
Und wie die Liebe schön! Mit wonnevollem Beben
Fühlt sie ihr Herz sich ihm entgegen heben.

Sie fühlt's, es ist ihr Sohn! — Mit Thränen inniger Lust
Gebadet, drückt sie ihn an Wange, Mund und Brust,
Und kann nicht satt sich an dem Knaben sehen;
Auch scheint der Knabe schon die Mutter zu verstehen,
Laßt ihr zum mindsten den Genuß
Des süßen Wahns! Er schaut aus seinen hellen Augen
Sie ja so sprechend an! — Und scheint nicht jeden Kuß
Sein kleiner Mund dem ihren zu entsaugen?

Sie hört den stillen Ruf, — wie leise hört
Ein Mutterherz! — und folgt ihm unbelehrt.
Mit einer Lust, die, wenn sie neiden könnten,
Die Engel, die auf sie heruntersahn
Die Engel selbst beneidenswürdig nennten,
Legt sie an ihre Brust den holden Säugling an.
Sie leitet den Instinkt, und läßt nun an den Freuden
Des zartsten Mitgefühls ihr Herz vollauf sich weiden.

Indessen hat im ganzen Hain umher
Ihr Hüon sie gesucht, zwei ängstlich lange Stunden,
Und, da er nirgends sie gefunden,
Führt ihn zuletzt sein irrer Fuß hieher.
Er nähert sich der unzugangbar'n Grotte;
Nichts hält ihn auf, er kommt, — o welch ein Augenblick!
Und sieht das holde Weib, mit einem Liebesgotte
An ihrer Brust, vertieft, verschlungen in ihr Glück.

Ihr, denen die Natur, beim Eingang in dies Leben,
Den überschwenglichen Ersatz
Für alles andre Glück, den unverlierbar'n Schatz,
Den alles Gold der Aureng-Zeben
Nicht kaufen kann, das beste in der Welt
Was sie zu geben hat, und was ins beßre Leben
Euch folgt, ein fühlend Herz und reinen Sinn gegeben,
Blickt hin und schaut — der heil'ge Vorhang fällt!

Drei Jahre sind nun verflossen, während deren der kleine Hüonet zu einem schönen Mitteldinge zwischen mütterlichem Reiz und väterlicher Stärke aufgeblüht ist, der Eltern Freude und Kummer. Die erste Prüfung war bestanden, und einer größeren Läu-

terung schien unser Paar kaum fähig. Das Einzige, was vielleicht nicht überflüßig scheinen konnte, war eine Vorbereitung auf ihre künftigen Schicksale, und an dieser fehlt es nicht.

An einem Abend einst — das Tagwerk war vollbracht,
Und alle drei, Amande mit dem Knaben
Auf ihrem Schoos, — um an der herrlichen Pracht
Des hellgestirnten Himmels sich zu laben,
Sie saßen vor der Hütt' auf einer Rasenbank,
Versenkten sich mit ahnungsvollem Grauen
In dieses Wundermeer, und blickten stillen Dank
Zu ihm, der sie erschuf — gen Himmel aufzuschauen:

Da fing der fromme Greis, mit mehr gerührtem Ton
Als sonst, zu reden an von diesem Erdenleben
Als einem Traum, und vom Hinüberschweben
Ins wahre Seyn. — Es war, als wehe schon
Ein Hauch von Himmelsluft zu ihm herüber,
Und trag' ihn sanft empor indem er sprach.
Amanda fühlt's; die Augen gehn ihr über,
Ihr ist's, als sähe sie dem Halbverschwundnen nach.

Mir, fuhr er fort, mir reichen sie die Hände
Vom Ufer jenseits schon, — mein Lauf ist bald zu Ende;
Der eurige beginnet kaum, und viel,

Viel Trübsal noch, auch viel der besten Freuden,
— Oft sind's nur Stärkungen auf neue größre Leiden, —
Erwarten euch, indeß ihr unvermerkt dem Ziel
Euch nähert. Beides geht vorüber,
Und wird zum Traum, und nichts begleitet uns hinüber;

Nichts als der gute Schatz, den ihr in eurer Herz
Gesammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden,
Und die Erinnerung, daß weder Lust noch Schmerz
Euch je vom treuen Hang an eure Pflicht geschieden.
So sprach er vieles noch; und als sie endlich sich
Zur Ruh begaben, drückt' er, wie sie dünkte,
Sie wärmer an sein Herz, und eine Thräne blinkte
In seinem Aug', indem er schnell von ihnen wich.

Es war der letzte glückliche Abend für sie, denn am andern Morgen knieten sie an Alfonso's Leiche.

Es war als sähen sie auf seinem Angesicht
Die Dämmerung von einem neuen Leben,
Und wie von reinem Himmelslicht
Den Wiederschein um seine Stirne weben,
Der schon zum geist'gen Leib den Erdenstoff verfeint,
Und um den stillen Mund, der eben
Vom letzten Segen noch sich sanft zu schließen scheint,
Ein unvergängliches kaum sichtbar Lächeln schweben.

Ist Dir's nicht auch — ruft Hüon, wie entzückt,
Amanden zu, indem er aufwärts blickt, —
Als fall' aus jener Welt ein Strahl in deine Seele?
So fühlt' ich nie der menschlichen Natur
Erhabenheit! noch nie dies Erdenleben nur
Als einen Weg durch eine dunkle Höle
Ins Reich des Lichts! nie eine solche Stärke
In meiner Brust zu jedem guten Werke!

Zu jedem Opfer, jedem Streit
Nie diese Kraft; nie diese Munterkeit
Durch alle Prüfungen mich männlich durch zu kämpfen!
Laß seyn, Geliebte, daß der Trübsal viel
Noch auf uns harrt, — sie nähert uns dem Ziel!
Nichts soll uns muthlos sehn, nichts diesen Glauben dämpfen!
So spricht er, sich mit ihr von diesem heilgen Ort
Entfernend, — und ihn nimmt das Schicksal gleich beim Wort.

Von allem, was sich seit dem Augenblicke, wo sie keine Spur mehr von Alfonso's kleinem Paradiese, sondern sich in einer schrecklichen Wüste, ihr geliebtes Kind aber nicht wieder finden, von ihrer Trennung, ihren Schicksalen in Tunis, ihrer streng geprüften unerschütterlichen Treue, welche sie entschlossen machte den Tod in Flammen selbst einem Throne vorzuziehen, bis zu den Augenblicken, wo auf dem eben angezündeten Scheiterhaufen Hüon Oberons

Horn an seinem Halse wieder schweben sieht, die Liebenden in Oberons Palast den kleinen Hüonet wieder umarmen, alle Getrennten wieder vereint eben bei Paris anlangen, als das Turnier beginnen soll, in welchem der Sieger Hüons Land und Leben zum Dank erhalten sollte, und wie endlich Hüon mit Amanda vor Karls Thron tritt, dieser herabsteigt, liebevoll des Helden Hand schüttelt und ihm sagt:

— — Nie fehl' es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der Dir an Tugend gleiche!

— von allem diesem habe ich keine Veranlassung etwas zu sagen, und so können wir denn ohne Weiteres zu unserm Ziele gelangen. Ich frage —

„Fragen Sie nichts, — unterbrach mich mein Freund, — denn es wird Zeit, daß ich endlich auch wieder zum Worte komme. Was Sie mich fragen wollen, weiß ich, und will Ihnen also lieber sogleich die Frage mit der Antwort selbst geben. Findet unter den angeführten Gedichten nicht eben das Verhältniß statt, wie unter den früher angeführten? Ja! — Zeigt Wieland, wenn er Verirrungen der Liebe geschildert hat, nicht auch allezeit das Rechte und Echte? Ja! — Hat wol irgend ein Dichter reine Liebe schöner geschildert als Wieland in jenen idyllischen Scenen auf der wüsten Insel? Irgend einer zarter die Mysterien der Ehe? Ich glaube es nicht. — Sieht man es den Schilderungen jener Scenen nicht

an, daß sie der Dichter mit Liebe gemalt hat, daß er mit ganzem Herzen und ganzem Gemüth dabei war? Gewiß. — Läßt sich also behaupten, daß er sich von dem himmlischen Amor jemals getrennt habe? — Nein. — — So weit also mein Widerruf, meine Ehrenerklärung und Abbitte."

So weit, sagen Sie, und dies läßt mich vermuthen, daß Sie einstimmig mit Göthe urtheilen.

„Viel Ehre für mich. Wie aber urtheilt Göthe?"

Er spricht von Wielands Feen- und Rittermährchen. Gerade diese, sagt er, sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei Jederman Eingang, und selbst die ernsteren Teutschen ließen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgiltigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben: und wenn es nicht zu leugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die Sittlichkeit triumphiren läßt, so muß man doch auch gestehen, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

„Ich sollte meinen, daß gegen dieses Urtheil sich nichts einwenden ließe."

Je nachdem es gefaßt wird. Den Verstand wollen wir jetzt bei Seite lassen, — vielleicht sprechen wir davon ein andermal, — was aber den Triumph betrifft, welchen Wieland der Sinnlichkeit über die Sittlichkeit erhalten läßt, so ist hierüber nur nach der Unterscheidung zu urtheilen, welche wir in Ansehung der verschiedenen Tendenz seiner Gedichte aufgefunden haben. Nie ist seine Absicht, der Sinnlichkeit Vorschub zu thun, und er pflegte seine eignen Gemälde dieser Art gewöhnlich Hogarthische zu nennen. Ich wüßte kaum, wie er den Gesichtspunkt für die Beurtheilung derselben bestimmter hätte angeben können.

„Karikaturen also?"

Wie wenig hat Hogarth von dem, was man gewöhnlich Karikatur nennt! Moralische Seelengemälde sind der bei weitem größte Theil seiner Darstellungen; freilich nicht Gemälde reiner und schöner Seelen, aber in der menschenfreundlichen Absicht dargestellt, damit man durch den Kontrast das Reine und Schöne desto höher achten lerne und desto lieber gewinne. Wieland meint nun, daß sich das Nämliche zur Rechtfertigung der Dichter, welche solche Gemälde aufstellen, sagen lasse, und daß es des Lesers, der dadurch geärgert wird, eigne Schuld sey, wenn er die Absicht des Dichters oder die Ausführung selbst schief, und noch dazu durch ein falsches Medium und in widrigem Licht ansieht, und diesem falschen Anblick zu=

folge verdammt, was er, wenn er richtig gesehen hätte, gebilligt haben würde.

„Diese Vergleichung Hogarths mit dem erotischen Dichter scheint mir nicht zu passen, denn jener schreckt durch Häßlichkeit ab, während dieser durch Reiz anzieht. Jener kann seinen Zweck erreichen, dieser nicht."

Genau genommen wird allerdings diejenige Klasse der Wielandischen Gedichte mit Hogarthischen Gemälden sich am meisten vergleichen können, in welchen die Satyre heller durchschimmert und ein didaktischer Zweck nicht zu verkennen ist. Die Ironie wird hier gleichsam handgreiflicher; und wenn einer für seine Sinnen- und Sündenlust ankommt wie Bruder Lutz, so sieht auch allenfalls ein Blödsichtiger, was der Dichter eigentlich vor hat, fast wie in der berühmten Scene des Hanfklopfens bei Hogarth. Indeß finden sich doch auch bei Hogarth Scenen dargestellt, bei welchen es auf den ersten Anblick sehr zweifelhaft bleibt, wozu sie dargestellt sind, und ob den Künstler etwas Andres dabei geleitet hat als eine muthwillige Laune. Zum Abschrecken sind sie eben nicht alle, wenigstens gewiß nicht für Alle. Hat er sie zur bloßen Ergötzlichkeit gemalt? Rathet, würde er sagen, und guckt in den Spiegel. Dergleichen Scenen poetisch zu malen hielt nun Wieland auch nicht unter der poetischen Würde, und er war und blieb der festen Ueberzeugung, daß es nicht besser sey sie

lieber nicht zu malen. Mit Recht hielt er für das Menschen-Studium nichts für wichtiger als die Abschilderung von Individual-Charakteren, denn so erblicken wir nicht nur wahre Züge unsers eignen Bildes, sondern lernen auch, was die Hauptsache ist, wie wir es anfangen müßten, um selbst zu werden oder nicht zu werden, was dieser oder jener war. Gern gab er zu, daß der moralische Nutzen solcher Schriften, worin man auf diese Weise sehr gute Menschen schilderte, nicht gering seyn würde. „Aber, sagte er dann, glauben Sie ja nicht, daß man um diesen Nutzen zu erreichen, sich blos auf die Schilderung der sehr vortreflichen Menschen einschränken müsse. Für solche Geschöpfe, wie wenigstens neun und neunzig Hunderttheile der menschlichen Gattung sind, ist die Geschichte der Leidenschaften und Verirrungen des Kopfes und Herzens, von einem weisen Manne geschrieben, lehrreicher als die beste Geschichte der Weisheit und Tugend. Denn das Erste und Nöthigste, was Leute wie wir zu thun haben — nennen Sie mir den Mann, der sich von diesem Wir ausnehmen dürfte! — ist, unsere Irrthümer und Unarten los zu werden; und dazu kann uns eine getreue Entwickelung des Ursprungs, Fortgangs und Ausgangs herrschender Leidenschaften, in einzelnen Fällen und unter gegebenen Umständen, mehr helfen, als die Geschichte des untadeligsten Lebenslaufs. Wie mancherlei Seiten zeigt da die

Menschheit dem aufmerksamen Forscher! In wie mancherlei Lichte kann und muß da jeder Gegenstand gesehen werden! Wie unzählbar sind die Schattirungen der Leidenschaften! Wie merkwürdig und lehrreich die tausendfachen Verwandlungen und Vermummungen der Eigenliebe! Wie krumm, verwikkelt, dunkel und gefahrvoll der Labyrinth des Herzens! Wie unerschöpflich die Zauberkräfte der Phantasie! Wie fein, verführerisch und oft unmerklich ihre Täuschungen! Wie unendlich mannichfaltig die Mischungen der Wahrheit und des Irrthums, der Aufrichtigkeit und Falschheit, der Güte und Bosheit, der Klugheit und Thorheit, in jedem, oder doch gewiß beinahe in jedem einzelnen Menschen! — Welch ein unermeßliches Feld! und wie wenig, wie wenig noch bearbeitet! — Sie sehen hieraus von selbst, daß ich, aus einerlei Grunde, nicht nur einzelne Personen, sondern auch den allgemeinen Charakter jeder besondern Klasse von Menschen, jedes Geschlechts, jedes Alters, jedes Standes, mit seinen eigenthümlichen, entscheidenden Lineamenten, Farben und Schattirungen geschildert haben möchte; und es würde sehr überflüssig seyn, wenn ich Ihnen die Nützlichkeit solcher Gemälde der wirklichen Natur, des wirklichen Lebens, erst noch beweisen wollte. Ganz gewiß würden sie zur Beförderung der Menschenkenntniß, der Selbsterkenntniß, der Lebensklugheit

und zur stufenweisen Verbesserung der Denkart und Sitten kein Geringes beitragen. Da aber der ganze Nutzen, den wir von allen diesen Gemälden erwarten können, schlechterdings von ihrer Wahrheit abhängt; so würden unsere Menschenmaler sich weder wissentliche Verschönerung noch vorsätzliche Vermehrung der natürlichen Häßlichkeit eines Gegenstandes erlauben dürfen. Sie müßten bei ihren Beschreibungen und Abbildungen mit eben der Gleichmüthigkeit und pünktlichen Treue verfahren, womit uns die Naturforscher in andern Fächern Pflanzen und Thiere kennen lehren, wo es keinem einfällt, den Uhu häßlicher, oder den Auerhahn schöner vorstellen zu wollen als er ist. Groteske Karikaturen müßten selbst dem Satyriker — dem strafenden wie dem scherzenden — untersagt seyn. Der Vorwand, daß man gewisse Züge übertreibe, um ihre Häßlichkeit auffallender zu machen, müßte nicht als giltig angenommen werden. Uebertriebene Zerrbilder können nur Gelächter oder Ekel erwecken, werden aber niemanden bessern. Hingegen dürfen wir uns darauf verlassen, daß der Deus in nobis — dieser unbestechliche Richter in unserm Busen, der uns, je nachdem wirs verdienen, billigt oder tadelt, entschuldigt oder verdammt, — auch die verzärteltste Eigenliebe nöthigen werde, ihre Gestalt, wie häßlich sie seyn mag, in einem wahren Bilde zu erkennen."

„Wie häßlich sie seyn mag — sagte mein Freund, — darin liegt's ja eben! Manches sieht gar nicht häßlich aus, sondern hat vielmehr etwas Verführerisches."

Hierauf antwortet Wieland: Gemälde, deren Gegenstand etwas Aergerliches oder Verführerisches hat, sind darum noch keine ärgerliche oder verführerische Gemälde.

„Auch dann nicht, wenn sie mit zu viel Wärme kolorirt sind?"

Wieland hat auch hierauf selbst geantwortet. „Dieses, sagt er, mag wol hie und da geschehen seyn, und ist, wo es geschehen ist, ein ästhetischer Fehler. Ich wollte freilich lieber, daß es nicht geschehen wäre. Aber wie leicht kann einem Dichter von warmer Einbildungskraft so etwas begegnen! Zumal wenn er, so wie ich es war, gänzlich überzeugt ist, daß das Aergerliche oder Verführerische, was in den Gegenständen solcher Gemälde liegt, kein Grund sey noch seyn könne, sie gar nicht zu malen. Denn bei dieser Ueberzeugung, wie leicht kann eine lebhafte Einbildung mitten im Feuer der Komposition den Dichter da oder dort ein wenig über die Grenzen der Vorsichtigkeit wegführen, womit moralische Schilderungen dieser Art verfertigt werden sollten!"

„Dieser Fehler würde schon der Offenheit des Eingeständnisses wegen Verzeihung verdienen. — Aber

stellt er nicht auch Fehler dadurch als verzeihlich vor, daß er damit behaftete Personen in ein sonst so schönes Licht stellt?"

Wieland bleibt Ihnen auch hierauf die Antwort nicht schuldig." Für gewisse Leute, sagt er, sind alle Sünden gleich; nicht weil diese Leute Stoiker sind oder gern paradoxes Zeug behaupten, sondern weil sie so wenig Welt- und Menschenkenntniß haben, daß Messalina und Ninon Lenclos, Ahaliba und Danae, Delila und die Neue Heloise, in ihren Augen Geschöpfe von einerlei Art sind. Es sind Huren, sagen sie, und bilden sich dann ein, gewaltige Sittenlehrer zu seyn, und der Tugend einen mächtigen Dienst geleistet zu haben, daß sie das Kind so freimüthig bei dem rechten Namen genannt. — Gott bewahre mich, daß ich jemals unsittliche Handlungen beschönigen, oder den Abscheu, den sie verdienen, vermindern wollte! — Aber gibt es keinen Unterschied zwischen den ungeheuersten Verbrechen und den menschlichsten Schwachheiten? Keinen Unterschied zwischen dem Gleißner, der immer Tugend und Religion auf der Zunge hat und beider durch seine Thaten spottet, und dem Biedermanne, der blos darum weniger vorsichtig ist bösen Schein zu meiden, und sorgloser, sich bei dem Pöbel durch die bekannten Mittel in gute Meinung zu setzen, weil er zu gewiß weiß, daß er ein rechtschaffener Mann ist, um sich viel darum zu bekümmern, ob er

auch von Oechslein und Eselein dafür erkannt werde? Zwischen dem Schurken, der, wie Juvenal sagt, den Kurius und Kato heuchelt und Bakchanale lebt, und dem ehrlichen Manne, der, in einem Anstoß von leichtsinniger Fröhlichkeit, seiner Einbildungskraft und seinem Witz zu viel Freiheit erlaubt? Zwischen dem schändlichen Sänger seiner eigenen krapulösen Ausschweifungen (einem Rochester oder Grecourt) und dem harmlosen Anakreon? Keinen zwischen einer nächtlich schwärmenden Priesterin der Venus Volgivaga und einer Leontium, für welche die Grazien und Musen — mächtige Fürsprecherinnen! — beinahe die Tugend selbst zur Nachsicht bestechen könnten? Zwischen einer Schatulliöse, die unter der Maske einer spitzfindigen Delikatesse heimlich allen Forderungen eines unbändigen Temperaments genug thut, und einer Phädra, die nicht eher als nach einem alle ihre Kräfte erschöpfenden Kampfe der Allgewalt einer unfreiwilligen Leidenschaft unterliegt, oder einer Julie, deren Seele durch ihren Fall selbst ihre Reinigkeit nicht verliert, und der Tugend, auch da sie sich von ihr verirrt, herzlicher ergeben ist, als manche anmaßliche Lukrezia, die sich große Dinge auf eine Keuschheit einbildet, welche niemand auf die Probe zu stellen begehrt? — Die Pflicht des Dichters, wie des Beobachters und Geschichtschreibers der Menschheit, ist, alle Arten von Charakteren so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht

wie sie ein Mensch sich einbildet, der sich in seinem Studirstübchen den Kopf mit willkürlichen Abstrakzionen und Spinneweben angefüllt hat. Die Aspasien, die Danaen, die Musarion, sind in der Natur; es sind keine Hirngespenster, wie mancher von Schulwitz frisch aufgeblasener Homunkulus und mancher alte halb kindische Hosenpauker wähnt, weil er in dem kleinen, meistens sehr unbedeutenden Zirkelchen seiner Bekanntschaften nichts dergleichen gesehen hat. Diese Aspasien, Danaen u. s. w. sind freilich, wie die Magdalenen der Correggio und Cignani, sehr liebenswürdige Sünderinnen; aber wer kann dafür? Man muß ihnen dennoch ihr Recht wiederfahren lassen! Wenn es Unrecht ist, dem Teufel selbst zu viel zu thun; so kann wahrlich ein Dichter, dem Natur und Wahrheit ehrwürdig sind, eine Sünderin, welche alles, was schön und liebreizend und bezaubernd ist, in ihrem Geist, ihrer Person und ihrem Umgang vereinigt, nicht mit den ekelhaften Farben malen, die sich nur für die Ahala's und Ahaliba's schikken. Sie bleibt darum nicht weniger tadelnswürdig, insofern sie eine Sünderin ist: aber wenn sie nun gleichwohl Witz, Geschmack, feine Empfindung, Lebensart, Kenntnisse, Talente, kurz tausend Verdienste und Reizungen hat, die selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochenes Zauberlicht werfen; soll der Dichter sie nicht schildern wie sie ist? Oder ist er zu tadeln, wenn sie in seinem Gemälde si-

selbst ähnlich, und also eben so verführerisch ist als die Natur? Kann man ihm da nur mit dem Schatten eines vernünftigen Grundes vorwerfen, daß er die Sünde reizend gemalt habe, in der Absicht das Volk sündigen zu machen?"

„Wohl mir, sagte hier der Freund, daß ich meine Palinodie schon früher gesungen habe, und von dieser derben Lektion nicht auch einen Antheil bekomme, wiewohl ich weder zu besagten Homunkulis noch Hosenpaukern gehöre. Wieland ist da ziemlich warm geworden, was ich ihm aber nicht verdenken kann, und selbst dann nicht verdenken würde, wenn jene Lektion mich anginge. — Man muß gestehen, daß bei ihm am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behält; — ganz recht, dies waren Göthe's Worte, und an diese will ich mich halten."

So erlauben Sie mir nur die Mittheilung einer einzigen Stelle noch. „Ich finde häufig genug, — sagt Wieland, — daß man in besondern Fällen gerade so urtheilt, als ob man jenes Paradoxon der Stoa: alle Sünden sind gleich; für einen Grundsatz hielte. Denn woher sonst der Vorwurf, den ich so oft habe hören müssen, daß ich in meinen komischen Gedichten meine Talente gemißbraucht hätte, gewisse Laster mit reizenden Farben zu schildern und in ein verführerisches Licht zu setzen? Wie hastig, und mit

wie wenig Unterscheidung haben die Herren, welche aus diesem Tone sangen, geurtheilt! Man sollte wenigstens die Sache sehr genau untersucht haben, ehe man einen Mann, der einige Ansprüche an Verdienst und Achtung zu machen hat, mit so gehässigen Vorwürfen zu belegen wagte. Aber viele der gestrengen Herren sind so weit entfernt mit Kenntniß der Sache zu sprechen, daß sie die Werke, die sie mit dem entscheidendsten Censorton als unsittlich und seelenverderblich verdammen und alle fromme Christen davor als vor Tod in Töpfen warnen, — — — — nicht einmal gelesen haben."

Mein Freund fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, und es kam mir vor, als ob dieses ein wenig röther wäre als gewöhnlich. Ich würde gethan haben als hätte ich es nicht bemerkt, wenn er nicht selbst gesagt hätte: Nicht wahr, das sollte treffen?

„Sie, mein Freund, wenigstens nach Wieland's Meinung nicht; denn dieser fügt hinzu: Wiewohl, da die Herren nicht lesen können, dies freilich am Ende nichts verschlägt. —"

„Dies ist doch, selbst in dem Sinne, wie's Wieland meint, zu viel gesagt."

„Ich glaube, nein! Denn es gehört dazu, daß man über der Materie nicht die Form vergesse, daß man den Geist der Gattung kenne, zu welcher ein poetisches Werk gehört, und hier zudem, daß man sich auf Ironie verstehe. Was nun zumal das Ver-

stehen dieser letzten betrifft, so hatte Wieland zu seinen lieben Landsleuten ein sehr schlechtes Vertrauen. Die Ironie, sagte er, ist eine Pflanze, die bei uns noch immer so wenig gedeihen will, als die Theestaude in Schweden."

Nun, seit jener Zeit, als Wieland dies mit Recht sagen konnte, hat sich in Teutschland viel geändert.

„Wenn's in diesem Punkte besser ist, wem verdanken wir's?"

Allerdings Wielanden.

„Und wie wird's ihm gedankt? — Doch, lieber Freund, ich fühle, daß mich dies verstimmen könnte; brechen wir also heute ab."

Der Freund sagte noch beim Scheiden: ich halte mich an Göthe's Wort.

Bei unserer nächsten und letzten Zusammenkunft äußerte mein Freund, die Bemerkungen Wielands über Studium der Menschennatur, welche ich ihm mitgetheilt, hätten den Wunsch in ihm erregt, Wieland möchte seine hierüber gemachten Studien als lehrender Schriftsteller mitgetheilt haben, was gewiß ein höchst interessantes Werk geworden seyn würde, da Freund und Feind doch darin einstimmig wären, daß er zu denen gehöre, welche die Tiefen und Labyrinthe des menschlichen Herzens am gründlichsten und feinsten erforscht haben.

„Sind doch darum, erwiederte ich, seine sämmtlichen erotischen Gedichte nichts anders als Probleme aus der Kasuistik der Liebe, und müßten eigentlich aus diesem Gesichtspunkte betrachtet werden. Ich will jedoch von diesen nicht weiter reden. Ihren Wunsch hat Wieland in der That, wenigstens zum großen Theil, erfüllt, wenn gleich nicht ganz so, wie Sie es zu wünschen scheinen, vielleicht in einer Art von Lehrbuch; genug, er hat sehr interessante Beiträge zur Menschenkunde geliefert. Wenn es ihm Ernst darum war, — was von dem Sokratischen

Verfasser des Agathon doch wol nicht zu bezweifeln ist, — die echte Veredlung des Menschen ausfindig zu machen, so konnte es nur durch das Studium der Naturgeschichte des Menschen geschehen, und dieses betrieb er mit großem Eifer, und ging an dasselbe ohne vorgefaßte Meinungen und Vorurtheile. Dann forschte er mit einem durch Philosophie geschärften Blicke in dem, was wir etwas vornehm Weltgeschichte zu nennen belieben, in der Geschichte unsers Geschlechts, worin er Stoff zu Betrachtungen fand, die an ihrer Wichtigkeit nicht verlieren können, so lange die nachfolgenden Menschengeschlechter den vorangegangenen gleichen. Auf dieser weiten Wanderung machte er es sich gleichsam zur Erholung, bei Personen von zweifelhaftem Rufe länger zu verweilen, um ihre problematischen Charaktere genauer zu erforschen, und bei seiner Sorgfalt, seinem Scharfsinn, seiner Welt- und Menschenkenntniß gelang es ihm oft, den richtigen Gesichtspunkt dafür auszufinden und anzugeben. Seine Schilderungen solcher Charaktere, seine genaueren Erörterungen der Umstände, unter denen sie problematisch wurden, sind zum Theil für den Historiker, alle für den Psychologen sehr wichtig, und auch da, wo man Bedenken tragen dürfte, dem Verfasser beizustimmen, bleibt die Untersuchung selbst doch immer interessant, denn der geistreiche Darsteller gibt uns doch immer Stoff zum Nachdenken und Prüfen. Als eine

besondere liebenswürdige Eigenheit Wielands ist dabei wol nicht unbemerkt zu lassen, daß er immer lieber in ein mildes als ein grelles Licht stellt; lieber entschuldigen mag als verurtheilen. Wenn von unserm Thun und Treiben Kunde nach Elysium gelangt und die Bewohner Elysiums sich um unsre Urtheile über sie bekümmern, so wird ihn dort wol schon Mancher und Manche freundlich begrüßt haben, die ihm ihre Ehrenrettung verdanken. Ueber allem diesem aber vergaß unser Wieland doch nie sein Ziel, — denn all dies Forschen war ihm nur Mittel zum Zweck, — und so gelangte er endlich, bereichert mit vielen neuen Kenntnissen und Erfahrungen, wieder unter seinen Lieblingen in der Sokratischen Schule an, und vollendete seine Theorie der Humanität. Auf solche Weise hat Wieland Ihren Wunsch wirklich erfüllt."

Aber wo?

„Freilich nicht in einem Kompendium oder Lehrbuch, sondern in einzelnen Abhandlungen, Romanen und Dialogen, aus denen sich aber wol eine Art von Kompendium verfertigen ließe. — Eben fährt mir ein Einfall durch den Kopf. Hier ist eine Reihe von Kupferstichen, die zu jenen Abhandlungen, Romanen und Dialogen gehören, Wenn Sie gewisse Kompendien kennen, in denen jeder Paragraph ein eignes sibyllinisches Blatt ist, so werden Sie gar nicht viele Mühe haben sich vorzustellen, jedes solche Kupferblatt

sey ein Paragraph aus besagtem Kompendium. Darüber gäbe ich Ihnen denn einen kleinen Kommentar — aus Wieland, und dieser zeigte Ihnen sonach selbst den Zusammenhang unter seinen Schriften und mit diesem zugleich den Zweck, welchen ihr Verfasser während seines ganzen Lebens verfolgte."

Der Freund genehmigte lächelnd das sibyllinische Kompendium, hinzufügend, daß er nur fürchten müsse, der Kommentar werde unglücklicher Weise — verständlich seyn, denn das habe er wol gehört, daß Wieland zu den Verständigen gerechnet werde, und daß es um den Verstand ein fatales, lästiges Ding sey. Da er indeß selbst, aller angewandten Mühe unerachtet, sich noch nicht ganz davon habe losmachen können; so wolle er es sich gefallen lassen. — Diesemnach begann ich denn mit —

XXV.

Korkor und Kikequetzel.

(Drittes Kupfer zu Band 12.)

Dieser erste Paragraph handelt von den Naturmenschen, welche wir nach dieser Erzählung in Mexico vorfinden.

Nach einer Ueberschwemmung, welche den Untergang der, auch noch im ersten Naturstande befind-

lichen, Einwohner daselbst zur Folge gehabt hatte, schien der junge Korkor allein übrig geblieben zu seyn, der anfangs keine andre Unterhaltung hatte als mit einem Papagei, wovon ein Mexikanischer Philosoph den Anfang des gesellschaftlichen Lebens ableiten soll, und, wie Wieland versichert, „sind die Gespräche zwischen beiden wenigstens eben so witzig und interessant gewesen als die Unterhaltung in den meisten heutigen Gesellschaften, wo derjenige sehr wenig Lebensart verrathen würde, welcher mehr Zusammenhang und Sinn darein bringen wollte, als in der Unterhaltung mit einem Papagei gewöhnlicher Weise zu herrschen pflegt." Das gesellschaftliche Leben ging indeß doch erst da an, als Korkor die schöne Kikequetzel fand, die in einem andern Theile des Landes auch übrig geblieben war. Essen und Trinken, Wachen und Schlafen und mit dem Papagei reden hatten den ersten Akt des Naturlebens ausgemacht. Im zweiten kommt Liebe hinzu, aber freilich — „fordern, daß ihre Liebe so fein und romantisch wie die Liebe zwischen Theagenes und Chariklea hätte seyn sollen, hieße ihnen übel nehmen, daß sie das einzige Menschenpaar waren." — „Die Natur that alles." — „Man kann die Art, wie sie einander ihre Gefühle ausdrückten, nicht wol eine Sprache nennen, aber sie war beiden so angenehm, daß sie nicht aufhören konnten bis sie mußten." — Süßer Schlaf, — zärtliches Erwachen, — fröhliche Burzel-

bäume, — Hunger. „Das Mädchen, als es hungerte, dachte, es werde dem guten Korkor auch so seyn. Sie hüpfte davon, suchte Früchte, pflückte Blumen, flog wieder zurück, steckte die Blumen in des Jünglings lockiges Haar, suchte die schönsten Früchte aus, und reichte sie ihm mit so lieblichem Lächeln. — “ Er führt nun seine Geliebte in seine Grotte. Wie reizend däuchte ihm dieser Ort, da er ihn an ihrem Arm betrat! Er fühlte sich kaum vor Freude. Alle Augenblicke überhäufte er sie mit neuen Liebkosungen, und so schlüpfte den Glücklichen ein Tag nach dem andern vorbei, und diese Blüthe von Glückseligkeit dauerte — so lange sie konnte, d. i. bis zum dritten Akt. „Die Freude des Jünglings wurde gelaßner, er konnte sich wieder mit etwas anderm als seinem Mädchen beschäftigen; er schwatzte sogar wieder mit seinem Papagei, ja es gab Tage, wo er vonnöthen hatte, durch die sanften Liebkosungen seiner jungen Freundin aus dieser Schläfrigkeit erweckt zu werden, in welche unsre Seele zu fallen pflegt, wenn wir nicht wissen was wir mit uns selbst anfangen sollen. Alles dies ist in der Natur. Sie liebten sich darum nicht weniger herzlich, weil diese Trunkenheit der ersten Liebe und des ersten Genusses aufgehört hatte. Ihre Liebe zog sich nach und nach aus den Sinnen in das Herz zurück. Das bloße Vergnügen bei einander zu seyn, sich anzusehen, oder Hand in Hand durch Haine und Ge-

filde zu irren, war ihnen für ganze Tage genug. Unvermerkt konnten sie auch kleine Entfernungen ertragen; die Freude, wenn sie sich wieder fanden, hielt sie schadlos: sie hatte etwas von dem Entzücken des Augenblicks, da sie sich zum ersten Mal fanden; ihre Umarmungen waren desto feuriger, je länger die Abwesenheit gedauert hatte. — Aus dieser Sympathie ihrer Sinne und Herzen, aus der unvergeßlichen Erinnerung, wie glücklich sie einander gemacht hatten, aus dem Vergnügen, welches sie noch immer eines am andern fanden, aus der Gewohnheit mit einander zu leben und sich wechselsweise Hülfe zu leisten, bildete sich diese Identifikazion, welche macht, daß wir den geliebten Gegenstand als einen wesentlichen Theil von uns selbst eben so herzlich, aber auch eben so ruhig und mechanisch lieben als uns selbst, und daß es uns eben so unmöglich wird, uns ohne diesen geliebten Gegenstand als ohne uns selbst zu denken. — Ein Zustand, der in gewissem Sinne der höchste Grad der Liebe ist, aber natürlicher Weise auch eine gewisse Unvollkommenheit mit sich führt, deren wahre Quelle gemeiniglich miskannt wird, — nämlich, daß es in diesem Zustande eben so leicht wird, über einem neuen Gegenstand den alten zu vergessen, als wir bei jedem lebhaftern Eindruck äußerlicher Objekte uns selbst zu vergessen pflegen, so lieb wir uns auch haben." — Noth und Liebe werden di

Mütter der Künste: — Fortbildung der Sprache, — Bau einer Hütte, — Pflanzung. „Wenn wir dem Mexikanischen Philosophen Tlantlaquakapatli glauben, so ersand Korkor auch die Flöte, und Kikequetzel die Kunst aus den bunten Federn des Kolibri und des Sensütl Kleidungsstücke und andre feine Arbeiten zu verfertigen. Die Begierde ihre natürlichen Reizungen durch einen künstlichen Putz zu erheben, ist, nach der Meinung unsers Philosophen, bei den Schönen ein Naturtrieb, dessen Wirkung sich auch unter den wildesten Völkerschaften äußert. Blumen, schöne Federn, schimmernde Steine, scheinen ihnen zu keinem andern Endzwecke da zu seyn. Eine Schöne, sagt er, putzt sich unstreitig desto lieber und desto sorgfältiger, wenn sie einem Manne dadurch zu gefallen hoffen kann; aber auch wenn sie keine andre Gesellschaft hätte, als ihr eignes Bild in einem klaren Brunnen, würde sie sich — für ihre eignen Augen puzzen." — Auch von Gesang und Tanz war die schöne Kikequetzel die Erfinderin.

„Welch ein glückliches Paar! ruft Tlantlaquakapatli aus, bei einem Leben, das ein Gewebe von Unschuld, Liebe und Vergnügen war! Wie glücklich, wenn ich sie mir unter dem süß duftenden Schatten selbst gepflanzter Lauben, von ihren leichten Geschäften ausruhend, denke, — ihn, sein braunes Gesicht an ihren Busen gelehnt,

beide mit elterlicher Wollust den fröhlichen Spielen ihrer Kinder zusehend, die in den anmuthigsten Gruppen ein mannichfaltiges Bild der schönen Natur und der süßesten Unschuld darstellen! — Ich gesteh' es, daß ich die Gemälde, die mir meine Phantasie von diesen glücklichen Menschen macht, bis zur Schwachheit liebe: und wenn ich mich diesem reizenden Traum eine Weile überlassen habe, und dann meine Augen aufhebe und die Urbilder dazu unter den Menschen um mich her suche, und — nicht finde; so kann ich mich nicht erwehren, in meinem ersten Unmuth auf unsre Verfassung, Gesetze und Polizei, und — wenn ich der Sache länger nachgedacht habe — auf die Natur selbst ungehalten zu werden, welche uns so gemacht hat, daß ein so beneidenswürdiger Zustand nur in einer einzelnen kleinen Familie möglich war."

Es ist nun aber einmal nicht anders, dieser dritte Akt, der einen Zeitraum von etwa neun bis zehn Jahren einnahm, ist vorüber, und wenn es bis hieher idyllisch herging, so wird es nun dramatischer, denn — mit dem Auftreten neuer Personen verwickelt sich die Handlung und erregt Besorgnisse. Unvermuthet steht eines Tages vor Kikequetzel — ein fremder Mann, stark und mächtig, mit einer Löwenhaut bekleidet, und der hatte, wie er sie erblickte, so funkelnde Augen,

einen so starken Ausdruck von heißhungrigem Verlangen, daß sie die Flucht ergriff. Leider hatte sie ihr Kind darüber vergessen, diese Furcht verdrängte jede andre; der Mann erhaschte seine Beute; die Schöne wüthete, zürnte, ward besänftigt. Anfangs hatte sie gar keinen Begriff davon, daß Korkor bei dieser Angelegenheit im Geringsten interessirt seyn könne, und sie war weit entfernt, einige schlimme Folgen davon vorher zu sehen. Der Mann war von ihrem eignen Stamme, was Korkor nicht war, und sie beschloß daher, daß er sie in ihre Hütte begleiten sollte. Korkor verwunderte sich zwar, empfand aber keinen Verdruß, bis Kikequetzel Unbeständigkeit in ihrer Neigung bewies, und er Spuren bemerkte, daß der Eine einen Vorzug erhielt, der mit Geringschätzung des Andern verbunden war, die ihm unbillig scheinen mußte. Nun erwachte Eifersucht, und der kleine Umstand, daß Kikequetzel nicht mehr himmelblaue Federn, welche Er liebte, sondern hochgelbe zum Kopfputz wählte, welche der Andre liebte, brachte es zum Bruch. Es gab erst Streit, dann Schläge, worüber Kikequetzel bitterlich weinte, denn es schien sie zu schmerzen, daß sie unbillig und undankbar gegen einen Freund gewesen war, der das erste Recht an ihr Herz hatte. Aber nichts war vermögend den Eindruck auszulöschen, den der gelbe Kopfschmuck auf Korkor machte, und am folgenden Morgen — war er verschwunden. Im fünften und letzten Akte finden

wir ihn getröstet durch drei Mädchen seines Stammes, die er in einer Höle fand, allein nach einiger Zeit sehnte er sich doch nach seiner vorigen Heimath und zu seiner noch immer geliebten Kikequetzel zurück, die bei der Vergleichung immer mehr gewann. Diese hatte auch wirklich Reue empfunden, denn des jetzigen Mannes rauhe Gemüthsart stach sehr stark gegen die zärtliche Bewegung ab, an welche sie von Korkor gewöhnt war, und nicht minder dessen Fleiß gegen jenes Trägheit. Korkor brachte seine drei Waldnymphen mit, welche freilich Kikequetzels Freude beim ersten Anblick mäßigten; allein der Fremde ließ sich doch den Tausch gefallen, und Kikequetzel trug wieder einen himmelblauen Kopfputz. So endigte sich zwar dieses Drama zu allgemeiner Zufriedenheit der dabei interessirten Personen, allein in diesem Friedensschlusse selbst liegt, wie in vielen andern, schon der Keim zu unzähligen neuen Trauerspielen, die denn auch wenigstens angedeutet worden sind. Tlantlaquakapatli, welcher den Epilogus macht, schließt daher auch seufzend mit manchem W a r u m, faßt sich aber, weil doch hundert andre zufällige Begebenheiten, früher oder später, die nämliche Wirkung hervorgebracht haben würden, und schließt mit diesen Worten:

„Die Unschuld des goldnen Alters, wovon die Dichter aller Völker so reizende Gemälde machen, ist unstreitig eine schöne Sache; aber sie ist im Grunde

weder mehr noch weniger als — die Unschuld der ersten Kindheit. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der schuldlosen Freuden seines kindlichen Alters? Aber wer wollte darum ewig Kind seyn? Die Menschen sind nicht dazu gemacht Kinder zu bleiben; und wenn es nun einmal in ihrer Natur ist, daß sie nicht anders als durch einen langen Mittelstand von Irrthum, Selbsttäuschung, Leidenschaften und daher entspringendem Elend zur Entwicklung und Anwendung ihrer höhern Fähigkeiten gelangen können, — wer will mit der Natur darüber hadern?"

XXVI.

Abulfaueris.

(Kupfer zu Band 31.)

Eine wichtige Betrachtung, zu welcher der Verfasser von Korkor und Kikequetzel sich veranlaßt fand, war die über den Antheil, welchen Natur und Kunst an der Entwickelung des Menschen haben. Da der Mensch unter allen Erdenwesen am wenigsten das geboren wird, was er seyn kann; so bedarf er gewiß der Kunst, und es ist bei ihm auf diese gerechnet. Wie aber soll diese Kunst seyn und

was soll sie leisten? Die Beantwortung dieser Fragen von unserm Verfasser verdient Beherzigung, kann aber hier nicht wiederholt werden. Zeigen aber läßt sich wol hier, wie er meinte daß es nicht anzufangen sey, und dieses zeigt sich an einer der hundert zufälligen Begebenheiten, welche das Bestehen eines unschuldigen Naturstandes verhindern. Diese ist enthalten in dem Bruchstück der Reise des ägyptischen Priesters Abulfaueris in das innere Afrika.

Der Priester berichtet über ein entdecktes Negervolk dem König Psammuthis: „Ich konnte nicht ohne inniges Erbarmen ansehen, daß ein von Natur so harmloses und gutartiges Volk in einem so ungesitteten und thierischen Zustande leben sollte, als diese Nacktheit war, welche ich, zumal an wohlgebildeten jungen Personen, ohne großes Aergerniß nicht ansehen konnte, und ihr Zustand schien mir desto beklagenswerther, je weniger sie die Gefahr desselben zu kennen schienen. — Zu allem Glück hatte ich etliche Stücke Leinwand von verschiedenen Farben bei mir: ich zerschnitt sie in kleine Röcke und Mäntelchen, und beschenkte Weiber und Mädchen damit, so weit sie reichte. Und hier hatte ich Gelegenheit, die vortreffliche Anlage dieser guten Leute zu Sittlichkeit und Tugend wahrzunehmen. Ich konnte das tugendhafte Verlangen aller nicht befriedigen. Einige weinten, andre zankten sich darum: die

Mütter nahmen den Töchtern und die ältern Schwestern den jüngern mit Gewalt weg, was ich ihnen gegeben hatte, und ich konnte nur mit großer Mühe verhindern, daß es nicht zu Thätlichkeiten kam. Dank sey der großen Isis! in wenig Tagen brachte ich es so weit, daß es jedermann für eine Schande hielt, ungekleidet zu seyn."

Der König lächelte, der Oberaufseher der Finanzen rechnete, der Priester sprach von Religions-Angelegenheit, ein Philosoph erregte Zweifel an der priesterlichen Ansicht, weil diese Wilden vermuthlich am ganzen Leibe Gesicht wären. „Abulfaueris hat uns keinen geringen Dienst gethan, entschied der König. Ich weiß nicht, wie die Unschuld seiner Wilden sich dabei befinden wird; aber die ägyptischen Manufakturen werden sich sehr wohl dabei befinden, und wir haben Goldstaub vonnöthen." Mit diesen Worten winkte er den Priester und Oberaufseher der Finanzen in sein Kabinet, und ließ den Philosophen stehen, welcher den Wink verstand und gerades Weges nach dem Hafen ging.

Die Röcke und Mäntelchen des Priesters Abulfaueris kamen den armen Negern in der That theuer genug zu stehen. Ihre Unschuld war das Erste, was darüber verloren ging. Sie hatten bisher nicht daran gedacht, daß etwas Unedles oder Unziemliches darin seyn könne, sich selbst gleich zu sehen, und sich andern in seiner eigenen Gestalt zu zei-

gen. Dieser Gebrauch hatte bei ihnen sogar noch einen sittlichen Nutzen. Die Gewohnheit machte nämlich beide Geschlechter in einem gewissen Grade gleichgültig gegen einander. Die Liebe war bei ihnen mehr das Werk des Herzens als der Sinne: aber ohne Liebe sagte die Natur einem Manne selten mehr für ein Weib als für seines gleichen. Nachdem aber die großmüthige Fürsorge des Oberaufsehers der Finanzen zu Memphis Anstalten getroffen hatte, diese Neger für ihr Gold und Elfenbein mit allen Arten ägyptischer Manufakturen zu versehen; so verfeinerte sich in kurzer Zeit ihre Lebensart so sehr, daß Abulfaueris selbst bei seiner Wiederkehr Mühe hatte sie zu erkennen. Die schwarzen Damen eiferten in die Wette, welche sich am artigsten und glänzendsten herausputzen könne. Die neuen Reizungen, welche sie aus den ägyptischen Fabriken entlehnten, gaben jetzt denen, womit die Natur sie versehen hatte, einen vorher unbekannten Werth. In kurzem wurde die Sucht sich zu kleiden so weit getrieben, daß die Natur unter den Auszierungen erlag. Es wurde unmöglich zu errathen, was unter dieser seltsamen Verkleidung verborgen seyn könne. Dieses erweckte die Neugier und setzte die Einbildungskraft ins Spiel. Die Weiber wurden aus einem Gegenstande der Liebe ein Gegenstand des Vorwitzes. Mancher bildete sich ein, bei andern Reizungen zu finden, die er bei der sei-

nigen nicht fand oder — nicht achtete. Die Weiber lernten sich tausend kleiner Kunstgriffe bedienen, — und immer größere Verderbniß schlich sich ein, seitdem sie nicht mehr mit dem Schleier der öffentlichen Ehrbarkeit bedeckt waren. Sie lernten einen Unterschied zwischen Keuschheit und Sittsamkeit kennen, von dem sie vorher keinen Begriff gehabt hatten. Die Männer auf ihrer Seite fingen an sich ein Geschäft daraus zu machen, ihrer Unschuld nachzustellen, und die Schönen, wiewohl sie eine Art von Vertheidigungskunst unter sich einführten, welche wenigstens dazu dienen konnte, den angreifenden Theil in Athem zu erhalten, sahen doch gleich anfangs ihrer Niederlage so gewiß entgegen, daß es unmöglich war sich durch ihre Gegenwehr abschrecken zu lassen. Der weise Abulfaueris hatte also das Vergnügen, seine vermeinte Sittenverbesserung bei diesem Volke durchgängig eingeführt zu sehen: er fand aber zu gleicher Zeit, daß es nöthig seyn werde, nunmehr auch die Strafgesetze der Aegypter gegen allerlei Laster unter ihnen einzuführen.

Man prieß ihn als den Gesetzgeber und Wohlthäter der Wilden. Dabei fielen ihm nun wol die Zweifel des Philosophen wieder ein, allein er beruhigte sich allemal durch eine Distinktion. Wenn, sagte er, ihre Unschuld von ihrer Nacktheit abhing, so hatte sie nichts Verdienstliches

und verdiente den Namen der Tugend nicht: ich habe also ein doppelt gutes Werk gethan; denn erstens hab' ich sie gelehrt was Tugend ist, und zweitens hab' ich ihnen Gelegenheit verschafft sie auszuüben.

Da fragt sich nun: Ist es einem Volke besser, die Tugend auszuüben, ohne sie und das Gegentheil von ihr zu kennen? — oder ist es diesem Volke besser, mit den Reizungen zum Laster bekannt gemacht zu werden, damit es die Tugend aus Wahl und Ueberzeugung ausüben lerne?

Unserm Verfasser scheint diese Frage einerlei zu seyn mit folgender: Ist es besser, gesund zu seyn, ohne zu wissen, daß man gesund ist und wie man es anfangen müßte um krank zu werden, — oder sich krank zu machen, damit man den Werth der Gesundheit desto besser schätzen lerne? Er antwortet: Gesundheit ist der natürliche Zustand des physischen, Unschuld der Sitten die Gesundheit des moralischen Menschen. Die Neger waren unschuldig und hätten es noch lange bleiben können. — „Vielleicht auch nicht." — Gut, so hätte man den Fall abwarten sollen.

XXVII.

(Kupfer zu Band 30.)

Es ward dem Verfasser ungemein schwer, sich von der Natur- und Unschuldswelt zu trennen, und bei jeder Gelegenheit sucht er in dieselbe zurück zu führen. Wir müssen uns daher wol erinnern an die frommen Träume seiner Jugend, die er als ein Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen dargestellt hat, als er die Väter sah, zurückkehrend von ihrer täglichen Arbeit in den Schoos der Ihrigen, wo die zärtlichsten Freuden auf sie warteten. Jede schöne Gattin flog dem geliebten Mann mit offenen Armen entgegen; ein lieblicher Schwarm holdseliger Kinder scherzte mit jugendlichen Liebkosungen um die Knie der Väter, und begleiteten sie frohlockend in die Hütte, wo ein gesundes Mahl bereitet stand, von der einfältigen Natur aufgetragen. Liebreiche Vertraulichkeit und unschuldige Munterkeit herrschten über dem geselligen Mahl, und hätten auch schlechte Speisen schmackhaft machen können u. s. w.

Da überfiel mich, sagt er, Schwermuth, und eine stille Thräne schlich sich die Wange herab. Ach! möchtet ihr hier seyn, wünschte mein Herz, ihr, die ich liebe! Möchtet ihr hier seyn, meine Freunde,

mit allen, deren Güte und Redlichkeit sie eines Paradieses würdig macht! — Er klagte dann, aber nicht über die verwelkte Schönheit der Erde, sondern über die verblühte Unschuld, das nicht mehr unverfälschte Herz, die verlorne Schönheit der Empfindungen, die verloschene Flamme der allgemeinen Liebe, die zerstörte Harmonie.

XXVIII.

Die Kinder der Natur.

(Kupfer zu Band 17.)

Hier werden wir wieder von dem Verfasser unter die Kinder der Natur geführt, er zeigt sie uns aber in einem schneidenden Kontraste mit der Unnatur des civilisirten Lebens, die durch einen Emir repräsentirt wird, an welchem sein Harem, seine Köche und seine Gesellschaft gemeinschaftlich gearbeit haben, ihn in seinem zwei und dreißigsten Jahre zum Greise zu machen. Wie sticht er nun nicht gegen diesen jugendlichen Greis ab! Ein Zufall hatte jenen zu diesem in den kleinen Winkel des Erdbodens geführt, wo er in den Wohnungen des Friedens und der Unschuld mehr als siebzig Jahre verlebt hatte.

„Weil die Sonne schon hoch gestiegen war, führte er seinen Gast in eine bedeckte Halle, welcher hohe dicht in einander verflochtene Kastanienbäume Schatten gaben. Kaum hatten sie hier auf einem Sopha, der rings herum lief, Platz genommen, so sah sich der Alte von einer Menge schöner Enkel umgeben, die, wie schwärmende Bienen, um ihn her wimmelten, ihn zu grüßen und an seinen Liebkosungen Antheil zu haben. Die kleinsten wurden von liebenswürdigen Müttern herbeigetragen, unter denen keine war, die in ihrem einfachen und reizend nachläßigen Putz, die weiten Aermel von ihren schneeweißen Armen zurückgeschlagen, und ihren holdseligen Knaben an den leicht bedeckten Busen gelehnt, nicht das schönste Bild einer Liebesgöttin dargestellt hätte. Der Greis überließ sich gänzlich dem Vergnügen, sich an den Kindern seiner Kinder zu ergötzen. Der Kontrast des hohen Alters mit der Kindheit, durch die sichtbare Verjüngerung des einen und die liebkosende Zärtlichkeit der andern, und durch eine Menge kleiner Schattirungen, die sich besser empfinden als beschreiben lassen, gemildert; das gesunde und fröhliche Ansehn dieses Greises, die Aufheiterung seiner ehrwürdigen Stirn, das stille Entzücken, das sich beim Anblick so vieler glücklichen Geschöpfe, in denen er sich selbst vervielfacht sah, über alle seine Züge ausgoß; die liebreiche Gefälligkeit, mit welcher er ihre beunruhigende Lebhaftigkeit ertrug, oder womit er

die kleinsten auf den Armen der schönen Mütter mit seinen weißen Haaren spielen ließ; — alles zusammen machte ein lebendiges Gemälde, dessen Anblick die Güte der Moral des weisen Psammis besser bewieß, als die scharfsinnigsten Vernunftgründe hätten thun können."

Der weise Psammis, dessen hier gedacht wird, war der Gesetzgeber dieser kleinen Kolonie von Glücklichen, und seine Moral enthielt folgende wesentliche Punkte.

Das Wesen der Wesen, welches, unsichtbar unsern Augen und unbegreiflich unserm Verstande, uns sein Daseyn nur durch Wohlthaten zu empfinden gibt, bedarf unser nicht; und fodert keine andre Erkenntlichkeit von uns, als daß wir uns glücklich machen lassen. Die Natur, die zu unsrer allgemeinen Mutter und Pflegerin von ihm bestellt ist, flößet uns mit den ersten Empfindungen auch die Triebe ein, von deren Mäßigung und Uebereinstimmung unsre Glückseligkeit abhängt. Sie will, daß ihr eures Daseyns froh werdet. Freude ist der letzte Wunsch aller empfindenden Wesen; sie ist dem Menschen, was Luft und Sonnenschein den Pflanzen ist. Durch süßes Lächeln kündigt sie die erste Entwickelung der Menschheit im Säugling an, und ihr Abschied ist der Vorbote der Auflösung unsers Wesens. Liebe und gegenseitiges Wohlwollen sind ihre reinsten und lautersten Quellen: Unschuld des Herzens und der Sitten

das sanfte Ufer, in welchem sie dahin fließen. — Alles Gute lös't sich in Vergnügen, alles Böse in Schmerz auf. Aber der höchste Schmerz ist das Gefühl, sich selbst unglücklich gemacht zu haben, und die höchste Lust das heitre Zurücksehen in ein wohl gebrauchtes, von keiner Reue beflecktes Leben. — Freuet euch eures Daseyns, eurer Menschheit, aber vergesset nie, daß ohne Mäßigung auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzens, durch Uebermaas die reinste Wollust zu einem Gifte wird. Mäßigung und freiwillige Enthaltung ist das sicherste Verwahrungsmittel gegen Ueberdruß und Erschlaffung. — — Ohne Arbeit ist keine Gesundheit der Seele noch des Leibes, ohne diese keine Glückseligkeit möglich. — — Gewöhnet euer Auge an die Schönheit der Natur, und aus ihren mannichfaltig schönen Formen, ihrer reizenden Farbengebung füllet eure Phantasie mit Ideen des Schönen an. Bemühet euch, allen Werken eurer Hände und eures Geistes den Stempel der Natur, Einfalt und ungezwungenen Zierlichkeit einzudrücken. — — Ich habe den betrüglichen Unterschied zwischen Nützlich und Angenehm aufgehoben: ihr wisset, daß nichts den Namen eines Vergnügens verdient, was mit dem Schmerz eines Andern oder mit später Reue bezahlt wird, und daß das Nützliche nur nützlich ist, weil es uns vor Unlust bewahrt, oder eine Quelle des Vergnügens ist. Ich habe den thörichten Gegen-

satz der verschiedenen Arten der Lust vernichtet, und eine ewige Eintracht zwischen ihnen hergestellt, indem ich euch den natürlichen Antheil gelehrt habe, den das Herz an jeder sinnlichen Lust, und die Sinne an jedem Vergnügen des Herzens nehmen. Ich habe eure Freuden vermehrt, verfeinert, veredelt, was kann ich noch mehr thun? Noch Eines und das Wichtigste von Allem. Lernet die leichte Kunst, eure Glückseligkeit ins Unendliche zu vermehren. Erstrecket euer Wohlwollen auf die ganze Natur; liebet alles, was das Daseyn mit euch theilet! Liebet einen jeden, in welchem ihr die ehrwürdigen Kennzeichen der Menschheit erblicket, sollten es auch nur ihre Ruinen seyn. Vervielfachet euer Wesen, indem ihr euch gewöhnt, in jedem Menschen das Bild eurer eigenen Natur, und in jedem guten Menschen euer eigenes Selbst zu lieben. Schmecket, so oft ihr könnt, das reine göttliche Vergnügen, Andre glücklicher zu machen!

Betrachten Sie die Mittheilung dieser Moral als eine Parenthese, welche wol einen Kommentar zu jener Stelle über die Liebe, die Ihnen so wohl gefiel, abgeben könnte; wir müssen zu unserm jetzigen Hauptzweck einlenken. Dies thue ich, indem ich zwei meiner sibyllinischen Blätter Ihnen auf einmal vorlege.

XXIX. XXX.

(Kupfer zu Band 17 u. 18.)

Sie werden sich vielleicht darüber wundern, wie dieser Korbmacher, seine hübsche Frau, und ein faunischer Kerl dahinten auf dem einen Blatte, und der Greis, welcher freundlich einem arbeitsamen Knaben nachsieht, zusammen passen sollen; die Sache hängt aber ganz natürlich zusammen, und zwar auch mit allem Vorhergehenden.

Vor alten Zeiten lebte ein Schach, Namens Gebal, und an dessen Hofe war durch einen seltnen Zufall ein Philosoph, der hieß Danischmende, und dieser mußte, wie in Tausend Einer Nacht, dem Schach Mährchen erzählen, wurde, weil der Schach immer so gut darauf schlief, erster Minister, nachmals mit dreihundert Prügeln auf die Fußsohlen bedroht und ins Gefängniß gesetzt, kam aber doch glücklicher davon als er selbst erwartet und seine Feinde gewünscht hatten, fand in Kaschmir auch irgendwo noch Kinder der Natur, ließ sich unter diesen nieder, verheirathete sich, und lebte hier in diesem unbekannten Winkel der Welt glücklich unter Glücklichen. Von seinem Nachbar Kassim, dem Korbmacher, lernte er selbst Körbe machen, denn mit der Philosophie allein war nun einmal hier nicht auszukommen. Alles

würde auch glücklichen Bestand gehabt haben, wären nicht der alte Kalender Alhafi, einige Fakirn und eine Bajadere dazwischen angekommen.

Der alte faunenhafte Kerl dahinten, der so höhnisch in sich hineinlacht, ist der Kalender Alhafi, und man sieht es dem Vogel an seinen Federn an, zu welcher Sorte er gehört; welches Lied er aber singt, das muß man bei Wieland lesen. Seine Begierden hatten sich auf Zeineb, Kassims Weib gerichtet, und da weder in seinem Herzen noch in seinen Grundsätzen etwas war, das ihn verhinderte Böses zu thun, wenn ihn dessen gelüstete; so hatten sich seine Begierden mit seiner Klugheit berathen, wie er es anzufangen hätte, mit möglichster Sicherheit und Zeitersparung zu seinem Zwecke zu kommen. Das Resultat dieser Betrachtung war, er müßte etwas zwischen dem alten Kassim und seiner Frau anzuzetteln suchen, das die letztere nöthigen würde, sich um seine Freundschaft und Hilfe zu bewerben, ohne daß es Kassim übel finden könnte. Den Umständen nach konnte dies Etwas nichts anders seyn als Eifersucht, die er auch wol um so eher zu erregen hoffte, da Zeineb um ein ziemliches jünger war als Kassim, was aber bisher ihr gutes Verhältniß nie gestört hatte. Jetzt eben hat der Kalender die erste Hand an sein Werk gelegt! er hat dem alten Kassim erst die Bemerkung gemacht, eine hübsche Frau höre doch immer gern, wenns ihr ein anderer als ihr Mann sage,

daß sie hübsch sey, und es schade ja nichts, wenn sie mit einem andern ein wenig freundlich thue; dann blos hingeworfen, es könne auch in aller Unschuld geschehen, und es sey nichts Arges dabei zu denken, wenn sich eine Frau von einem jungen hübschen Kerl wie Faruk über einen Zaun helfen lasse, und wenn ihr auch dieser, weil man eine solche Gelegenheit nicht immer habe, von ungefähr einen Kuß gegeben hätte, — daß er aber gar nichts weiter sagen wolle, wenn Kassim nicht ruhig sey, und daß er ihn bitten müsse, gegen Zeineb von der einfältigen Historie nichts merken zu lassen. — Der alte Kassim war noch nicht ganz einig mit sich selbst, was er von der Sache denken, oder wie er sich gegen Zeineb benehmen sollte, als sie mit einem Korbe voll Bohnen auf dem Kopf in die Hütte trat. Es däuchte ihm, daß er sie lange nicht so schön gesehen habe; und es fuhr ihm eiskalt den Rücken hinab, indem er dies dachte. Die Bewegung und die Sonnenhitze machten die Verschönerung sehr natürlich. Sie fing sogleich selbst an die ganze Geschichte zu erzählen, die ein einziger kleiner Umstand zu einer ganz andern machte: wer aber Zeineb erzählen hörte und sie sah, dem konnte nicht der kleinste Zweifel gegen sie bleiben. Wer war glücklicher als Kassim, da er jetzt die schöne Zeineb in seine Arme drückte, aber nichts sagen konnte!

So war nun zwar dieser Versuch des alten Kalanders nicht zu seinem Vortheil ausgefallen: desto

schlimmer aber waren die Folgen davon, daß der Kalender bemerkte, Danischmend vereitle ihm geflissentlich alle weiteren Versuche. Kaum hatte er Succurs an einem jüngeren Kalender und einer reizenden Tänzerin erhalten, mit welcher eine Sittenreform hier begann, als Alhafi Plane schmiedete, welche, so wie sie zur Ausführung kamen, Danischmenden vertrieben, und dem bisherigen ruhigen Glück der einfachen Bewohner dieser Thäler ein Ende machten. Diese Geschichte ist in dieser Hinsicht ein Seitenstück zu der des Abulfaueris, und stellt auch einen von den hundert Zufällen dar, durch welche der Mensch aus dem Stande der Natur heraus getrieben wird. Alles ward jetzt hier auf Verfeinerung angelegt, deren Folgen sich nach wenigen Jahren schon zeigten. Die Hälfte dieses kleinen Volkes ward auf einen solchen Grad von Dürftigkeit herabgebracht, daß ihm nichts anders übrig blieb, als sich denjenigen, welche nach und nach ihr Vermögen an sich gezogen hatten, und nun die Reichen hießen, zu einer Art von Sklaven zu verdingen, um durch übermäßige Arbeit kärglich zu verdienen, was ihnen vordem ein mäßiger Fleiß viel reichlicher verschafft hatte. Der Anblick des üppigen und schwelgerischen Wohlstandes der Reichen machte die Unglücklichen, die noch vor kurzem ihres Gleichen gewesen waren, um so viel elender, da die Gewinnsucht dieser Gefühllosen ihre Dürftigkeit selbst zu einem Zwangsmittel, ihnen einen immer gerin=

gern Lohn ihrer Arbeit abzudringen, zu machen wußte, und ihnen also alle Möglichkeit abschnitt, sich jemals aus ihrem Elend heraus zu arbeiten. Und so wurde denn das in seiner Unwissenheit einst so glückliche Jemal in wenig Jahren ein unseliger Schauplatz aller Laster, die der Luxus unter einem Volke ausbrütet, das sich ehemals für reich hielt, weil es sich nie arm gefühlt hatte; und bösartige, menschenfeindliche Leidenschaften, die Kinder einer ungerechten und grausamen Ungleichheit, verwirrten und zerrütteten eben diese nicht mehr friedsamen Thäler, worin vordem ein allgemeiner Brudersinn aus mehr als fünftausend Familien nur eine einzige gemacht hatte.

Sind nun solche Uebel vermeidlich oder nicht? Unser Verfasser ließ den weisen Psammis sagen: „Der Mensch ist das Meisterstück der Natur; aber sie hat es in unserer Gewalt gelassen, es zu vollenden oder zu verderben.“ Vollendet wird es nur in der Gesellschaft; ist aber diese zahlreich angewachsen, so zeigt sich der Staat als Bedingung der menschlichen Ausbildung. Der Philosoph Danischmend wußte dies sehr wohl, aber wußte auch eben so wohl, daß zu der rechten menschlichen Ausbildung auch der rechte Staat erforderlich sey. Deshalb war er der größte Feind aller Sultanschaft und aller Bonzenschaft. „Der Erste, sagt er, der den verruchten Gedanken hatte, lieber ein Herr unter Sklaven, als ein Mensch unter Menschen zu seyn, zerstörte

nicht nur auf einmal das Werk der Natur, sondern stieß auch so schwere Riegel vor den Kerker, in den er sie sperrte, daß ihr alle Möglichkeit sich los zu machen und ihren bestimmten Lauf fortzusetzen benommen war. Was half ihr nun jenes angeborne mechanische Streben zum Fortschreiten und Emporsteigen, das die menschliche Gattung so wesentlich von allen thierischen unterscheidet? Ein Sklave, eben darum weil er nicht emporsteigen darf, hört endlich auf Mensch zu seyn, und wird zum bloßen Thier erniedrigt. Empört sich auch zuweilen die Vernunft in ihm, so hält der Sultan Stock und Geißel, Strick, Schwert und Pfahl bereit, ihn dafür zu bestrafen. Denn wo ein Sultan den Meister spielt, ist Denken ein Verbrechen. Aber die Tyrannen haben schon dafür gesorgt, daß die unnatürlichsten Verbrechen unter ihrer Herrschaft weniger selten sind als dies. — Wie unbillig ist es daher, den Menschen, unter solchen Umständen, den Mangel an Vernunft vorzurücken. Sollt' es mit dem Mangel an Tugend nicht gleiche Bewandtniß haben? Was hat die Tugend mit Sultanen und Sklaven zu thun? Nenne mir, außer der Geduld, — die in gewissen Fällen keine Tugend ist — eine einzige, die in den Augen eines Sultans nicht Verbrechen wäre, eine einzige, die er dulden könnte, ohne seine Sultanschaft in Gefahr zu setzen! Aber er kann von dieser Seite ruhig seyn. Sklaven sind keiner Tugend fähig. Tugend ist

Muth immer nach den ewigen Gesetzen der Vernunft zu handeln, und Sklaven haben weder Muth noch Vernunft. — Die Sultanen, die Sultanen! Gott verzeihe ihnen alles Unrecht, das sie der Menschheit angethan haben. Ich kanns nicht! Indessen sind sie weder die einzigen noch die thätigsten Urheber der Uebel, die uns zu Boden drücken."

Sie sehen, der Philosoph Danischmend konnte ziemlich warm werden, und es begreift sich nun wol, wie man auf den Einfall kommen konnte, einen solchen Kopf, wenn auch nicht ganz abzunehmen, doch — durch die Fußsohlen zu bekehren. Das ist Raison! Warum ließ er sich auch einfallen, dem Schach Gebal Mährchen zu erzählen, welche ganz offenbar gegen die Sultanschaft und Bonzenschaft gerichtet waren? Zum Glück waren die Bonzen bei Schach Gebal selbst nicht zum besten angeschrieben, und er, obgleich ein Sultan, ein ganz leidlicher Schlag von Menschen; sonst möchte Danischmend seinen Frevel, Philosophie in Mährchen einzuschwärzen, noch weit theurer bezahlt haben. Er erzählte nämlich dem Schach die Geschichte der Könige von Scheschian, um ihm gleichsam wie in einem Spiegel zu zeigen, wie es um die Sultanschaft und Bonzenschaft stehe, und wie es in einem guten Staate vernünftiger und rechtmäßiger Weise eigentlich stehen sollte. Danischmend-Wieland nennt diese Geschichte selbst einen goldenen Spiegel, und gewiß mit Recht, denn diese

Geschichte ist eine Quintessenz, die ein philosophischer Geist aus der allgemeinen Staatengeschichte geläutert hat, und Goldes werth für den, der sie anzuwenden versteht. Es ist kein Punkt unberührt geblieben, der für Gesetzgebung, Staatsverfassung und Regierungskunst von Wichtigkeit ist, keine Begebenheit, kein Zustand, die unter solchen oder solchen Umständen eintreten müssen, aber eben darum ists unmöglich hier in das Detail von allem diesem einzugehen. Göthe's Urtheil darüber ist: „Aus diesen Werken tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen, und sie auf das Glück hinzuweisen, daß sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten."

Wieland schrieb diesen goldenen Spiegel zu Erfurt, also ehe er noch Prinzenerzieher zu Weimar wurde. Ist's nun Zufall, daß der Prinzenerzieher auf diesem zweiten Blatte Aehnlichkeit mit ihm hat, so ist der Zufall diesmal verständig gewesen, denn der Erzieher und der Zögling verdienen auf diesem Blatte zu stehen, welches eine Scene aus der Geschichte von Scheschian darstellt; der Erzieher heißt Dschengis, der Prinz Tifan.

„Von der Natur selbst auf ihrem Schooße erzogen, fern von dem ansteckenden Dunstkreis der großen Welt, in einer Art von Wildniß, zu einer klei-

nen Gesellschaft von unverdorbenen, arbeitsamen und mäßigen Menschen verbannt, ohne einen Schatten von Vermuthung, daß er mehr sey als der geringste unter ihnen, brachte Tifan die ersten dreißig Jahre seines Lebens in einem Stande zu, worin sein Herz, ohne es zu wissen, zu jeder königlichen Tugend gebildet wurde. Dieses sonderbare Glück, ohne welches er schwerlich der Stifter der allgemeinen Glückseligkeit seiner Nazion geworden wäre, hatte Tifan der Grausamkeit Isfandiars, der bald nach seiner Thronbesteigung, wo Tifan noch Kind war, aus dem Wege geräumt hatte, und dem andern eben so glücklichen als ungewöhnlichen Zufalle zu danken, daß seine erste Jugend diesem tugendhaften Manne, seinem Retter, anvertraut war. — — — Tifan ließ sich, wenn er hinter seinen Heerden herging, wenig davon träumen, daß ihn die Geburt bestimmt habe, statt des Schäferstabes einen Scepter zu führen, und das fürstliche Blut, das in seinen Adern floß, sagte ihm nichts von irgend einem angebornen Vorzuge. Oft wenn Dschengis den jungen Prinzen, in seinem Kittel von grober Leinwand, mit beschwitzter Stirn, von der Feldarbeit zurück kommen sah, lachte er bei sich selbst über die Unverschämtheit jener Schmeichler, welche die Großen der Welt bereden wollen, als ob sogar in ihrem Blute, ich weiß nicht was für eine geheime Zauberkraft walle, die ihrer ganzen Person und allen ihren Trieben und Handlungen eine gewisse Hoheit

mittheile, welche sie von gemeinen Menschen unterscheide und diese letztern zu einer unfreiwilligen Ehrfurcht zwinge. Wer dächte, daß dieser junge Bauer ein Königssohn wäre, sagte er zu sich selbst. Er ist wohl gebildet; seine Augen sind voll Feuer; seine Züge bezeichnen eine gefühlvolle und wirksame Seele; aber bei dem allen erkennt niemand etwas anders in ihm als einen Bauersohn, und er selbst ist vollkommen überzeugt, daß Hysum, unser Nachbar, ein ungleich besserer Mensch ist als er."

Hiebei kann ich Ihnen etwas nicht verschweigen, was zu Schach Gebals Ehre gereicht. „Diese Betrachtung, sagte er, schmeichelt den Fürstensöhnen nicht, und ich gestehe, daß ich sie nie gemacht habe; aber nun, da sie gemacht ist, däucht mir, sie hat Recht. Die Poeten und Romanschreiber, die uns solche Dinge weiß machen wollen, verdienten etliche Dutzend Streiche auf die Fußsohlen dafür; denn ich wette, sie glauben selbst kein Wort davon."

Von selbst versteht sich, Dschengis werde seine Erziehung so eingerichtet haben, daß Tifan dereinst nicht als ein bloßer wackerer Bauer den Thron bestiege. Allerdings bot er alles auf, ihn zu einem guten Fürsten zu bilden. „Ueberzeugt, daß Güte des Herzens ohne Weisheit eben so wenig Tugend, als Wissenschaft ohne Tugend Weisheit ist, bemühte er sich, zu eben der Zeit, da er sein Gefühl für das Schöne und

Gute und jede sympathetische und menschenfreundliche Neigung zu nähren und in Fertigkeit zu verwandeln suchte, seinen Verstand von den eingeschränkten Begriffen, die sich von den Gegenständen, die ihn umgaben, in seiner Seele abdrückten, stufenweise zu den erhabnen Ideen der bürgerlichen Gesellschaft, des menschlichen Geschlechts, der Natur, des Ganzen, und seines geheimnißvollen aber anbetungswürdigen Urhebers zu erheben. Alle sittliche Vollkommenheit eines Menschen, zu welchem besondern Beruf er immer geboren seyn mag, hängt davon ab, daß diese Ideen in seinem Verstande, und die Gesinnungen, welche sich aus ihnen bilden, in seinem Herzen die Herrschaft führen. Aber für keinen Menschen ist dies unentbehrlicher als für denjenigen, der dazu berufen ist, sittliche Ordnung in irgend einem besondern Theile der allgemeinen menschlichen Gesellschaft zu unterhalten. — — Wehe dem Volke, dessen Beherrscher nicht lieber der Beste unter den Menschen als der Mächtigste unter den Königen seyn möchte! Diese Begriffe sind keine Grillen einsiedlerischer Weltbeschauer. Unglücklich genug für das menschliche Geschlecht, wenn sie von den Großen und Mächtigen dafür gehalten werden! Aber die Natur der Dinge hängt nicht, wie das Glück oder Unglück der Menschheit, von den Begriffen der Großen ab. Sie kön-

nen nicht verhindern, daß die Strafen der Natur nicht unfehlbar auf die Verachtung eines jeden Gesetzes der Natur folgen; und wenn die bisherige Gestalt des Erdbodens noch Jahrtausende dauern sollte, so wird die Geschichte aller künftigen Alter sich mit der Geschichte aller vergangenen vereinigen, die Könige zu belehren: daß jeder Zeitpunkt, worin jene großen Grundbegriffe mit Dunkel bedeckt gewesen, jene wohlthätigen Grundgesetze nicht für das, was sie sind, für das unverletzliche Gesetz des Königs der Könige, anerkannt worden sind, ein Zeitpunkt des öffentlichen Elends, der sittlichen Verderbniß, der Unterdrückung und der allgemeinen Verwirrung, eine unglückliche Zeit für die Völker und eine gefährliche für die Könige gewesen ist."

Ich schweige von den Grundsätzen, welche Dschengis dem jungen Tifan einflößte, und von dem gan= Plan, den er verfolgte, um den Prinzen zu dem zu bilden, der er seyn mußte, um im geltenden Augenblick als der Retter seines Vaterlandes auftreten zu können. Wenn dein Tifan, sagte Schach Gebal, auch ein Traum wäre, so wollen wir wenigstens sehen, ob es sich vielleicht der Mühe verlohnet, ihn wahr zu machen!" Gewiß verlohnt es sich der Mühe, Tifans Regierungsgeschichte mit Ernst zu betrachten, und zu erwägen, was sie über Staatsverfassung, Gesetzgebung nnd Staatsverwaltung, und alle

dahin einschlagenden Punkte Wohldurchdachtes zu sagen Veranlassung gab; nicht zu vergessen der Verbesserung der Religion, „wodurch Tifan eine friedsame Eintracht zwischen Religion und Staat, zwischen den Pflichten der erstern und dem Interesse des andern, zwischen Glauben, Vernunft und Sitten herstellte.“ Zu übersehen ist dabei aber auch durchaus nicht, wie in dem Guten, welches Tifan wollte, von ihm schon der Keim zu künftigem Bösen lag, welches nur dann vielleicht würde verhütet worden seyn, wenn alle seine Nachfolger Tifane gewesen wären. Der Eine aber erschöpfte den Staat durch seine Liebe zu dem Kriege, der Andre durch seine Liebe zu den Künsten, und da die Tifanische Konstitution nicht nur ihnen, sondern auch den getreuen Ständen beschwerlich war, so schob man sie allmählich auf die Seite, die Regierung fiel unvermerkt in die Hände des Oberbonzen, und die fortschreitende Kultur mußte sich zur Ruhe setzen. Schach Gebal meinte da aber auch selbst: „Nicht, daß ich etwas gegen die Kultur hätte; im Gegentheil! — Nur mit deiner fortschreitenden Kultur, die so lange fortschreitet, bis sich die Leute gar nicht mehr regieren lassen wollen, mit der würde ich mich schwerlich recht vertragen können. Ich liebe Ordnung und Ruhe in meinem Lande; das Ei soll nicht klüger seyn wollen als die Henne. Das ist meine Meinung von der Sache.“

Bald darauf wurde Danischmend mit den dreihundert — auf die Fußsohlen bedroht, und damit erreichten seine Ministerschaft und Erzählung ihr Ende.

XXXI. XXXII.

(Kupfer zu Band 19 u. 20.)

Ob sich jemand über etwas mehr ärgert, oder erzürnt, oder lacht, das hängt zum großen Theil von seinem Temperament ab. Wielands Temperament war ein reizbares, aber nicht schwerblütiges, und er behielt deshalb, wenn ihn nicht seine Reizbarkeit überraschte, meist auch da noch gute Laune, wo ein Andrer vielleicht hätte verzweifeln mögen. Daß es mit allem Guten nur höchst langsam vorwärts gehe, davon hatte ihn die Weltgeschichte überzeugt, und er hatte sich daher zur Tugend der Geduld mit den Menschen, an denen dies nun doch liegt, gewöhnt, konnte aber seine Geduld doch auch nicht bis zur Untugend treiben, weil er das Gute wollte und wünschte, und es für Pflicht hielt, die Beförderung desselben auf jede Weise zu versuchen und darin nicht müde zu werden. Gehts nicht so, so geht's vielleicht anders. Dies alles machte, daß er zu dem durch ernstes Nachdenken erkannten Guten die Menschen mit heiterer Laune gleichsam zu necken suchte, und er versuchte

es denn auch für diese Fälle mit seinen Hogarthischen Portraits. Er hatte recht gut gewußt, was er mit seiner ironischen Einfassung um den goldenen Spiegel gewollt hatte, aber wenigstens keiner von denen, die darüber öffentlich redeten, hatte etwas davon gemerkt. Darum gedachte er es nun um vieles deutlicher zu geben, und malte — die Abderiten, womit es ihm wenigstens in Einer Hinsicht ganz gut gelang, denn aus allen damaligen zehn Kreisen des teutschen Reiches liefen Beschwerden ein, daß Wieland boshafter Weise — sie gemalt habe. Bemerken wollte man vielleicht nicht, daß er sich auch hier selbst mit gemalt habe, nämlich in dem Philosophen Demokrit, „der in der Laune war, sich mit seinen Abderiten und den Abderiten mit sich Kurzweile zu machen. Zu weise, ihnen irgend eine von ihren Nazional- oder Individual-Unarten übel zu nehmen, konnt' er es sehr wohl leiden, daß sie ihn für einen überklugen Mann ansahen, der seinen Abderitischen Mutterwitz auf seiner langen Wanderschaft verdünstet hätte, und nun zu nichts gut wäre, als ihnen mit seinen Einfällen und Grillen etwas zu lachen zu geben."

„Ich dächte, hatte Demokrit einst gesagt, ehe wir Kosmogonien und Kosmologien träumten, setzten wir uns hin, und beobachteten, zum Beispiel, den Ursprung einer Spinnewebe, und dies so lange, bis wir so viel davon heraus ge-

bracht hätten, als fünf Menschensinne, mit Verstand angestrengt, daran entdecken können. Ihr werdet zu thun finden, das könnt ihr mir auf mein Wort glauben. Aber dafür werdet ihr auch erfahren, daß euch diese einzige Spinnewebe mehr Aufschluß über das große System der Natur, und würdigere Begriffe von seinem Urheber geben wird, als alle die feinen Weltsysteme, die ihr zwischen Wachen und Schlaf aus euerm eignen Gehirn herausgesponnen habt." — Demokrit meinte dies im ganzen Ernst; aber die Philosophen von Abdera glaubten, daß er ihrer spotten wolle. Er versteht nichts von Pneumatik, sagte der eine. Von der Physik noch weniger, sagte der andre. Er ist ein Zweifler — er glaubt keine Grundtriebe — keinen Weltgeist — keinen Demiurg — keinen Gott! — sagte der dritte, vierte, fünfte, sechste und siebente. Man sollte solche Leute gar nicht im gemeinen Wesen dulden, sagte der Priester Strobylus.

Eben dieser zog nach einiger Zeit ein schweres Ungewitter über Demokrits Kopfe zusammen. In Abdera waren die Frösche heilig, weil sie der Latona gewidmet waren, und sich an einem Frosche vergreifen, war so viel als sich an der Latona selbst vergreifen. Demokrit hatte nun nicht blos geäußert, es würde doch besser seyn die Frösche zu essen, als

sich von den Fröschen auffressen zu lassen, sondern hatte sogar heimlich einen zergliedert. — Sakrilegium! — Demokrit erfuhr noch zeitig genug, was gegen ihn vor war. „Laß den fettesten jungen Pfau im Hühnerhofe würgen und an den Bratspieß stecken, sagte er zu seiner Haushälterin, und benachrichtige mich wenn er gar ist.“ Des nämlichen Abends, als sich Strobylus zu Tische setzte, ward der gebratene Pfau in einer silbernen Schüssel, als ein Geschenk Demokrits, aufgetragen. Als man ihn öfnete, siehe, da war er mit hundert goldnen Dariken gefüllt. — Das Mittel wirkte unverzüglich, was es wirken sollte. Der Oberpriester ließ sich den Pfau trefflich schmecken, trank griechischen Wein dazu, strich die hundert Dariken in seinen Beutel, und dankte der Latona für die Genugthuung, die sie ihren Fröschen verschafft hatte. Wir haben alle unsre Fehler, sagte er des folgenden Tages. Demokrit ist zwar ein Philosoph; aber ich finde doch, daß er es so übel nicht meint als ihn seine Feinde beschuldigen. Die Welt ist schlimm; man hat wunderliche Dinge von ihm erzählt: aber ich denke gern das Beste von jedermann. Ich hoffe, sein Herz ist besser als sein Kopf! Es soll gar nicht richtig in dem letztern seyn, und ich glaub' es selbst. Einem Menschen in solchen Umständen muß man viel zu gut halten. Ich bin gewiß, daß er der feinste Mann in ganz Abdera wäre, wenn ihm die Philosophie den Verstand nicht verdorben hätte.

War dies nun ein Pröbchen von der Abderitischen Bonzenschaft, so zeigt ihnen das zweite Blatt eins von der Abderitischen Justizpflege und Politik.

Ein Zahnarzt hatte, um auf einen Markt zu reisen, von einem Eseltreiber einen Esel gemiethet. Unterwegs wird Halt gemacht, und der Zahnarzt, der sich bei drückender Hitze vergeblich nach Schatten umsieht, setzt sich in den Schatten des Esels. Darüber entsteht Streit zwischen dem Zahnarzt und Eseltreiber, denn dieser will für den Schatten besonders bezahlt seyn, indem er jenem zwar den Esel vermiethet habe, aber nicht des Esels Schatten, wogegen der Zahnarzt behauptet, wer den Esel gemiethet habe, dem komme eo ipso auch dessen Schatten zu. Die Sache kommt vor den Richter, wird von Woche zu Woche verwickelter, geht durch alle Instanzen, wird Staatsangelegenheit, zerspaltet den Staat in Parteien, die sich gegenseitig mit Spottnamen belegen, und sich einander um so wüthender verfolgen, weil inzwischen, wiewohl aus ganz andern Gründen, Strobylus an die Spitze der einen, und der Erzpriester Agathyrsus am Jasonstempel sich an die Spitze der andern Partei gestellt haben. Alles ist am Tage der sehr verspäteten Entscheidung in der größten Bewegung. An eben diesem Tage war den Wärtern des Esels, den die Republik bis dahin verpflegt hatte, und der davon nicht fetter geworden war, eingefallen, den Esel gleichsam wie zu seinem Ehrentage zu puz-

zen. Wohl gestriegelt, mit Blumenkränzen und Bändern geschmückt brachten sie ihn eben, unter der Begleitung und dem Nachjauchzen unzähliger Gassenjungen, in großem Pomp auf den Markt geführt, als Richter und Volk über den staatsgefährlichen Handel in der peinlichsten Verlegenheit waren. — Ha! rief einer aus dem Volke, da kommt der Esel selbst! — Heyda! schrie ein Kesselflicker, ein eifriger Parteigänger, was ein braver Abderit ist, über den Esel her! — In einem Augenblick stürzte sich die ganze Menge über das arme Thier her, und in wenig Augenblicken war es in tausend Stücke gerissen. Hiemit endigte der Prozeß, und die Ruhe stellte sich in der Republik wieder her.

Ich überlasse Ihnen selbst die Entscheidung darüber, ob diese Eselsgeschichte nicht in einem gewissen Sinn eine wahre Weltbegebenheit zu nennen sey. Daß es unter Abderiten aber nicht bei diesen beiden Streichen werde geblieben seyn, sagen Sie sich selbst. Von den Abderitischen Wissenschaften und Künsten, der Akademie, Staatsverfassung und Verwaltung wäre gar Vieles zu sagen, wenn nicht ein Hauptpunkt uns hier gar zu nahe gelegt wäre. Dieser betrifft die Frage: ob es denn keine Mittel gebe, um es dahin zu bringen, wohin es nach dem Verlangen der Vernunft mit dem menschlichen Geschlecht kommen soll?

XXXIII. XXXIV. XXXV. XXXVI.

(Kupfer zu Band 36 — 39.)

Diese Frage führt uns auf eins der letzten Hauptwerke Wielands, auf seine Briefe des Aristipp und der Lais, die ohne Zweifel zu den vorzüglichsten Gemälden der griechischen Kultur gehören, uns die von Wieland in früheren Jahren projektirte Geschichte der Sokratischen Schule ersezzen, und Wielands eignes Seelengemälde vollenden helfen. Die aus diesem Werke dargestellten Scenen können freilich keine Ahnung davon erwecken, wie reichhaltig dieses Werk überhaupt sey, und wie sehr es insbesondere diene, den Verfasser desselben von der Beschuldigung einer allzugemächlichen Gleichgiltigkeit im Forschen nach Wahrheit loszusprechen.

Nehmen Sie diese Scene am Grabmahl hier aus,

(Kupfer zu Band 39.)

wo Lysanias die liebenswürdige Kleone am Aschenkrug ihres früh verlorenen Lieblings unvermuthet erblickt und des entzückend-rührenden Anblicks genießt, wie sie die beiden noch lebenden Kinder, welche nach ihr suchten, jedes mit Einem Arm umschlingend, an ihren Busen drückte, und wie schnell das süße Muttergefühl für die Lebenden die kurz zuvor so blei-

chen Lilienwangen mit warmem Blute aus dem überwallenden Herzen durchströmte: nehmen Sie diese Scene aus Aristipps Familienkreise aus; so können die andern leicht den Gedanken erwecken, als ob hier wieder blos von Liebe geredet werde. Diese hier

(Kupfer zu Band 37.)

stellt uns blos eine Scene des Wiedersehens zwischen Aristipp und Lais dar, und erklärt sich völlig von selbst; diese zweite

(Kupfer zu Band 38.)

stellt eine zur Verherrlichung der schönen Lais dienende, für Psychologen merkwürdige Begebenheit dar, wie ein junger Aspendier, der aus Liebe zu einer Bildsäule der Venus von Skopas, wozu Lais das Modell gewesen, wahnsinnig geworden war, geheilt wird. Ein verständiger Arzt war auf den Gedanken gerathen, das einzige Mittel, wodurch der unglückliche Jüngling vielleicht herzustellen wäre, sey, mit ihm nach Korinth zu reisen und die schöne Lais selbst um Hilfe anzuflehen. Der Jüngling hatte sich in seinem Wahnsinn fest in den Kopf gesetzt, seine Geliebte sey ihm von einem neidischen Zauberer geraubt und in ein Marmorbild verwandelt worden. Auf diesen Wahn gründen der Arzt und Lais den Plan, daß eine mächtige Zauberin, die den wahnsinnigen Liebhaber in ihren Schutz genommen, ihm feierlich verspricht, seine Geliebte aus der Gewalt des Zauberers zu be-

freien und ihm wieder zu geben. Dieses wird zur Nachtzeit in einem prächtig dekorirten und besonders zu diesem Zweck beleuchteten Saal bewerkstelliget. Die Zaubernymphe verschwindet, ein Vorhang rauscht auf, der Jüngling erblickt seine Geliebte, bleibt erst wie versteinert stehen, sieht sich schüchtern um, tritt näher hinzu, stutzt wieder; — zweifelhaft und nachsinnend betrachtet er das geliebte Bild, scheint es endlich auf einmal zu erkennen und stürzt freudetrunken mit ausgebreiteten Armen auf dasselbe hin. — Der Dichter mußte es dem Künstler überlassen, hievon den glücklichsten Moment für die Kunst nach eignem Urtheil zu wählen. Den beobachtenden Arzt hat er glücklich mit in seine Komposizion gezogen. — Die dritte Scene

(Kupfer zu Band 36.)

zeigt uns Lais, diesen weiblichen Alcibiades, wie sie Aristipp selbst in der Schilderung jener Scene des Wiedersehens nennt, in einem Gespräch mit Sokrates, der sie nur noch unter dem Namen Anaximandra kannte. Er hatte erst von ihren drei Grazien, d. i. ihrem lieblichen Lächeln, ihrer unnachahmlich zierlichen Leichtigkeit im Gang und allen Bewegungen und Stellungen, und — von ihrer holden Schaamröthe, dann von Schönheit und Liebe gesprochen. „Ich sage Dir dies, hatte er geendet, weder um deine Eigenliebe zu kitzeln, noch weil es mir im

geringsten schwer gewesen wäre, meine Bemerkung für mich zu behalten, sondern weil ich diese Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen möchte, ohne dir die hohe Bestimmung zu Gemüthe zu führen, um deren willen die Götter so viel Schönheit und Würde mit so viel Reiz und Anmuth in Dir vereiniget haben." Da legte sie ihre Hand mit einem kaum merklichen Druck auf die seinige, und sagte, indem sie ihm mit ernstem Lächeln erröthend in die Augen sah: „Der Ort, wo wir sind, und die sichtbare Gegenwart so vieler Götter und Heroen, die uns umgeben, hat dich mächtig ergriffen, ehrwürdiger Sokrates, du sprichst wie ein Begeisterter und beinahe wie ein Gott. Ich bin nur eine schwache Sterbliche, und doch schwebt auch mir ein hohes Ideal vor, das ich vielleicht nie erreichen werde. Ich hoffe dieses Morgens, in Deiner Gesellschaft verlebt, nie zu vergessen."

Dies gäbe nun allerdings Stoff zu mancher Untersuchung, auch in Beziehung auf Wielands Schilderung der Lais: ich will nun aber auf das Thema der Liebe nicht wieder zurückkommen, und theile Ihnen daher aus Aristipp nur Eine Stelle mit, die unsern vorhin erwähnten Hauptpunkt betrifft, und die sich, wie Sie gleich sehen werden, an die Abderiten sehr schicklich anschließt.

Du weißt, so schreibt Aristipp, daß ich kein Freund von unfruchtbaren Grübeleien bin; aber gewiß gehört die Streitfrage: „wie sich das was ist, zu dem was seyn soll, verhalte?“ oder „ob und in wiefern man sagen könne, daß das was ist, anders seyn sollte?“ nicht unter die Processe um des Esels Schatten; es ist nichts weniger als gleichgiltig für den sittlichen Menschen, wie sie entschieden wird. Ich bin so weit entfernt, meine Meinung für entscheidend zu geben, daß ich vielmehr überzeugt bin, dieses Problem könne niemals rein aufgelöst werden. Indessen sehe ich nicht, warum ich Bedenken tragen sollte, dir die Antwort mitzutheilen, die ich mir selbst auf jene Fragen gebe.

Daß im bloßen Seyn (dem ewigen Gegentheil des ewig unmöglichen Nichtseyns) alles Mögliche enthalten sey, ist für mich etwas ausgemachtes, an sich klares und keines Erweises bedürftiges. Das was ist, im unbeschränktesten Sinne des Worts, ist also das Unendliche selbst, und umfaßt, nach unserer Vorstellungsart, alles was möglich ist, war, und seyn wird. Ich sage nach unserer Vorstellungsart; denn im Unendlichen selbst ist weder Vergangenheit noch Zukunft, sondern ewige Gegenwart; und eben darum ist es uns unbegreiflich. In dieser Rücksicht kann man also nicht sagen, daß was nicht ist, seyn sollte; denn alles was seyn soll, muß seyn können; und alles was seyn kann, ist.

Aber wie bringe ich diese unläugbaren Grundsätze in Uebereinstimmung mit der Stimme meiner Vernunft und meines Herzens, die mir täglich sagen, es geschehen Dinge in der Welt, die nicht geschehen sollten? Brüder z. B. sollten nicht gegen Brüder, Hellenen nicht gegen Hellenen zu Felde ziehen, ihre Wohnsitze und Landgüter wechselsweise ausrauben und verwüsten, die eroberten Städte schwächerer Völker nicht dem Erdboden gleich machen, die Ueberwundenen nicht mit kaltem Blute morden, oder auf öffentlichem Markte als Sklaven verkaufen, u. s. w. Wer erkühnt sich zu leugnen, daß dies alles nicht seyn sollte? Und gleichwohl ist es. — Leider! Aber wie könnt' es anders seyn?

Das Bedürfniß unsre Gedanken an Worte zu heften, und die unvermeidliche Unschicklichkeit, mit diesen Worten allgemeine Begriffe bezeichnen zu müssen, deren Allgemeinheit ihren Grund nicht in der Natur der Dinge, sondern bloß in unsrer verworrenen und unvollständigen Ansicht derselben, und in den Trugschlüssen haben, die wir aus diesen täuschenden Anschauungen ziehen, — diese Quellen beinahe aller der Irrthümer, Halbwahrheiten und Mißverständnisse, die so viel Unheil unter den Menschen anrichten, — sind auch hier die Ursache eines Trugschlusses, an dessen Richtigkeit gleichwohl die Meisten so wenig zweifeln, daß ich Gefahr laufe des Verbrechens der beleidigten Menschheit angeklagt zu werden, wenn ich

mich erkühne ihn anzufechten. Indessen, der erste Wurf ist nun einmal geschehen, und ich werde schon auf meine Gefahr fortspielen müssen.

Daß der Tieger blutdürstig, der Affe hämisch, die Otter giftig ist, daß der Wolf Lämmer stiehlt, und der Iltis die Tauben erwürgt um ihre Eier auszuschlürfen, wer wundert sich darüber? Es ist ihre Natur, sagt man, und wie lästig sie uns auch dadurch werden, fordert doch niemand, daß sie anders seyn sollten als sie sind. Diejenigen, welche behaupten, daß die Menschen weiser und besser seyn sollten, als sie sind, nehmen als Thatsache an, „daß sie dermalen, im Ganzen genommen, eine thörichte und verkehrte Art von Thieren sind;" Plato trägt sogar kein Bedenken zu behaupten, es gebe kein Volk in der Welt, dessen Verfassung, Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten nicht durch und durch verdorben wären. — „Aber es sollte und könnte anders seyn, sagt man." — Allerdings könnte und würde es anders seyn, wenn die Menschen vernünftige Wesen wären. — Wie? sind sie es etwa nicht? Wer kann daran zweifeln? — Ich! — Wenn sie es wären, so würden sie anders, nämlich gerade das seyn, was vernünftige Wesen, ihrer Natur zufolge, seyn sollen. Aber diese sehr ungleichartigen einzelnen Erdenbewohner, die ihr, weil sie auch zweibeinig und ohne Federn sind und den Kopf aufrecht tragen wie die eigentlichen Menschen, mit diesen zu

vermengen und unter dem gemeinschaftlichen Namen Mensch zusammen zu werfen beliebt, sind nun einmal größtentheils, (wie ihre ganze Weise zu seyn und zu handeln augenscheinlich darlegt) alles andere was ihr wollt, nur keine vernünftige Wesen. Das äußerste, was ich, ohne mich an der Wahrheit zu versündigen, thun kann, ist, ihnen eine Art von vernunftähnlichem Instinkt zuzugestehen, mit etwas mehr Kunstfähigkeit, Bildsamkeit und Anlage zum Reden, als man an den übrigen Thieren wahrnimmt; Vorzüge, wodurch sie einer zwar langsamen, aber doch fortschreitenden Vervollkommnung fähig sind, deren Grenzen sich schwerlich bestimmen lassen. Dies gibt einige Hoffnung für die Zukunft. Binnen etlichen hundert Metonischen Zykeln mögen sie, nach zehntausendmaliger Wiederholung der nämlichen Mißgriffe und Albernheiten, durch die immer gleichen Folgen derselben endlich gewitzigt, einige Schritte vorwärts gemacht haben, und wenn sie dereinst völlig zur Vernunft gereift sind, zuletzt so verständig und gut werden, als sie eurer Meinung nach bereits seyn sollten; was doch unter allen Bedingungen ihrer dermaligen Existenz und auf der Stufe von Kultur, worauf sie stehen, keine Möglichkeit ist. Ihr vergeßt nämlich, daß von Allem, was wir uns, unter einem abgezogenen unbestimmten Begriff, als möglich vorstellen, keines eher in die wirkliche Welt eintreten kann, bis die Ursachen und Bedingungen seiner

Möglichkeit in derselben vollständig zusammentreffen. Ihr vergeßt, daß das, was jetzt ist, aus dem, was zuvor war, hervorgehen muß, und daß Jahrtausende nöthig waren, bis an jenen Tiegermenschen, Wolf- und Luchsmenschen, Pferde-, Stier- und Eselmenschen, u. s. w. welche, als die wahren und ursprünglichen Autochthonen, vor undenklichen Zeiten den noch rohen Erdboden inne hatten, das Menschliche so viel Uebergewicht über die ungeschlachte Thierheit bekam, daß es einem Hermes, Cekrops, Phoroneus, Orpheus, den Kureten, Telchinen, Idäischen Daktylen und ihres gleichen möglich war, sie in einer Art von bürgerlicher Gesellschaft zu vereinigen, sie an einige Ordnung und Sittlichkeit zu gewöhnen, und in den ersten Anfängen der Künste, die das Leben menschlicher machen, zu unterrichten. Wer sich die Mühe nehmen mag, den unendlichen Hindernissen und Schwierigkeiten nachzudenken, welche die Vernunft noch jetzt, da die sogenannten Menschen sich aus ihrer ursprünglichen Rohheit und Verwilderung schon so lange herausgearbeitet haben, in ihren Wahnbegriffen und Leidenschaften, in ihrer Geistesträgheit, Sinnlichkeit und thierischen Selbstigkeit zu bekämpfen hat, der wird sich nicht wundern, daß es mit ihrer Veredlung so langsam hergeht, und wird nicht schon von der harten und herben grünen Frucht die Weichheit und Süßigkeit der zeitigen verlangen.

Nun wohl, höre ich sagen, wenn dies auch von der größten Mehrheit der Menschen in Eine Masse zusammengeworfen gelten könnte, bleibt darum weniger wahr, daß Dieser und Jener, oder vielmehr daß jeder Einzelne Mensch besser seyn könnte, folglich seyn sollte, als er ist? — Mich dünkt, hier ist viel auseinander zu setzen. Wenn ich z. B. meinen Sklaven Kappador aus dem ganzen Zusammenhang seiner äußern Umstände und aus sich selbst gleichsam heraus hebe: so scheint es allerdings, daß er verständiger, besonnener, geschickter, fleißiger und bei Gelegenheit etwas nüchterner seyn könnte; denn es ist nicht zu läugnen, daß ihm, wiewohl er eben kein bösartiger Menschensohn ist, doch ziemlich viel fehlt, um für ein Muster der Sokratischen Sophrosyne zu gelten. Unstreitig läßt sich also nicht nur ein besserer Mensch denken als er; ich glaube sogar zu begreifen, wie er selbst, unter andern Umständen, dieser bessere Mensch seyn könnte. Wenn ich aber überlege, daß er, ein geborner Kappadozier, unter ungebildeten Menschen aufgekommen, schlecht erzogen, schlecht genährt, und nie zu etwas Besserm als knechtischer Arbeit angehalten worden ist u. s. w., so finde ich mehr Ursache, mich wundern zu lassen, daß er nicht schlechter, als daß er nicht besser ist, und ich fordere nicht mehr Weisheit und Tugend von ihm, als ihm unter allen Bedingungen seiner Existenz zuzumuthen ist. Sollte, was von meinem Kappadozier

gilt, nicht aus gleichem Grunde von jedem gebildeten und ungebildeten Athener, Thebaner oder Korinther gelten? — Aber (könntest du mir einwenden) kommen nicht Fälle vor, wo du deinen Sklaven zu einer Pflicht ermahnest, oder ihm eine Unart verweisest, oder ihn wol gar körperlich züchtigen lässest? — Das letztere ist in meinem Hause nicht üblich. Wenn einer meiner Sklaven sich auf einen wiederholten scharfen Verweis nicht bessert, wird er auf den Markt geführt und — nicht für gut — verkauft. — „Du nimmst also doch die Besserung als etwas mögliches an?" — Warum nicht? Wenn ich ihm einen mehrmals begangenen Fehler scharf verweise, so geschieht es nicht des begangenen wegen, denn der ist nun einmal gemacht; aber da der Fall wiederkommen kann, warum sollt' es nicht möglich seyn, daß mein Kappador, indem er im Begriff ist dieselbe Sünde wieder zu begehen, sich meines Verweises und der angehängten Drohung erinnerte, und dadurch zurückgehalten würde? Wo nicht, so wirkt vielleicht eine derbe Züchtigung, die ihm sein künftiger Herr geben läßt; aber aus beiden Fällen geht weiter nichts hervor, als daß ein Mensch, der einer gewissen Versuchung heute nicht zu widerstehen vermochte, es mit Hilfe eines stärkern Beweggrundes ein ander Mal vielleicht vermögen wird. Belehrung, Warnung, Züchtigung beziehen sich daher immer auf *künftige Fälle*, und sind, in sofern, als mögliche Verbesse-

rungsmittel, nicht zu versäumen. Denn die Möglichkeit durch gehörige Mittel unter den erforderlichen Umständen besser werden zu können, ist unläugbar eine Eigenschaft der menschlichen Natur, wiewol daraus nicht folgt, daß ebenderselbe, der in einer gewissen äußern Lage und innern Stimmung etwas zu thun oder zu unterlassen vermag, auch bei veränderten Umständen Kraft genug haben werde, dasselbe zu thun oder nicht zu thun. — „Du rechnest also nichts auf die Kraft eines fest entschloßnen Willens?" — Im Gegentheil, sehr viel. Aber ein Wille, der zu allen Zeiten jeder Versuchung, jeder Leidenschaft und jeder Gewohnheit siegreich zu widerstehen vermag, setzt eine große erhabne Natur voraus, und kann nicht das Antheil gewöhnlicher Menschen seyn. Von diesen zu fordern, was nach dem Zeugniße der Erfahrung nur in sehr seltnen Fällen von den außerordentlichsten Heroen der Menschheit geleistet worden ist, wäre unbillig und vergeblich. Wir bewundern alle Arten von Helden, aber niemand ist schuldig ein Held zu seyn, und hört er auf es zu seyn, wenn ers einst war, was können wir dazu sagen, als daß ihn seine Kraft verlassen habe? Er ist in die Klasse der gemeinen Menschen zurückgesunken, und verdient deswegen keine Verachtung, wiewohl er, als er ein Held war, Bewundrung verdiente. — Du wirst mir einwenden, die Rede sey nicht von moralischen Heldenthaten, sondern von dem, wozu jeder

Mensch verbunden ist, von der Pflicht gerecht und gut zu seyn; und ich — werde wiederholen müssen, was ich schon gesagt: die Vernunft fordert beides, aber nur von vernünftigen Wesen. Der bürgerliche Gesetzgeber scheint zwar diese Forderung ohne Unterschied an alle Glieder des Staats zu machen; aber im Grunde rechnet er wenig auf ihre Vernunft; er verlangt nur Gehorsam. Unbekümmert aus welcher Quelle dieser Gehorsam fließe, glaubt er genug gethan zu haben, indem er seine Untergebenen durch Strafen von Uebertretung der Gesetze abschreckt. Indessen lehrt der allgemeine Augenschein wie wenig dies hinreicht, und Plato hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß die Bürger eines Staats von Kindheit an durch zweckmäßige Veranstaltungen zur Tugend erzogen, d. i. mechanisch an ihre Ausübung gewöhnt werden müssen, und daß alle andere Mittel, wodurch man dem Gesetze Kraft zu geben vermeint, unzulänglich oder unvermögend sind. So lange diesem Mangel nicht abgeholfen ist, sind Strafgesetze zwar ein nothwendiges Uebel, aber immer ein Uebel, worüber der Weise den Kopf schüttelt und der Freund der Menschheit trauert.

Aber wir haben es, bei der Beantwortung der Fragen über seyn und sollen, nicht mit Bürgern, sondern mit Menschen zu thun, aber nicht mit einer dialektischen, geschweige Platonischen Idee der Menschheit, sondern mit den sämtlichen einzel-

nen Wesen, welche unter dem allgemeinen Namen Mensch begriffen werden. Von diesen zu fordern, sie sollten anders seyn als sie sind, — wäre die Vernunft nur dann berechtigt, wenn sie unbillige Forderungen thun könnte. Aber die Vernunft will nichts als daß sie anders werden sollen, und auch dies erwartet sie nur von solchen innern und äußern Veranstaltungen, wodurch die Verbesserung möglich wird: denn sie verlangt nicht (mit dem Sprüchwort zu reden), daß das Böckchen im Hofe herumspringe bevor die Ziege geworfen hat.

XXXVII.

Göttergespräche.

(Ein Kupfer zu Band 17 u. 40.)

Ganz allein von Erziehung zu Vernunft und Tugend also erwartet der Welt- und Geschichtekundige Philosoph die Veredlung des Menschengeschlechts, in freilich weit entfernter Zeit. Wie sehr er aber auch von den langsamen Fortschritten zur wahren Veredlung durch seine Beobachtung von wenigstens sechstausend Jahren sich überzeugt hat, so ist er doch weit entfernt, an der Möglichkeit dersel-

ben zu zweifeln, wofern nur die rechten Mittel dazu ergriffen werden. Niemand hat sie gewiß mehr herbeigewünscht, aber es auch weniger bei den bloßen Wünschen dafür bewenden lassen; auf alle Weise hat er dafür zu wirken gesucht, auch als er seine große Theilnahme an der größten Weltbegebenheit, die er erlebte, bethätigte. Wie richtig beurtheilte er da die Gegenwart, wie weisen Rath gab er für die Zukunft! — Hören Sie davon nur Etwas aus einem Gespräch zwischen der absolut monarchischen Juno und zwischen Jupiter, dem hier der Künstler mit Recht das ideale Haupt gegeben hat, welches die griechische Plastik für den Götterkönig erfand.

Jupiter. Liebe Frau, laß uns der großen Wahrheit nicht vergessen: daß die Könige um der Völker, nicht die Völker um der Könige willen da sind.

Juno. Das ist, mit deiner Erlaubniß, Herr Gemahl, ein alter Weidspruch, der, wie die meisten weisen Sprüche dieser Art, viel zu sagen scheint, und im Grunde sehr wenig sagt. Die Könige sind da, um die Völker zu regieren, und die Völker sollen sich von ihnen regieren lassen; — das ist die Sache, und so verstand es schon der alte Homer, da er den klugen Ulysses zu dem unverständigen Pöbel des Griechischen Heeres sagen läßt:

„Vielherrscherei taugt nichts! nur Einer sey Herrscher, nur Einer König!“

Und damit sich niemand einbilde, als ob der Zepter von der Willkür abhange, setzt er weislich hinzu: daß es Jupiter selbst sey, aus dessen Hand die Könige dieses Zeichen der höchsten Gewalt empfangen. Dies ist Wahrheit, und ich kenne keine größere!

Jupiter. Ich bin dir und dem alten Homer sehr verbunden! Aber, wenn ich aufrichtig sprechen soll, was in jenen rohen Zeiten der ersten Jugend der Welt in gewissem Sinne für Wahrheit gelten konnte, ist es nicht mehr, sobald die Rede von einem Volke ist, das durch Erfahrung und Kultur endlich den Punkt erreicht hat, wo es seiner Vernunft mächtig und stark genug geworden ist, das Joch alter Vorurtheile und Wahnbegriffe abzuschütteln. Völker haben freilich ihre Kindheit so gut wie einzelne Menschen; und so lange sie so unwissend, so schwach, und so unverständig wie Kinder sind, müssen sie auch wie Kinder behandelt, und durch blinden Gehorsam gegen eine Autorität, die ihnen keine Rechenschaft schuldig ist, regiert werden. Allein Völker bleiben so wenig als einzelne Menschen immer Kinder. Es ist ein Verbrechen gegen die Natur, sie durch Gewalt oder Betrug, oder (wie gewöhnlich) durch beides, in einer ewigen Kindheit erhalten zu wollen; aber es ist Unsinn und Verbrechen zugleich, sie noch immer

als Kinder zu behandeln, wenn sie bereits zu Männern gereift sind.

Juno. Ich gebe dir gern zu, Jupiter, daß ein hoher Grad von Kultur eine andere Art zu regieren erfordert, als diejenige, die einem noch ganz rohen Volke, oder einem, das noch in den ersten Epochen seiner Bildung steht, die angemessenste ist. Aber alle Weisen des Erdbodens werden es nie so weit bringen, daß zehn Millionen Menschen, die zusammen ein Volk ausmachen, zwei Millionen Epaminondasse und Epikteten an ihrer Spitze haben sollten.

Jupiter. Zugegeben! Nur, daß jedem Volke, wenn es so weit gekommen ist seine Rechte zu verstehen, und seine Kräfte berechnen zu können, — wozu im Grunde der gemeinste Menschenverstand zureicht — unbenommen bleibe, selbst seiner politischen Wirthschaft zuzusehen. (Juno schüttelt den Kopf.) — Ich meine, daß es denjenigen aus seinem Mittel, welchen es am meisten Einsicht und Rechtschaffenheit zutraut, auftragen dürfe, eine solche Einrichtung zu treffen, daß die willkürliche Macht des Einzigen, und der Wenigen, die sich seiner Gunst und seines Vertrauens zu bemächtigen wissen, verhindert werde Böses zu thun, die Kräfte des Staats zu verschwenden, die Sitten zu verderben, Weisheit, Tugend, und die Freimüthigkeit, alles laut zu sagen, was man für wahr hält, zu Verbrechen zu machen, kurz —

Juno. O, da hast du vollkommen Recht, Jupiter! Das sollen die Könige nicht dürfen! sie müssen durch Religion und Gesetze eingeschränkt seyn, das versteht sich! Sie müssen wissen, daß sie ihren Zepter blos von Jupiter empfangen haben —

Jupiter. Liebe Frau, berühre diese Saite nicht mehr, wenn ich bitten darf! Ich weiß am besten was an der Sache ist; aber wenn es auch so wäre, wie du sagst, so würde doch den Völkern schlecht damit geholfen seyn, wenn die Könige niemand über sich hätten als mich. Ich müßte sie alle Augenblicke mit Blitz und Donner daran erinnern, oder sie würden gerade so regieren als ob kein Jupiter über ihnen wäre, und wenn sie mir auch alle Morgen in eigener Person und mit den größten Feierlichkeite ganze Hekatomben opferten.

Juno. Auch will ich ja nicht, daß die Religion das Einzige seyn soll, was sie respektiren müssen —

Jupiter. (etwas hitzig) Die schlechtesten Könige werden uns immer am meisten respektiren. Sie sind es eben, die den großen Ulyssischen Grundsatz, daß die Könige ihren Zepter von mir haben, zu einem der ersten Glaubensartikel erhoben haben, und die blinde Unterwerfung auf ihn gründen, die man dem Volke zur heiligsten aller Pflichten macht.

Juno. Ich sage ja, daß sie nach Gesetzen regieren sollen, deren Endzweck das gemeine Beste ist!

Jupiter. Das gemeine Beste! — Ein schönes Wort! — Und wer soll ihnen diese Gesetze geben?

Juno. O, die hat ja Themis schon längst auf dem ganzen Erdboden publicirt! Wo ist ein Volk so barbarisch, daß ihm die allgemeinen Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit unbekannt wären?

Jupiter. Du stellst dich auch gar zu unschuldig, Kind! — Und wenn nun die Könige und ihre Werkzeuge, oder umgekehrt, die hochgebietenden Höflinge und Diener, und ihre gehorsamen Werkzeuge die Könige, der alten Themis und ihrer verwitterten Gesetze ungeachtet, dennoch blos nach Willkür regieren, und — weil sie Macht dazu haben und von niemand zur Rede gestellt werden dürfen — so viel Böses thun oder geschehen lassen (was dem Volk gleich viel ist) als ihnen beliebt? wie dann?

Juno. Das ist es eben, was wir verhindern müssen, Jupiter! oder, wofür wären denn wir in der Welt?

Jupiter. Wir? — Nun ja, freilich, mein Schatz, da hast du Recht! Nur daß die Vernünftigen unter den Menschen die Sache von einer andern Seite ansehen. Wir Menschen, denken sie, sind doch am Ende die einzigen, die unter dem bisherigen Weltregimente gelitten haben; wir können uns selbst helfen; also wollen wir uns selbst helfen! Wer sich darauf verläßt, daß andere für ihn thun werden, was er selbst thun kann, und woran nie-

manden mehr gelegen ist als ihm, der wird immer schlecht bedient werden.

Juno. Wie du sprichst! Wenn dich die Menschen da unten so reden hörten —

Jupiter. Wir sprechen ja unter uns, mein Kind! Wenn wir nicht klar sehen sollten! — Indessen hätte ich auch nichts dagegen, wenn alle Menschen wüßten, daß ich für meine Person es immer mit dem halte, der seine Schuldigkeit thut.

Juno. Wir kommen unvermerkt ins Moralisiren, lieber Jupiter —

Jupiter. Und die Moral, denkest du, hat mit der Politik nichts zu schaffen?

Juno. Das nun eben nicht: ich denke nur, die Politik habe ihre eigne Moral, und was für die Unterthanen Regel des Rechts ist, sey es nicht immer für die Monarchen.

Jupiter. Ich weiß die Zeit wo ich auch so dachte; es ist eine sehr gemächliche und angenehme Art zu denken für Könige: aber, die Zeiten ändern sich, meine Liebe —

Juno. Wenn nur wir fest bleiben, so hat es wol keine Noth.

Jupiter. Höre, Juno! Du weißt, daß ich das Vorrecht habe, etwas weiter vorwärts zu sehen als ihr übrigen. Dein zuversichtlicher Ton bringt mich dazu, dir mehr zu entdecken, als ich Anfangs Willens war.

Juno. Und was für ein Geheimniß kann das seyn, daß du so bedenklich dazu aussiehst?

Jupiter. „Wenn, sagt das Orakel der Themis, nach einer langen Umwälzung von Jahrhunderten, ein Reich auf der Erde seyn wird, worin die Tyrannei der Könige, der Uebermuth der Großen und die Unterdrückung des Volks mit der Kultur aller Fähigkeiten der Menschheit gleichen Schritt halten, und beide endlich ihrem höchsten Gipfel so nahe seyn werden, daß in Einem Augenblick aller Unterdrückten Augen sich öffnen und alle Arme zur Rache sich aufheben: dann wird die unerbittliche, aber immer gerechte Nemesis, ihren diamantnen Zaum in der einen, ihr haarscharf messendes Maß in der andern Hand, auf den Thron des Olympus herabsteigen, die Stolzen zu demüthigen, die Unterdrückten zu erheben, und ein strenges Vergeltungsrecht an jedem Frevler zu vollziehen, der die Rechte der Menschheit mit Füßen trat, und im Taumel seines Uebermuthes keine andern Gesetze kennen wollte, als die ausschweifenden Forderungen seiner Leidenschaften und Launen. Zufrieden unter Ihr zu regieren, wird dann Jupiter selbst nichts weiter als der Vollzieher der Gesetze seyn, welche sie den Völkern des Erdbodens geben wird, eine goldnere Zeit als die Saturnische wird sich dann über die unzählbaren Geschlechter besserer Menschen verbreiten, allgemeine Harmonie wird eine einzige Familie aus ihnen ma-

chen, und die Sterblichkeit allein wird der Unterschied zwischen dem Glücke der Bewohner der Erde und des Olympus seyn."

Juno, lachend. Das klingt ja herrlich, Jupiter! — Und du glaubst an diesen lieblichen Dichtertraum, und bist entschlossen, wie es scheint, mit den Händen im Schooße die Erfüllung desselben abzuwarten?

Jupiter, ernsthaft. Ich bin entschlossen, mich der einzigen Macht zu unterwerfen, die über mir ist; und wenn du guten Rath hören wolltest, so würdest du meinem Beispiele folgen, und ruhig kommen lassen was doch kommen wird, wenn wir auch alle zusammen uns so sehr vergessen könnten, es verhindern zu wollen.

Juno. O gewiß werde ich kommen lassen, was ich nicht verhindern kann! Aber warum deßwegen unthätig bleiben? Warum uns der Macht, die wir nun einmal haben, einem alten Orakel zu Liebe, vor der Zeit begeben, und nicht lieber alle unsere Kräfte aufbieten, dem Dämon der Empörung, und der Wuth zu regieren, die in die Völker gefahren sind, Einhalt zu thun? Ich beharre auf meinem alten Homerischen Orakel: Vielherrscherei taugt nichts! Die Völker sollen die Vortheile der Freiheit unter einer väterlichen Regierung genießen; nichts kann billiger seyn: aber sie sollen sich nicht selbst regieren, nicht das unentbehrliche Joch

der Verhältnisse und Pflichten abwerfen, und eine Gleichheit einführen wollen, die nicht in der Natur des Menschen noch der Dinge ist, und die Betrogenen nur in einem Augenblicke der Trunkenheit glücklich machen kann, um sie beim Erwachen ihr wirkliches Elend desto schrecklicher fühlen zu lassen.

Jupiter. Sey unbesorgt, meine Beste! Nemesis und Themis werden alles, was jetzt noch zu viel oder zu wenig, zu rasch oder zu einseitig gethan wird, ins rechte Maß zu setzen wissen.

Juno. Noch bin ich nicht gesonnen, meinen Antheil zu der Weltregierung einer andern abzutreten; ich fühle noch Muth in mir, meinem Amte selber vorzustehen; und wenn du es immer mit denen hältst die ihre Schuldigkeit thun, so verspreche ich mir deinen Beifall. Wenigstens habe ich dein Wort, daß du mir nicht entgegen arbeiten wollest?

Jupiter. Und ich schwöre dir beim diamantnen Zaum der Nemesis, daß ich es halten will, so lange du weise genug bleibst, dir selbst einen Zaum anzulegen. Thue was du für gut hältst, aber nöthige mich nicht meine Schuldigkeit zu thun, meine Liebe!

In einem andern Gespräch zwischen beiden sagt Jupiter zu Juno: „Wenn Du es wirklich gut mit

den Königen meinst, so lehre sie vor allen Dingen, ihre Freunde von ihren Feinden zu unterscheiden. Sage ihnen, ein Thron, der auf einer haltbaren Verfassung, auf Gerechtigkeit und Zutrauen des Volkes ruhe, könne durch keine Erschütterung von fremden Meinungen und Beispielen wankend gemacht werden. Sage ihnen: ein Regent schade der Wohlfahrt seines Staats, mit dem besten Willen sie zu befördern, öfters mehr durch zu viel als durch zu wenig thun; und je freieren Spielraum man den einzelnen Kräften eines empor strebenden Volkes lasse, desto unschädlicher sey sogar der Mißbrauch dieser Freiheit. Sage ihnen: eine weise Regierung und ein guter Fürst habe von einem durch freien Gebrauch seiner Vernunft veredelten und gebildeten Volke nichts zu besorgen; und wenn Du kannst, Dame Juno, so lehre sie auch recht verstehen was ich ihnen durch Dich sagen lasse, und Du wirst sehen, daß die Könige und die Welt sich nicht übel dabei befinden werden.

Juno. Was ich sehr deutlich sehe, Herr Gemahl, ist, daß die Sachen nicht desto besser gehen, seitdem Du ein so großer Moralist geworden bist.

Jupiter. — — Was können wir von den Sterblichen fordern, wenn Götter selbst nicht weiser sind? — —

Lassen Sie mich nun damit schließen, daß ich Ihnen den Genius noch vorstelle, welchem Wieland Zeitlebens huldigte. Dies war kein anderer als der Genius der

XXXVIII.

Aufklärung.

Nur wer das Licht nicht scheut, der ist mit verbrüdert! Dies sagt sein Oberon aus seiner Seele; er selbst aber erklärte sich hierüber so: „Das Licht des Geistes ist die Erkenntniß des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen. Hoffentlich wird jedermann zugeben, daß es ohne diese Erkenntniß eben so unmöglich ist, die Geschäfte des Geistes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht möglich ist, materielle Geschäfte recht zu thun. Die Aufklärung, d. i. so viel Erkenntniß als nöthig ist, um das Wahre und Falsche immer und überall unterscheiden zu können, muß sich über alle Gegenstände ohne Ausnahme ausbreiten worüber sie sich ausbreiten kann, d. i. über alles dem äußern und innern Auge Sichtbare. Aber es gibt Leute, die in ihrem Werke gestört werden, sobald Licht kommt; es gibt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finstern, oder wenigstens in der Dämmerung, treiben können; — z. B. wer uns

schwarz für weiß geben, oder mit falscher Münze bezahlen, oder Geister erscheinen lassen will; oder auch — was an sich etwas sehr Unschuldiges ist — wer gerne Grillen fängt, Luftschlösser baut, und Reisen ins Schlaraffenland oder in die glücklichen Inseln macht; — der kann das natürlicher Weise bei hellem Sonnenschein nicht so gut bewerkstelligen, als bei Nacht, oder Mondschein, oder einem von ihm selbst zweckmäßig veranstalteten Helldunkel." — — — Alle Gegenstände unsrer Erkenntniß sind nun aber entweder geschehene Dinge, oder Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen. Geschehene Dinge werden aufgeklärt, wenn man bis zur Befriedigung eines jeden unparteiischen Forschers untersucht, ob und wie sie geschehen sind? Die Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen der Menschen werden aufgeklärt, wenn das Wahre vom Falschen darin abgesondert, das Verwickelte entwikkelt, das Zusammengesetzte in seine einfacheren Bestandtheile aufgelöst, das Einfache bis zu seinem Ursprunge verfolgt, und überhaupt keiner Vorstellung oder Behauptung, die jemals von Menschen für Wahrheit ausgegeben worden ist, ein Freibrief gegen die uneingeschränkteste Untersuchung gestattet wird. Es gibt kein anderes Mittel, die Masse der Irrthümer und schädlichen Täuschungen, die den menschlichen Verstand verfinstert, zu vermindern, als dieses, und es kann kein anderes geben. Die Rede

kann also hier nicht von Sicherheit oder Unsicherheit seyn. Niemand kann etwas dabei zu befürchten haben, wenn es heller in den Köpfen der Menschen wird, — als diejenigen, deren Interesse es ist, daß es dunkel darin sey und bleibe; und auf die Sicherheit von diesen wird doch wol keine Rücksicht genommen werden sollen?"

Meinen Sie nicht, fragte ich den Freund, daß diese Liebe Wielands zur Aufklärung auch Vieles in den Urtheilen über Wieland aufklären könne? — Da reichte er mir die Hand zum Abschied, und sagte: „Sie beschwören mit dieser Frage die Manen Friedrichs und Josephs; ich weiß ja wol, warum man deren Zeitalter verdächtig zu machen sucht, und fürchte, Sie haben Recht. Noch aber leben Viele, die das Licht nicht scheuen, und alle diese werden Wielands Andenken ehren."

Es gibt welche, die das Licht nicht scheuen, und seinen Namen doch verunglimpften.

„Dann waren sie in meinem Falle, daß sie ihn nicht genug kannten und Vorurtheile hatten."

XXXIX.

An Tzschirner in Leipzig.

Ich will es Ihnen nur gestehen, mein verehrtester Freund, daß ich bei meiner letzten Aeußerung hauptsächlich an Sie dachte, denn ich war nicht wenig erstaunt, als ich in einer Ihrer durch die Zeitumstände veranlaßten Schriften eine Anklage Wieland's las, wie sie härter kaum jemals von seinem erbittertesten Gegner gemacht worden ist. Wäre sie von irgend einem aus der Bonzenschaft gekommen, von irgend einem Vertreter der Sultanschaft, von einem der philosophischen Köpfe, die nichts Verderblicheres, Verdrüßlicheres, Aergerlicheres kennen als den gesunden Menschenverstand, der nach ihrer Logik gleich ist dem Teufel und seinen Werken, oder überhaupt von irgend einem, dem, aus natürlichen Ursachen oder wegen der Kunst, die Finsterniß lieber ist als das Licht; so würde ich mich nicht im Mindesten verwundert haben, denn alle diese haben zureichende Bewegungsgründe, Wielands Gegner und Ankläger zu seyn. Was aber haben Sie mit allen diesen gemein? Gleichwohl treffen Sie mit diesen nicht nur in diesem Einen Punkte zusammen, sondern überbieten diese gar, denn es fehlt wenig, daß Sie einen unsrer achtungswürdigsten Schriftsteller als die

Hauptursache der sittlichen Verderbniß unserer Zeit darstellen. Gerade weil Sie dies gethan haben, kann ich darüber nicht schweigen.

Vors Erste kann ich gar nicht zugeben, daß unser Zeitalter ein so jämmerliches, schäbiges, Sünden- und Lastervolles Zeitalter sey, als wofür Manche es ausgeben wollen, und ich kann wenigstens gar nicht absehen, welchen Gewinn wir haben würden, wenn die von Vielen so gepriesenen und zurück ersehnten Zeiten des Mittelalters zurückkehrten. Zum Glück ist es Naturgesetz, daß der Strom vorwärts geht und nicht rückwärts. Eben so wenig aber, als ich so harten und — hypochondrischen Anklagen unserer Zeit beistimmen kann, kann ich auch die Anklagen jener sogenannten Zeit der Aufklärung unterschreiben; denn mir ist es völlig klar, was unsre Zeit Besseres hat, — und hat sie dessen nicht? das verdanken wir jener, und man muß warlich ganz besondre Beweggründe haben, um die gute alte Zeit vor jener zurück zu wünschen. Wer Aufklärung nicht mag, muß Verfinsterung wollen, oder ich weiß nicht, was er will; wiewohl ich recht gut einsehe, was man mit der Verfinsterung wollen kann, und daß man dies nicht wird zugeben wollen. Man macht deshalb jener Aufklärung den Vorwurf, daß sie nur nach untenhin beleuchtet habe, so etwas für den Bezirk des armseligen Verstandes, nach obenhin aber — ja, da soll eben der Fehler liegen. Daß man dahin nicht ge-

leuchtet habe, sagt man nicht, sondern vielmehr, daß man die Fackel des Verstandes dahin gekehrt, eben deswegen nun aber — nichts gesehen, und weil man nichts gesehen, behauptet habe, da oben sey nichts, und man habe sich um nichts zu kümmern was der Verstand nicht erreiche, der — si fabula vera! — nicht weiter reiche als die fünf Sinne. Darüber sey dem Leben das Höchste verloren gegangen, und darin bestehe eben der Vorzug des neunzehnten Jahrhunderts vor dem achtzehnten, daß jenes das Verlorne wieder gefunden.

Das Höchste für den Menschen ist allerdings seine Religiosität. Hat das Zeitalter der Aufklärung diese zu vernichten oder zu reinigen gesucht? Dies ist die Frage, die man zu beantworten hat. Ich sollte meinen, daß im Ganzen das Urtheil nicht gegen jene Zeit ausfallen könnte, außer etwa bei denen, die Keinen für einen Christen anerkennen wollen, der es nicht genau auf ihre Weise ist, unbekümmert darum, ob sie nicht etwa die alte, beinahe verschollene, Zunft der Heuchler und Gleisner wieder auferwecken. Was dieser oder jener dabei gethan, auch geirrt und gefehlt hat, habe ich jetzt nicht zu untersuchen, wol aber liegt mir ob, Ihnen darzulegen, wie Wieland in dieser Hinsicht dachte und gesinnt war. Ihnen, dem echten Forscher und Kenner der Religions- und Kirchengeschichte, ist es vielleicht sogar nicht unange-

nehm, wenn ich Ihnen einige Blätter widme, die sich hierauf beziehen.

Das erste gehört zu dem Agathodämon, einer in Wielands apologetischer Weise dargestellten Biographie des Apollonius von Tyana,

(Kupfer zu Band 35.)

worin der Held des Werks eine Ansicht des Christianismus nach dem Standpunkte seiner Zeit gibt.

„Daß die Verdorbenheit der Sitten, und ihre Quelle, das Verderbniß des Herzens, die Gleichgültigkeit gegen das, was wahr und recht ist, die Verachtung alles dessen, was unsern Vorfahren heilig war, die über alle Grenzen der Mäßigung und der Natur selbst getriebene Wuth nach thierischen Befriedigungen, der Egoism, der sich alles erlaubt und alles an sich zu ziehen sucht, und seine natürlichste Folge, ein durchgängiger Mangel an Humanität bei der größten Verfeinerung des Aeußerlichen, unter den Großen und Reichen, und eine zu jedem Bubenstück bereitwillige Ruchlosigkeit bei dem größten Hang zum Aberglauben und Dämonism, unter dem gemeinen Volke — daß diese bis ins innerste Mark der Menschheit eingedrungene moralische Verdorbenheit zu unsern Zeiten in der ganzen civilisirten Welt auf einen fürchterlichen Grad gestiegen sey, ist eine traurige Thatsache, die kein verständiger Mensch zu läugnen begehren wird. Was soll endlich aus einem solchen Zustande werden? ist eine Frage, wobei jeden nicht ganz gefühllosen Menschen ein Schauder überfällt. Wie kann geholfen

werden? ist eine andere Frage, die auch den weisesten Mann in Verlegenheit setzt." Die Gesetze und die Polizei, kaum noch vermögend das Ganze einiger Maßen zusammen zu halten, haben keine Kraft, diesen Uebeln Einhalt zu thun, geschweige sie von Grund aus zu heilen. Selbst der beste Regent kann dem immer weiter und tiefer um sich fressenden Schaden nur mildernde und unsichere topische Mittel entgegensetzen. Was die Philosophen ausgerichtet haben, liegt am Tage. Ihr Wirkungskreis erstreckt sich nur auf eine verhältnißmäßig sehr kleine Anzahl, und das Beste, was sie bei dieser bisher gewirkt haben, geht selten über eine gewisse Verfeinerung und Abglättung des Verstandes und der Sitten hinaus. Wer durch sie besser wird, war vorher schon gut, und von einer durch Philosophie gewirkten eigentlichen Bekehrung oder Sinnesänderung ist nur ein einziges Beispiel bekannt. Nichts davon zu sagen, wieviel Schaden sie durch ihre Sophisterei und Meteoropolie angerichtet, immer bleibt gewiß, daß sie auf die niedrigern Volksklassen, d. i. auf den unendlich größern Theil der Menschen, entweder gar keine, oder eine verkehrte Wirkung thun. Es bleibt also nichts übrig, als die Religion. — Aber was für heilsame Einflüsse zu einer sittlichen Verbesserung, die nur durch Sinnesänderung bewirkt werden kann, dürfen wir uns von einer veralteten, durch die unsittlichste Mythologie profanirten, beinahe alles moralischen Gebrauchs beraubten, und auf bloße alt hergebrachte Ceremonien, heuchlerische Grimassen, und ungereimte, oder gar durch die Aenderung der Zeiten und Sitten schandbar gewordene Gebräuche herabgesetzten polytheisti-

schen Religion versprechen? — Unsre alte Volks= und Staatsreligion hatte unstreitig in der Zeit, für welche sie paßte, eine schöne Seite; aber daß wir uns mit dem, was davon übrig ist, nicht länger behelfen können, ist schon lange unter allen gesunden Köpfen ausgemacht.

Wenn irgend ein religiöser Volksglaube einen sittlichen Werth haben soll, so muß es den Menschen, die ihm zugethan sind, Religion seyn, das verbotene Böse zu unterlassen und das Gute auch ungeboten zu thun. Dies war es, wozu unsre ältesten Gesetzgeber den Aberglauben der wilden oder halb wilden Menschen benutzten, die das ungewohnte Joch der bürgerlichen Verfassung tragen lernen sollten. Ihr politischer Bau ruhte größten Theils auf diesem Grunde. Seitdem die Furcht vor Jupiter dem Rächer verschwunden ist, seitdem kein Mörder die Schlangengeißeln der Erinnyen mehr auf seinem Rücken fühlt, seitdem unsre Götter bloße Bildsäulen sind, und sogar unsre Knaben des Tartarus und Phriphlegethon spotten, sehen wir einen Pfeiler dieses Gebäudes nach dem andern einsinken.

Wir sind nun auf dem Standpunkte, aus welchem der Glaube und das Institut der Christianer gesehen und beurtheilt werden muß.

Wenn wir, unter welcher Benennung es sey, ein selbstständiges Princip der physischen und moralischen Ordnung im Weltall annehmen, — ein Glaube, womit die besten Menschen von jeher sich so gern beruhigt und getröstet haben, — so kann die Idee einer Veranstaltung, um die beinahe gänzlich erloschene moralische Lebenskraft im Menschengeschlechte

wieder anzufachen, keinem Vernünftigen anders als konsequent erscheinen.

Laß uns nun sehen, wie das Mittel, zu Erzielung jenes Zwecks, und die Person, die zum Hauptwerkzeug dazu am tauglichsten wäre, beschaffen seyn müßte.

Das Mittel müßte von solcher Art seyn, daß es hauptsächlich auf den größten und am meisten verwahrlosten Haufen wirken könnte; es müßte für alle seine moralischen Bedürfnisse zureichen, und, indem es in diesen beinahe zur Thierheit herabgewürdigten Menschen die verkannte oder verlorne Würde unsrer Natur wieder herstellte, sie zugleich für alle Entbehrungen, Mühseligkeiten und Drangsale, denen ihre Lage im Stande der Gesellschaft sie unterwirft, ihrem eigenen Gefühl nach reichlich entschädigen.

Die Person, aus deren Hand die Welt diese Wohlthat empfangen sollte, müßte — da die Aufhebung der unbrauchbar gewordenen dämonistischen und magischen Religionen und Mysterien einer der vornehmsten Zwecke der Veranstaltung, wovon die Rede ist, wäre, — aus einem Volke genommen werden, welches sich von jeher durch eine mit Magie und Dämonisterei unverträgliche monotheistische Religion von allen übrigen Völkern unterschieden hätte. Es müßte ein Mann von ungewöhnlichen Naturgaben, von sanftem und herzgewinnendem, aber zugleich unerschütterlich festem Charakter, und von untadeligem Wandel seyn. Er müßte von Jugend an einen so entschiedenen Beruf zu dem Werke, wozu er bestimmt wäre, in sich fühlen, daß er selbst in seine göttliche Sendung nicht den geringsten Zweifel setzte. Je leben-

diger und inniger sein Gottesgefühl, je unbedingter und heroischer sein Glaube an einen mächtigen Beistand, je rein menschlicher das Verhältniß wäre, worin er sich selbst und die Menschheit überhaupt mit der Gottheit dächte, — desto geschickter würde er zur Ausführung des großen Werkes seyn.

Alle diese Eigenschaften fanden sich in Ihm beisammen, den ich dir geschildert habe.

Das Wesentliche des Auftrags, den die sogenannten Apostel von ihm erhielten, — alle Menschen zur Wiederkehr zu Gott, oder zur Buße und Sinnesänderung, zum Glauben an ihn, als den Gesandten Gottes, und zu einem seiner Lehre gemäßen unsträflichen Leben zu rufen, und ihnen unter dieser Bedingung die Vergebung ihrer Sünden und die Theilnehmung an allen himmlischen und ewigen Gütern, wozu sie als Gottes Kinder berechtigt seyen, anzukündigen, — stimmt mit dem Begriff, den ich dir von dem Eigenthümlichen seiner Lehre und seines persönlichen Charakters gegeben habe, zu wohl überein, um einem Zweifel Raum zu lassen, daß sie diesen Auftrag nicht wirklich von ihm empfangen haben sollten. Dahin gehört auch, wie mich dünkt, die Gewalt, die er ihnen über die bösen Geister gab, die Macht durch den Glauben an ihn Wunder zu thun, und das Versprechen, ihnen seinen Geist zu senden und unsichtbar immer bei ihnen zu seyn bis ans Ende der Welt.

Es bedarf, um die größten Veränderungen im Zustande der Welt hervorzubringen, nur weniger Ideen, die in beschränkten aber kraftvollen Menschen lebendig und herrschend werden. Diese wenigen Ideen brauchen nicht einmal deutlich und bestimmt zu seyn, im Gegentheil, sie wirken nur desto

gewaltiger, je verworrener sie sind; ja, in kurzem wirken die **bloßen Zeichen** derselben, Worte oder symbolische Bilder, in welche jeder so viel selbstbeliebige Bedeutung legen kann, als er will, stärker als die Ideen selbst. Was kann einfacher seyn als die Lehre der ersten Christianer? Aber daß es keine kalten leeren Begriffe waren, daß der Glaube, der sie umfaßte, ihnen Geist, Kraft und Leben gab, das wars, wodurch er so große Dinge that.

Die Erstlinge, die durch den Dienst der Apostel zu diesem Glauben gebracht wurden, waren **Juden**, die dadurch keineswegs der Religion ihrer Väter zu entsagen gemeint waren, und sich von den übrigen ihres Volkes nur dadurch unterschieden, daß der Messias, den die andern noch erwarteten, für sie schon gekommen war. Da sie aber von der herrschenden Partei als eine irrgläubige Sekte betrachtet, und, weil sie standhaft auf ihrem Glauben an den Auferstandnen beharrten, von aller Gemeinschaft mit den Rechtgläubigen, die sich im Besitz des Tempels, der Schulen und des Synedrions befanden, ausgeschlossen wurden, so war es eine ganz natürliche Folge dieser unpolitischen Maßregel, daß sie dadurch desto enger zusammengedrängt, und eine besondere Gesellschaft, gleichsam einen kleinen christlichen Staat in dem herrschenden Jüdischen, auszumachen genöthigt wurden. Diese neue Gemeinde zeichnete sich durch eine Einmüthigkeit des Geistes und Sinnes und einen Grad von Eintracht, Liebe und Unsträflichkeit der Sitten aus, wovon die Welt, außer unsern alten Pythagoräern, vielleicht noch kein Beispiel gesehen hatte. Sie waren, nach dem schönen Ausdruck eines ihrer Geschichtschreiber, **Ein Herz**

und Eine Seele. Durch den feurigsten Glauben an den gekreuzigten und wieder auferstandenen Gottgesandten, durch wetteiferndes Bestreben, seine Gesinnungen zu den ihrigen, sein Leben zum Vorbild ihres Thuns und Lassens zu machen, und durch die hoffnungsvolle Sehnsucht nach einer glorreichen Wiederkunft aufs innigste vereiniget; die ersten Genossen seines himmlischen Reichs auf der Erde; betrachteten sie sich selbst als die Heiligen und Auserwählten Gottes, die mit den unreinen Kindern der Welt so wenig als möglich gemein haben dürften. Sie unterwarfen sich den Aposteln, als sichtbaren Stellvertretern ihres unsichtbaren Herrn, mit kindlicher Ehrfurcht und unbeschränktem Vertrauen: unter sich aber waren alle gleich, alle Brüder und Schwestern in Christus. Vermöge dieses Geistes einer vollkommenen Gleichheit, und um so mehr, da ihre Existenz zu Jerusalem von der momentanen, wenig zuverlässigen Duldsamkeit der Jüdischen Priester und Vorgesetzten abhing; verkauften die Begüterten unter ihnen alle ihre Habe, und legten das Geld zu den Füßen der Apostel in eine gemeinschaftliche Kasse, zu welcher jedes Glied der Gemeine seinen Erwerb oder sein Vermögen beitrug, und woraus er und die Seinigen mit allem Nothwendigen versehen wurden, so daß keines von ihnen Mangel hatte oder für den andern Morgen zu sorgen brauchte.

Unstreitig war ein so seltner und von dem herrschenden Egoism unsrer Zeit so stark abstechender Gemeingeist eine der wirksamsten Ursachen der so schnellen Vermehrung der Christianer. Wer wollte nicht in eine zahlreiche Gesellschaft zu treten wünschen, deren Glieder in jedem Fall auf die thätigste

Unterstützung von allen übrigen rechnen dürfen? Es kommen aber noch verschiedene andre hinzu, wovon ich nur die hauptsächlichsten berühren will. Erstens: alle weichen, gutartigen, von der Ansteckung des herrschenden Verderbnisses frei gebliebenen, und zu einer gewissen herzerhebenden Schwärmerei geneigten Seelen, zumal unter dem zartern Geschlechte, sind, so zu sagen, als natürliche Kandidaten des Christenthums zu betrachten, und werden schon durch den bloßen Anblick der Liebe und Eintracht, der Gemüthsruhe, der guten Ordnung und Zucht, und der stillen, unscheinbaren, aber beglückenden häuslichen Tugenden, die unter den Christianern herrschen, für diese guten Menschen, und folglich auch für den Glauben, der sie dazu macht, eingenommen und gewonnen. Zweitens: auf der andern Seite finden sich auch unter denen, die die Welt bis zum Ueberdruß genossen haben, oder die von ihr verlassen worden sind, so wie unter der Menge von großen Sündern, die von ihrem erwachten Gewissen schwer gedrückt und geängstigt werden, manche, denen das Asyl, das ihnen hier aufgethan wird, — die Hoffnung von allen ihren Sünden rein gewaschen und sogar in die Gemeine der Heiligen aufgenommen zu werden, — um so willkommner ist, da die Eleusinischen und andern Mysterien, wo diese Bequemlichkeit sonst auch zu haben war, ihren Kredit immer mehr und mehr verlieren. Drittens: Die Religion wird insonderheit für gewisse Gattungen von Menschen, in irgend einer Epoche des Lebens, ein dringendes Bedürfniß der Einbildungskraft und des Herzens. Aber dann ist ihnen auch mit einer Religion, die in bloßen religiösen Gebräuchen

und Festivitäten besteht, und deren Ansehen sich blos auf ein hohes Alterthum gründet, wenig gedient. Sie verlangen eine Religion, die in Geist und Herz eingreift, die auf beide wohlthätig wirkt, die dem Niedergeschlagenen aufhilft, den Betrübten tröstet, den Schwachen stärkt, den Leidenden erquickt. Wer sich in diesem Falle befindet, wird natürlicher Weise eine neue Religion, die alles dies verspricht und hält, einer alten vorziehen, die nur noch ein leeres Phantom ohne Geist und Leben ist, und weder den Kopf noch das Herz befriedigt.

Sobald das Institut des Christenthums von den Juden zu den übrigen Völkern überging, mußte es nun gewisser Maßen für das besondere Bedürfniß der letztern eingerichtet werden, und, da es mit der alten Vielgötterei nicht wohl bestehen konnte, nothwendig die Gestalt einer neuen Religion annehmen, die an die Stelle der alten träte, und das alles wirklich leistete, was jene durch eitle Täuschungen vergebens zu bewirken gesucht hatte. Diese Nothwendigkeit scheinen die Vorsteher der Christianer immer mehr einzusehen, und ihre ganze Verfassung danach einzurichten. Was im Geiste des ersten Stifters bloße reine Angelegenheit des Herzens war, gewinnt nun unvermerkt eine Form, in der ich bereits die ganze Anlage zu künftigen Tempeln und Altären, zu Priestern und Opfern, zu einem öffentlichen Gottesdienste, der unsern Griechischen und Römischen an Pracht, und zu einer Priesterschaft, welche die alte Jüdische an Fruchtbarkeit hinter sich zurücklassen, ja sogar zu einer neuen Art von Mythologie und von Dämonism, unter welchem der Geist und das Wesen des ersten Instituts endlich er-

drückt werden wird, erblicke. Schon jetzt haben die Christianer sich zu einer geheimen Gesellschaft, die ihre exoterische und esoterische Lehre hat, gebildet; schon jetzt haben sie ihre Mysterien, die kein profanes Auge entweihen darf; und indem sie von den unsern, als von Erfindungen der bösen Geister, mit Verachtung und Abscheu sprechen, finden ihre Vorsteher es doch (um dem Reiche Gottes desto mehr Unterthanen zu gewinnen) wohl gethan, die Formen und die Sprache des geheimen Gottesdienstes zu Eleusis auf die feyerliche Begehung einer, von ihrem Meister kurz vor seinem Tode zu seinem Andenken gestifteten symbolischen Handlung anzuwenden. „Sie allein sind im Besitz des wahren Lichts und des wahren Mittels die Seelen zu reinigen; auch sie haben ihre unaussprechlichen Worte; und was der Hierophant zu Eleusis seinen Eingeweihten betrüglicher Weise verspricht, ein frohes Gemüth im Leben, und Hoffnung eines bessern im Tode, davon können sie allein den ihrigen die vollständigste Gewißheit geben." — Wie stolz und anmaßend auch diese Behauptungen der Christlichen Hierophanten klingen, so gründen sie sich auf das Bewußtseyn ihrer guten Sache, und es ist nicht zu leugnen, daß in dieser Rücksicht der Vortheil ganz auf ihrer Seite ist.

Zu allem diesen kommt noch eine Art von innerer Polizey, wodurch ihre Gemeinen, und (vermöge der engen Verbindung, worin sie mit einander stehen) das ganze Christianische Wesen, als Ein Leib, der von Einem Geiste regiert wird, so zu sagen einen besondern Staat im Staate

ausmachen. Die Diener ihrer Gemeinen sind in verschiedene Klassen abgetheilt, und die sogenannten Aufseher haben sich, als Stellvertreter der Apostel, bereits eine Art von obrigkeitlichem Ansehen zu verschaffen gewußt, welches sich mit dem Wachsthume der Gemeinen natürlicher Weise immer weiter ausdehnen wird. Einen Glaubensgenossen, oder, nach ihrer Art zu reden, einen Bruder, vor die ordentliche Römische oder von Römern angeordnete Obrigkeit zu ziehen, ist eines der größten Verbrechen in ihren Augen. Ihre Vorsteher schlichten nicht nur alle unter ihnen über streitige Rechtsfragen, wiewohl selten vorfallende Händel, sondern üben auch ein sehr scharfes Censur- und Strafamt über ihre Untergebenen aus; und da alle Verbrechen, die etwa in ihrem Mittel begangen werden, zu Vermeidung des Skandals (wie sie es nennen) mit der äußersten Sorgfalt verheimlicht und dem Auge des gesetzmäßigen Richters entzogen werden, so leuchtet die Unschuld und Unsträflichkeit der Christianer, in Vergleichung mit den Anhängern der alten Religion, welche noch die ungleich größere Mehrheit ausmachen, um so viel stärker hervor, erhält sich immer in ihrem alten Ruf, und erwirbt ihnen unter dem bessern Theile des Volks immer neue Anhänger. Was dieser, auf möglichste Unabhängigkeit vom Staate abzweckenden, obgleich bis jetzt noch unschuldigen Verfassung die Krone aufsetzt, ist die Einrichtung, vermöge deren jede Gemeine, die nicht etwa ihrer Armuth oder zufälliger Umstände wegen selbst Unterstützung bedarf, eine mehr oder weniger reiche Gemein-Kasse besitzt, die mit der größten Gewissenhaftigkeit verwaltet, und zu allen Arten von Liebeswerken, (wie sie es nennen) zu Unter-

stützung armer Wittwen, Erziehung verlaßner Waisen, Verpflegung dürftiger oder zur Arbeit unvermögender alter Leute, kranker, gefangener oder vertriebener Brüder und Schwestern, und dergl., auch im Nothfall zur Handreichung an andre nothleidende Brüder-Gemeinen, verwendet wird. Da es nichts seltnes ist, daß begüterte Christianer (deren Anzahl immer zunimmt) ihr ganzes Vermögen, oder doch einen beträchtlichen Theil, diesem heiligen Gemeinschatze schenken, so ist leicht zu sehen, daß diese ökonomische Einrichtung für die Fortdauer und den immer steigenden Flor eines so wohl organisirten höchst moralischen kleinen Staats in dem äußerst unmoralischen großen Staate mit der Zeit wichtig werden kann. Der Christ (so sagen sie schon jetzt) ist in die Welt gekommen, die Feinde Gottes, die bösen Geister, die sich von den bethörten Menschen auf dem ganzen Erdboden als Götter anbeten lassen, zu bekämpfen, ihre Werke zu zerstören, und das Reich Gottes und seines Gesandten auf den Trümmern des ihrigen zu errichten. Jeder, der sich zu ihm bekennt, ist ein Kämpfer in diesem heiligen Kriege. Glücklich, wer die Zeit des Triumphs erleben wird; noch glücklicher, wer sein Leben für die Sache Gottes aufopfert. Der Krieg, in den sie angeworben sind, ist ein Vertilgungskrieg, und muß sich also, da der Allmächtige auf ihrer Seite ist, oder vielmehr seine eigene Sache durch sie führt, nothwendig mit dem Untergang seiner Feinde endigen. Heißt dies, in unsre Sprache übersetzt, etwas anders als: die Christianer dürfen und werden nicht eher ruhen, bis ihre Religion die allein herrschende ist, und den Polytheism gänzlich verschlungen hat? — Diese Zeit wird

kommen; ich sehe sie im Geist; ich glaube sogar einen Theil der Umstände, welche sie herbeiführen werden, voraus zu sehen: und wenn ich mich auch hierin täuschte, in dem Haupterfolge kann ich mich nicht täuschen; dafür bürgt mir der mächtige Genius, der das Christenthum gegen seine Feinde und Freunde schützt, der es nie unterliegen lassen, sondern gerade dann, wenn es seinem Untergang am nächsten zu seyn scheint, gleich seinem Stifter wieder erwecken, und in reinerm Glanz als jemals über die Menschheit, die es zu veredeln und zu beglücken bestimmt ist, aufgehen lassen wird.

Aber durch wie viele Veränderungen, Umwandlungen, Verbildungen und Entweihungen, durch welche Stürme, Gefahren, Erschütterungen und Katastrophen wird es gehen, bis es seine ganze Bestimmung erfüllt hat, wenn es anders in der unendlichen Folge der Zeiten einen solchen Punkt gibt! Von wie vielem Unheil und Jammer, von welchen Verbrechen und Gräueln wird es bald die Veranlassung, bald der Vorwand, bald der Deckmantel seyn! Wie oft wird der Kurzsichtige sein wohlthätiges Licht von der dickesten Finsterniß verschlungen sehen! Wie tief wird es oft unter sich selbst herunter gesunken zu seyn, und seinen großen Zweck gänzlich verfehlt zu haben scheinen! Das Göttlichste wird menschlich, sobald es sich Menschen mittheilt; und die aufrichtigste Sinnesänderung kann einen verderbten Menschen nicht so gänzlich umschaffen, daß nicht eine Anlage zu neuer Verderbniß übrig bliebe. Es war leicht, zu den Neubekehrten zu sagen: Seyd gesinnt, wie Christus gesinnt war. Um gesinnt zu seyn wie Er, müßte man er selbst seyn. Wer es unter-

nahm, seinen göttlichen Sinn, seine einfältig erhabene Theosophie, seinen Glauben, seine Liebe, seine reinen anspruchslosen Tugenden in so ungleichartige Menschen zu verpflanzen, glich einem Gärtner, der die Früchte eines reichen Bodens und einer glühenden Sonne unter einem kalten Himmel in einem undankbaren Boden erziehen will: sie werden gar bald aus der Art schlagen, und, wo es auch am besten gelingt, doch nie zu der Güte und Vollkommenheit derjenigen gelangen, die in ihrem angebornen Klima reiften; sie werden diesen mehr oder weniger an Gestalt, Farbe, Geruch und Geschmack ähneln, aber an Geist und Kraft immer weit unter ihnen bleiben. — Doch dabei wollen wir uns, da es Natur der Sache ist, nicht länger aufhalten. Die Umgestaltung des primitiven Christenthums zu einer ausschließlich herrschenden Volks- und Staats-Religion wird noch besondere, zuvor unbekannte Uebel theils herbeiführen, theils zur Begleitung haben, die mir für eine Reihe künftiger Jahrhunderte eine traurige Aussicht geben. Das menschliche Geschlecht, zu dessen Befreiung Christus erschienen war, wird von seinen vorgeblichen Bevollmächtigten in neue Fesseln geschlagen werden. Statt des Lichts, das über die Welt aufgehen sollte, wird sich eine fast allgemeine langwierige Finsterniß über sie verbreiten, und statt der Humanität, zu welcher die ausgearteten Menschen gleichsam wiedergeboren werden sollten, werden sie in eine noch größere Barbarei und Verwilderung zurückfallen, als die, woraus unsre alten Gesetzgeber unsre Voreltern gezogen haben. Aber gegen alle diese Uebel trägt das Christenthum auch Heilkräfte in seinem Schooße, die

immer, so oft es Zeit seyn wird, ihre Wirkung thun, und das, was ich von der wohlthätigen Tendenz und unzerstörbaren Natur desselben gesagt habe, rechtfertigen werden.

Ich hätte Tage lang zu reden, wenn ich dir hierüber alles sagen wollte, was mich ein durch so lange Beobachtung der menschlichen Dinge geschärftes Divinazionsvermögen mit einer Art von Gewißheit voraussehen läßt. Es sey also zur Probe an Folgendem genug. Christus hat keine vollständige Vorschrift dessen, was seine Nachfolger für wahr anzunehmen hätten, kein eigentliches Glaubensformular hinterlassen. Alles war bei ihm praktisch, nichts Speculazion: es kam darauf an, den Willen des Vaters wirklich zu thun; Gott über alles, die Menschen als sich selbst zu lieben; nicht spitzfindige Untersuchungen über das Wesen Gottes und über den ersten Grund und die äußersten Grenzen des Rechts und der Pflicht anzustellen. Von diesem Wege haben die Christianer ziemlich bald angefangen sich zu entfernen, und ich höre, daß sie sich wegen Verschiedenheit der Meinungen über Dinge, worüber vernünftige Menschen gar keine Meinung haben, bereits in mehrere Sekten gespaltet haben, die einander wechselsweise für irrgläubig erklären, und mit großer Bitterkeit verdammen und verfolgen. Einige von ihnen, die sich, weil sie von den übersinnlichen und göttlichen Dingen mehr als andre wissen wollen, Gnostiker nennen, haben bereits die Fragen, was Christus eigentlich sey? Wie und in wiefern er Gottes Sohn sey? Ob nur der erste unter den Erschaffnen, oder wirklicher Gott? u. s. w. auf eine Art zur Sprache gebracht, die leicht voraussehen läßt,

daß die Streitigkeiten und Spaltungen, welche sich über diese und eine Menge ähnlicher Fragen, wozu es ihnen an Stoff nicht fehlt, erheben werden, nicht eher aufhören können, bis eine große Staatsrevoluzion die höchste Gewalt in die Hände der Christianer gelegt, und eine der streitenden Parteien es in ihre Macht bekommen haben wird, die übrigen mit Hilfe des weltlichen Arms zu unterdrücken. Je mehr Anhänger das Christenthum unter den subtilen, von Alters her sophistischen und disputirsüchtigen Griechen gewinnt, desto mehr wird dieser vorwitzige Geist der Spekulazion über unbestimmbare und unbegreifliche Dinge, die Wuth Recht zu behalten, und die Anmaßung andere zu unsrer Meinung zu nöthigen, unter diesen Leuten überhand nehmen, so daß die Bruderliebe unter dem Gezänk über die Glaubenslehren oft sehr ins Gedränge kommen wird. Denn das Schlimmste ist, daß sie — aus Verwirrung dessen, was ihr Stifter bei dem Worte Glauben dachte, mit dem Begriff, den sie damit verbinden — jeden Irrthum in Glaubenssachen für verdammlich, und die Beharrlichkeit bei einer Ueberzeugung, die ihnen irrig scheint, für ein sakrilegisches Verbrechen erklären, welches sie, sobald sie die Macht dazu haben, aufs strengste zu bestrafen nicht ermangeln werden. Das Unheil, das durch diese schwerlich jemals beizulegenden Fehden zwischen Rechtgläubigkeit und Irrgläubigkeit dereinst über die christliche Welt kommen wird, ist unübersehbar. Je größer die Autorität ihrer Aufseher und Lehrer alsdann seyn wird, desto schrecklicher wird diese bisher nie gekannte Pest wüthen; und wenn dann noch vollends schwach-

sinnige oder tyrannische Fürsten auf den unglücklichen Einfall kommen sollten, sich in diese heillosen Händel zu mischen, und Partei zu nehmen, so würde man nur zu oft, um einer spitzfindigen Distinktion, oder um eines beiden Parteien unverständlichen Wortes willen, Ströme Bluts fließen, und blühende Städte und Provinzen, von heiligen Bürgerkriegen verheert, Gott und seinem Christ zu Ehren in Einöden verwandelt sehen.

Ich wünsche, daß meine Phantasie diese Gräuel der Zukunft um vieles übertrieben haben möge: aber ich sehe nur zu große Ursache das Gegentheil zu besorgen, wenn ich bedenke, zu welchem Grade von Ansehen, Einfluß und Macht die künftige Priesterschaft der Christianer sich empor zu schwingen wissen wird. Denn, glaube mir, Priester werden sie haben, wie sie Tempel haben werden; wiewohl weder diese noch jene dem Sinn und Zweck ihres Meisters gemäß sind. Die ganze Anlage zu einer künftigen Hierarchie ist bereits in den verschiedenen Abstufungen der gegenwärtigen Vorsteher und Diener ihrer Ekklesien sichtbar. Schon jetzt ist die Ehrfurcht vor den Aufsehern (Episkopen), und der Glaube an die Heiligkeit, Unfehlbarkeit und geistliche Gewalt dieser vermeinten Stellvertreter des Herrn beinahe grenzenlos. Was wird erst werden, wenn unter einem zum Christenthum sich bekennenden Autokrator die allgemeine Ekklesia über das Reich der Dämonen (die alte Religion und ihre Anhänger) triumphirt haben wird? Sollten sie sich wol alsdann, wenn die Umstände ihnen nur einiger Maßen günstig sind, an den Schüsseln des Himmelreichs,

die ihnen (ihrem Vorgeben nach) anvertraut sind, genügen lassen, und sich derselben nicht vielmehr, zu größerer Ehre Gottes, klüglich zu bedienen wissen, um, so viel möglich, alle Gewalt im Himmel und auf Erden an sich zu ziehen? —

Sollte es wol in der menschlichen Natur seyn, wenn man das Ziel so nahe vor sich sieht, freiwillig stehen zu bleiben? Ich denke, nein. Mein Genius müßte mich sehr betrügen, oder die Priester der Christianer werden unsern Nachkommen dereinst etwas zeigen, was die Welt noch nie gesehen hat: — einen Priester, der gleichsam der sichtbare Gott auf Erden ist, vor dem alle Völker mit ihren Fürsten die Kniee beugen; der sich, kraft seines Oberpriesterthums, der wirklichen Oberherrschaft über den Erboden und den Ocean anmaßt; der Könige einsetzt und absetzt, große Reiche nimmt und gibt wem er will.

Sollte mich meine Einbildungskraft auch hierin über die Grenzen des Möglichen führen? Das wolle der Himmel! Denn in Wahrheit, wenn ich recht divinire, so stehen der Menschheit von dieser Christlichen Theokratie — die gewiß das Reich Gottes nicht ist — unbeschreibliche Uebel aller Art bevor. Eine so grenzenlose Macht, eine so übermenschliche Würde kann kein Sterblicher weder ertragen noch behaupten. Welche Verbrechen, welche Gräuel würde der Mißbrauch einer solchen Gewalt, — wie viele Verwirrung im bürgerlichen Leben, welche auf Tod und Leben kämpfende Fakzionen, welche heilige Kriege würde die nothwendig von Zeit zu Zeit ausbrechende Ungeduld der Monarchen, ein

so unleidliches Joch zu tragen, in der Christlichen Welt nach sich ziehen! Und zu welcher tiefen Sklaverei müßte unter der willkürlichen Oberherrschaft eines Priesters, der in dieser und jener Welt verdammen könnte, der menschliche Geist, dessen Element Freiheit ist, nach und nach heruntersinken!

Wenn ich mich nun vollends in die Folgen, die das alles für die Moralität der künftigen Christianer haben wird, einlassen wollte, welche traurige Gemälde hätte ich dir noch aufzustellen! Welche Verdunklung der klärsten Begriffe des allgemeinen Menschenverstandes! Welche Zerrüttung des moralischen Sinnes! Welche Vermengung des heiligen mit dem Profanen! Du würdest Wahrheit als Irrthum und Verbrechen bestraft, verderbliche Grundirrthümer zu unzweifelhaften Wahrheiten erhoben, die Vernunft unter die Füße des blinden Glaubens getreten, Laster zu Tugend, Verbrechen zu verdienstlichen Handlungen, Wahnsinn und Aberwitz zu Gegenständen der öffentlichen Verehrung gestempelt sehen, und deine Augen mit Ekel und Unwillen von dem häßlichen Anblick wegwenden.

Wie groß aber auch der Mißbrauch seyn mag, den die künftige Christliche Hierarchie und Theokratie von ihrem Uebergewichte machen kann und wird, so sehe ich doch im Schooß der nächst kommenden Jahrhunderte eine Weltbegebenheit reifen, die ohne dasselbe die größte Kalamität seyn würde, die das menschliche Geschlecht je betroffen hat. Es fällt einem nachdenkenden Beobachter der Zeit nur zu sehr in die Augen, daß das Römische Reich sich seinem Verfall nähert, und daß die größtentheils noch unpolizirten barbarischen Völker, die

den Norden von Europa und Asien inne haben, sich immer näher an uns andrängen, und immer mehr über uns gewinnen. Wer wird nun den schönsten Theil des Erdbodens, die so viele Jahrhunderte durch Polizei, Künste, Wissenschaften, Gewerbe, Handlung und Schiffahrt angebaute, gebildete und verschönerte Welt, von den alles zerstörenden und zertretenden Fäusten und Fersen dieser Wilden retten? Was ehemals geschah, wird auch jetzt geschehen. Das Einzige, was solchen ungeschlachten Erdensöhnen imponiren kann, die Religion, ehemals die Stifterin der Humanität, wird jetzt ihre Retterin seyn.

Wenn ich richtig im Buche des Schicksals gelesen habe, so wird diese Zeit wirklich kommen; aber sie wird auch wieder ein Ende nehmen. Die Priesterregierung wird aufhören den Christlichen Völkern unentbehrlich zu seyn; der Druck ihres Mißbrauchs wird endlich unerträglich werden; alles wird gegen sie aufstehen, und die Menschheit ihre Fesseln so lange schütteln, bis sie abfallen. Ihr Jahrhunderte lang gefangen gehaltener Geist wird seine Kräfte wieder versuchen; neue Erfindungen und Entdeckungen werden vielleicht einen höhern Grad von Kultur und Aufklärung befördern, als das menschliche Geschlecht noch nie erreicht hat. Diese Aufklärung wird sich wahrscheinlich auch über den Christianism verbreiten; seine Geschichte, seine Urkunden, seine vielfachen Verbildungen und Verunstaltungen, was an ihm wesentlich, und was blos zufällig, lokal und temporär ist, wird einer scharfen und unbefangenen Untersuchung unterworfen, und sein Jahrhunderte lang verkannter Geist schon allein dadurch wieder erkannt

werden, daß man ihn von den alten Judaismen, in die er eingewindelt war, völlig los wickeln, und, da ihm doch zum Wirken ein Organ unentbehrlich ist, ihn eine allgemein verständliche Sprache reden lassen wird.

Doch — ich bin des Weissagens müde. Es ist eine Schwachheit, die das hohe Alter mit der ersten Jugend gemein hat, daß wir nicht aufhören können, wenn wir von einem Gegenstande sprechen, der ein großes Interesse hat, und ich läugne nicht, daß ich in meinen schönen Traum von dem, was die so humane, so herzerfreuende und herzerhebende, von aller Schwärmerei so reine praktische Theosophie jenes in seiner Art einzigen Lehrers der Menschheit seyn und wirken müßte, wenn sie, ohne Einmischung fremdartiger Zusätze, zur allgemeinen Religion des Menschengeschlechts erhoben werden könnte, — verliebt bin. Laß mich nur dies Einzige noch hinzusetzen: Eben deßwegen, weil jene Theosophie, in ihrer lautersten Reinheit gedacht, das höchste Ideal der moralischen Güte und Vollkommenheit der menschlichen Natur ist, kann ihre heilsame Einwirkung auf das tiefverderbte Menschengeschlecht nicht anders als langsam, und, aus einem niedrigen Gesichtskreise betrachtet, fast unmerklich seyn. Aber sie ist auf die Dauer eines unsterblichen Geschlechts berechnet, auf eine Folge von Zeiten, in welcher vielleicht ein Jahrtausend nicht mehr als im Leben der Sterblichen ein einzelner Tag ist. Der Zeitpunkt, wo sie ihre ganze Wirkung gethan haben wird, gleicht vielleicht dem Mittelpunkt im unendlichen Zirkel des Hermes, und rückt immer weiter zurück, je mehr wir uns ihm nähern. Genug, daß wir nun ohne Aufhören vorwärts

schreiten, und von der Zeit an, da dies Licht über die Menschheit aufgegangen seyn wird, ein wirklicher Rückfall in die alte Finsterniß nicht mehr möglich ist."

XL. XLI.

(Kupfer zu Band 33 u. 34.)

Diese beiden Kupfertafeln gehören zu einer ähnlichen Biographie eines nicht minder berühmten oder berüchtigten Mannes, des Peregrinus Proteus, und beide Scenen, in denen wir ihn hier erblicken, bezeugen, daß er ein seltsamer Schwärmer in seiner Jugend war und bis in sein Alter blieb. In der ersten Scene sehen wir ihn beglückt durch die Theophanie der Venus Urania, und er gelangte dann auch zur unmittelbaren Vereinigung mit der vermeinten Göttin, die sich aber endlich in die Römerin Mamilia Quintilla verwandelt. Durch noch so viele Mystifikazionen aber sind Köpfe einer gewissen Art nicht zu heilen, sonst würde Peregrinus in der zweiten Scene vor der schönen Kaiserin Faustina keine so beschämende Rolle spielen. Alle Noth, in die er während seines ganzen wunderlichen Lebens gerathen war, hatten ihm — Weiber verursacht, und es war klug von ihm, die Nähe derselben zu meiden. Da er in Rom als Cyniker auftrat, setzte er sich in den Ruf eines erklärten Wei-

verhassers; gerade dieser aber erregte die Neugier der ein wenig leichtfertigen Faustina, zu sehen, wie ein Philosoph wol die Probe bestehe. Während dieser ihr Platons Symposion erklärte, bemerkte er nicht, daß sie, die mit jeder Unterredung schöner in seinen Augen ward, und ihn unvermerkt in alle Schwärmerei seiner Jugend zurückwarf, einen Plan gegen seine Weisheit entworfen hatte. Es galt zwischen ihr und einer vertrauten Freundin eine große Wette, wie probefest der Weiberhaß und der Platonismus der Philosophen sey. Faustina hatte gewettet, sie würden es nicht seyn, und — wie sich hier zeigt, wenn gleich sein Anschlag besser war als der Anschein vermuthen läßt, — sie hatte die Wette gewonnen.

Nicht aber diese Scenen sind es, mein verehrtester Freund, worauf ich Ihre Aufmerksamkeit richten wollte. Dieses Werk Wielands ist für denkende Leser, wie fast alle Wielandischen Schriften erfodern, in mehr als Einer Hinsicht wichtig, als der Versuch der Lösung einer schwierigen psychologischen Aufgabe, als das letzte Resultat vieler Untersuchungen über religiöse Schwärmerei und deren Zusammenhang mit Platonischer und — nicht Platonischer Liebe, aber auch durch die Darlegung der Tendenz des damaligen Christianismus und durch das über Hierarchie und Theokratie überhaupt Gesagte. Es ist in dieser Hin-

sicht gewissermaßen als eine Fortsetzung des Agathodämon zu betrachten, und aus diesem Grunde habe ich es Ihnen angeführt. Erinnern Sie sich nun noch seiner merkwürdigen Abhandlung über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, und wenn Sie genau erwogen haben, was darin vorgetragen ist und wie, dann — — bitte ich um Ihr Urtheil. Wie einverstanden Sie mit Wieland seyn mögen oder nicht, darauf kommt mir nichts an, wol aber darauf, daß Sie eingestehen, ein Mann, der so ruhig, so sorgsam geprüft hat, dem es heiliger Ernst war, das Wahre von dem Falschen zu scheiden, der nur aus reiner Gesinnung und Liebe zu den Menschen seine Gedanken mittheilte, und in einem so würdigen Tone, daß er nie und nirgends über das wahrhaft Heilige sich einen Scherz oder Spott erlaubt hat, — ein solcher Mann sey mit dem, was guten Menschen ehrwürdig und der Menschheit heilig ist, nie frivol umgegangen. Die Worte, die er im Peregrinus seinem Geistesverwandten Lucian in den Mund legt: „In meinem Leben hab' ich nie der Tugend, sondern nur der falschen, oder übertriebenen Anmaßungen einer dem Menschen nicht gegebenen Vollkommenheit gespottet; jene nenne ich nie Schwärmerei;" diese Worte sind völlig auf ihn selbst anwendbar, und Sie können getrost zu der Tugend die Religion hinzusetzen.

XLII. XLIII.

Es war am 24. Oktober 1812, als Wieland in der Loge Amalia zu Weimar eine Vorlesung über das Fortleben im Andenken der Nachwelt hielt. Darin sagte er: „Woher wissen wir denn, daß der fortdauernde Geist, obschon der Tod die sichtbaren Fäden seines Zusammenhanges mit der Sinnenwelt abgeschnitten zu haben scheint, nicht noch durch einen inneren Sinn mit dem Menschengeschlechte, dem er doch einmal auf immer angehört, in Verbindung bleibe? Gesetzt aber auch, dies wäre nicht, so bliebe doch diese Art des Lebens nach dem Tode, durch den Antheil, den uns der fortdauernde Einfluß unserer ehemaligen Thätigkeit, wenigstens bei dem zärter und wärmer fühlenden und liebenden Theil der Nachwelt verschafft, noch immer ein unendlicher Genuß für den Glücklichen, der dessen (wenn auch nur in einzelnen Augenblicken) durch ein lebendiges Vorgefühl, und zu jeder Zeit durch ein leises dunkles Bewußtseyn in seinem Innersten theilhaft würde? Aber auch dieses bei Seite gesetzt, was ist denn eines jeden, dieses Namens würdigen, Menschen wahres Leben? Was verdient diesen so viel umfassenden, so viel bedeutenden Namen im höchsten Sinne?" — Er dankte den Brüdern für die, wenige Wochen zuvor, an seinem achtzigsten Geburtstage ihm überreichte, auf ihn geschlagene, Denk-

münze, — wovon hier eine Abzeichnung beiliegt, — mit den Worten: „Ihr edles Geschenk erhält in meinen Augen einen unschätzbaren Werth, wenn ich es als ein Unterpfand betrachte, daß ich, auch wenn ich dereinst aus Ihrer Mitte genommen werde, des Glücks, in Ihrer aller liebevollem Andenken fortzuleben, mich mit Gewißheit zu erfreuen habe."

Drei Monate darauf war er nicht mehr unter den Sterblichen. Zu Osmannstädt, einige Stunden von Weimar, welches er als Greis eine Zeit lang besaß, das ihn als einen heiteren Weisen, als den zärtlichsten Gatten, Vater und Großvater, als den wohlwollendsten, wünschenswürdigsten Nachbar gesehen, wo er aber auch sehr schmerzliche Verluste an der treuen Gattin und einer als Tochter geliebten jungen Freundin erfahren hatte, da ruht er nun von seiner rastlosen Thätigkeit für das Wahre, Gute und Schöne. Er ruht neben jenen zwei Vorangegangenen, und eine dreiseitige Pyramide bezeichnet durch Emblem und Inschrift, wen an jeder Seite das Grab umschließt. Das darauf befindliche Distichon entwarf er selbst.

Gewiß werden Sie es nicht für eine falsche Sentimentalität erklären, mein verehrtester Freund, wenn ich Ihnen sage, daß ich auf dieses Denkmal nie ohne ein Gefühl von Wehmuth hinblicken kann, welches auch dadurch erregt wird, daß ich bedenke, was unser Wieland von der Nachwelt hoffte. Und auch Sie [könn]nten zur Vereitlung dieser Hofnung beitragen?

Nein, Sie sind es sich selbst schuldig, gerecht zu seyn! — Ich füge nichts weiter hinzu; nur zwei Selbstbekenntnisse Wielands, die gleichsam wie Stimmen aus seinem Grabe zu betrachten sind, theile ich Ihnen noch mit.

„Was du von mir zu wissen verlangst, ist das Geheimniß der Natur, das unaussprechliche Wort ihrer Mysterien, auf denen ein Schleier liegt, den noch kein Sterblicher aufgedeckt hat. Von Jugend an bemühte ich mich, zu diesem unzugangbaren Licht eine Oefnung zu finden. Ich durchforschte alle Meinungen und Systeme der Denker, und es wurde immer dunkler um mich her. Ich überließ mich der Einbildungskraft, und erkannte gar bald ihre magischen Täuschungen. Ich hatte Augenblicke, wo ich fühlte ohne zu glauben, andere, wo ich glaubte ohne zu fühlen, unzählige, wo ich keines von beiden bedurfte. Ich habe nun das Leben hinter mir, und will dir sagen wohin ich gekommen bin. Die grenzenlose Natur, die ewige Ordnung und Harmonie der Dinge, das, was diese Masse der ungleichartigen Erscheinungen außer mir zusammen hält und in ein unergründliches Ganzes innigst verwebt und vereinigt, und das, was die unermeßliche Masse von Empfindungen, Ideen, Trieben und Gesinnungen in mir zusammen hält, und in einem sich selbst unerforschlichen Ich zu Einem Ganzen zu verbinden strebt, — alle diese helldunkeln geistigen Anschauungen fallen, wenn ich, tief in mich selbst gekehrt, jede

derselben einzeln betrachten will, plötzlich in einander; das unendliche Eins verschlingt Raum und Zeit; alles was war, was ist, und was seyn wird, zerfließt in den einzigen Akt eines einzigen ewigen Augenblicks, und ich verliere mich darin gleich einem Wassertropfen im uferlosen Ozean. — Aber bald öffnen sich meine Augen wieder, und glücklicher Weise finde ich mich wieder in meinem angebornen beschränkten Vaterland, Himmel und Erde; ich sehe wieder das allerfreuende Licht und die allernährende Erde: die schönen Horen mit ihrem wimmelnden Gefolge von Tagen und Stunden tanzen wieder um mich her; das allgemeine Leben der Natur drängt sich wieder warm an mein Herz, ich webe in allem was webt, und fühle mich in allem was athmet; die Phantasie schließt ihre unsichtbare Zauberwelt wieder vor mir auf; die Unsterblichen nahen sich meinem Geiste, und mit süßem Schauern umfaßt mich die Gegenwart des allgemeinen Genius der Natur, des liebenden, verborgenen Allvaters, oder wie der beschränkte Sinn der Sterblichen den Unnennbaren immer nennen mag, und ich bin — mit Einem Worte, wieder was ich seyn soll, ein Mensch, gut und glücklich, und verlange nichts mehr zu seyn als ich seyn kann und soll."

„Ich kenne kein anderes Mittel, um mit Ruhe und fröhlichen Erwartungen an den Tod zu denken, als das Geheimniß des alten Sokrates,

das Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens. Das Bewußtseyn, daß man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, setzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitre Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verspricht, nennen möchte. Wer sich in diesen Augenblicken Gutes bewußt ist, traut der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge für die Zukunft, und erwartet gelassen und getrost was da kommen wird. Eine solche Seele senkt sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht in den Schoos des Unendlichen, und schlummert dann unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin sie nie wieder erwachen wird. —— Von allem, was guten Menschen gewiß ist, das Gewisseste, bleibt doch immer, daß sie sich nicht betrügen können, wenn sie in ruhiger Ergebung, und gleichsam mit geschlossenen Augen, bis zum letzten Athemzug das Beste hoffen."

XLIV.

Wieland in Elysium.

Lebhafter als je war mir einst in einer Mitternachtsstunde Wieland gegenwärtig. Mir war, als sähe ich ihn, gleich seinem Alfonso,

Er lag, die Hände auf sein Herz
Gefaltet, athemlos, sein Antlitz bleich und hager,
Doch edel jeder Zug, und rein, und ohne Schmerz.

Zufällig kam mir dann zuerst seine Lustreise ins Elysium in die Hand, absichtlich aber griff ich dann nach seinen Gesprächen im Elysium. In jener las ich von seiner Seelenwanderung. „Meine Seele hat da, gerade wie im Traume, nur einen Augenblick nöthig, um einen Weg von mehreren hundert oder tausend Meilen zu machen. Nichts übertrifft die Leichtigkeit des Quasi-Körpers, womit sie, in der Meinung, daß es ihr gewöhnlicher sey, bekleidet ist. Alle ihre Sinne sind ungewöhnlich scharf. Die fremden Gegenstände kommen ihr bekannt vor; sie wundert sich über nichts, glaubt alles schneller und leichter zu verstehen als in ihrem alltäglichen Zustande, ist gleich mit allen vorkommenden Personen auf dem Fuß aller Freunde, die sich nach langer Trennung wiedersehen, u. s. w." In diesen las ich von denkwürdigen Abschälungen, denen die Neuangekommenen im Elysium unterworfen werden, worüber aber Hippias eine ganz besondre Meinung hatte. „Wenn sich jeder, sagt er, zu seines gleichen hält, bedarf es keiner Abschälungen. Was ich in meinem Erdenleben war, war ich ganz, und bin es darum geblieben. Ich bin nun einmal Hippias, und ihr könntet mich bis auf die letzte Haut abschälen, ich würde doch nicht Agathon werden." Zu anderer Zeit würden mich die wichtigen Probleme, welche dadurch

zur Sprache gebracht werden, am meisten beschäftigt haben; diesmal konnte meine Phantasie sich nicht von der Seelen-Reise und von Elysium losreißen; Wieland aber war selbst Ursache, daß mir unaufhörlich Klopstocks Worte in den Sinn kamen:

— — — Elysium ist nicht,
Noch die Richter am nächtlichen Strom. Das waren nur Bilder
Schwacher, irrender Züge. Dort richtet ein anderer Richter,
Leuchten andere Sonnen, als die in Elysiums Thale.

Den Traum des Wachenden setzte die aufgeregte Seele fort, als mir endlich der Schlaf gekommen war, und weil der Traum keine bloße Träumerei enthielt, so will ich ihn noch erzählen.

Ich war selbst in Elysium, und hörte, daß Merkur zu mehreren Umstehenden sagte: „Es gibt freilich gar zu viele Wege aus jener Welt in die andre, und mein Amt als Psychopompos beschäftigt mich kaum mehr. Heute aber muß ich etwas Außerordentliches thun, denn es gilt einen Mann, der mein Andenken unter einer ansehnlichen Nazion viele Jahre lang in Ehren erhalten hat. Da ich es ihm mit meinem Beutel nicht eben besonders gelohnt habe, so will ich heute zu seiner Belohnung meinen Stab gebrauchen, denn ich weiß, es wird ihm Vergnügen machen, durch unser Elysium wenigstens den Durchgang zu nehmen und Euch beisammen anzutreffen. Zwar ist er nicht in

Griechenland geboren, aber zum wenigsten ein halber Grieche, der mit Euch vielleicht am meisten gelebt hat, und der deshalb auch schon ein recht guter Bekannter von Euch ist. Ich hoffe daher, daß es auch Euch angenehm seyn wird, ihn zu sehen. Der Mann ist Wieland." — „Das freut mich!" sagten Horaz und Luzian wie aus Einem Munde. „Sieh da, mein treuester Verehrer," sagte Sokrates; Aristipp sah auf Platon hin; dieser lächelte, wie einer, dem etwas von einer nahen Ueberraschung des Andern ahnet.

Die Gerüchte müssen sich in Elysium sehr schnell verbreiten, denn nicht lange, so kamen Xenophon und Euripides, Aristophanes und Menander, Isokrates und Cicero von verschiedenen Seiten heran, und noch mehrere Elysier folgten, welche alle den neuen Ankömmling begrüßen wollten. „Ich bin begierig, sagte Cicero, nach wem er zuerst fragen wird, denn solch eine Frage entscheidet über das größere Interesse, das man unter Vielen für Einen hat." — „Und ist am Ende so gut als das Fenster des Momus vor der Brust," erwiederte lächelnd Luzian. „Wenn er mich nicht zuerst aufsucht, nahm Aristophanes das Wort, so hat er Unrecht, denn ich habe ihm während seines Lebens am meisten zu schaffen gemacht, selbst mit der Platonischen Liebe; denn hätte Platon mich nicht in sein Symposion eingeführt, wer weiß, ob seine Noth damit so groß geworden wäre. Ich bin begierig auf die Abschälungen, die es da geben

wird." — Platon sah ernst, und schwieg. Euripides, der auch jetzt noch, wie es schien, scenische Anordnungen gern hatte, that den Vorschlag, daß man den Ankömmling gleich bei seinem Austritt aus dem Nachen freundlich empfangen möge, und das, fügte er hinzu, werde wol am besten durch Sokrates und Luzian geschehen, denn in der Mitte zwischen diesen beiden sey ja sein eigentlicher Platz gewesen.

Kaum gethan, sah man den Vorschlag auch schon ausgeführt. Der neue Ankömmling war zu bekannt in Elysium, als daß ihn etwas hätte befremden können, aber es freuete ihn herzlich, von diesen beiden empfangen zu werden. Als sie ihn in ihre Mitte genommen, sagte er lächelnd: „Ironie hier, Spott da, Verstand zu beiden Seiten, nach der Weisheit vorwärts; ja, so wollte ich es. Man scheint hier zu wissen, was ich wollte; dort oben konnten sich die Leute nicht in mich finden; ich habe mich aber stets mit Euch getröstet. Nur zuletzt wurde mir's ein wenig zu arg. Da hatte eine große Anzahl von Menschen eine wunderliche Krankheit befallen, in welcher sie den Verstand nicht leiden konnten. Ironie und Spott nicht verstehen, oder, wenn man sie versteht, nicht leiden können, das begreift sich, aber den Verstand, — den Verstand! — „Fühltest du wol, fiel ihm Luzian ein, in Deiner letzten Zeit da oben eine Abnahme des Gedächtnisses?" — Wieland sah ihn an, lächelte dann, und sagte: „Du bist, wie ich merke, noch im-

mer der Alte; wenn aber diese Krankheit nicht ganz neu war, so waren es wenigstens die Symptome derselben." — „Ich habe davon gehört, sagte Sokrates, und ich verspreche Dir einige Lust davon, wenn ich nächstens einen von euern neuen Sophisten in die Frage nehme. Lassen wir aber diese, und wende du deinen Blick; dort siehst du Gesellschaft, die dir angenehm seyn wird. Wen von allen wünschest du wol zuerst zu sprechen?" Ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, antwortete Wieland:

— Platon! —

Platon stand eben abgesondert von den übrigen, nur Theano, des Pythagoras hohe Gattin, war in seiner Nähe. Als jene nun sich diesen genähert hatten, redete Wieland Platon also an: „Sohn des Ariston! Können Vorstellungsarten und Hypothesen uns trennen, da Wahrheit das Ziel unsers Forschens, und Menschenwohl der Gegenstand unsrer Thätigkeit war?" — „Beurtheile, sprach Platon, das Hier nicht nach dem Dort. Wie sollte ich von Dir mich wenden, der sich nie von mir losreißen konnte, und der keinen andern Kampf im Leben zu bestehen hatte als den, nicht ganz fest an mir halten zu können? Mich aber hast du nie bestritten." — „Darin, erwiederte Wieland, irrst Du, oder bist nicht recht berichtet, oder es muß jetzt zu Abschälungen mit mir kommen." — „Wegen deren, sagte Platon mit einem kaum merklichen Lächeln, darfst Du dich nur dessen erinnern, was Du

selbst den Hippias hast sagen lassen." — „Das, entgegnete Wieland, ist's ja eben. Zwar erinnere ich mich wol, daß ich hauptsächlich jene Afterphilosophie bestritt, die unter dem Schutze der ehrwürdigen Namen eines Hermes Trismegistos, Zoroaster, Orpheus, Pythagoras und des Deinigen in einer wissenschaftlichen Form selbst gute Köpfe verblendete, zu einer Zeit, wo diese poetische Art von Philosophie einer andern hätte Platz machen sollen, welche, mit neu erfundnen Werkzeugen bewaffnet, sich gleichsam neue Sinne zu verschaffen und damit die größten Schwierigkeiten zu übersteigen gewußt hatte, die ehmals jedem entgegen standen, der mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen versuchte. Ich bestritt eine bezauberte Welt um der natürlichen willen, und jene nur, wegen der damit verbundenen theurgischen Schwärmerei und der ekstatischen und oft nympholeptischen Zustände, in die sie versetzte." — „Damit, sagte Platon, bestrittest Du, was größtentheils nicht Mein war, und ich selbst nicht für das Meinige ausgegeben hatte, oder was ich nur darum poetisch gesagt hatte, weil ich es nicht anders sagen konnte." — „Ich habe aber auch gar manche deiner Meinungen bestritten." — „Meiner Meinungen; warum nicht? Mich aber hast Du nie bestritten, und darum hat mich auch mein Ahnungssinn nicht darin getäuscht, daß ich es seyn würde, nach welchem Du zuerst hier fragtest. Wol hast Du dir zuweilen eingebildet, daß du mit Ari-

stipp ausreichen würdest, aber Aristipp wird Dir selbst sagen, daß Du ihm gar manches von Platon geliehen hast. Ich leugne nicht, daß ihr in eurer Welt die Aristippe sehr nöthig habt, und ich wünsche ihr deren mehr noch als sie hat, so wie für ihre irdische Wirthschaft recht viel Verstand, den uns traun! der große Welturheber nicht umsonst gegeben hat —" —„Gott sey Dank! sagte Wieland, daß ich dies aus Platons Munde höre, denn dort hat mir der Verstand ordentlich einen bösen Ruf gemacht." — Platon lächelte, fuhr aber ernst fort: „Da ihr nun aber nicht ewig dort bleiben könnt, so — kamst Du stets zu mir zurück. In Einem bliebst Du dir treu, wie ich, daß man im dortigen Leben das Gute und Schöne zu erstreben habe; in andern hast Du die Namen verändert, nicht die Sache. Hattest Du dir früher paradisische Unschuldswelten gedichtet, so suchtest Du diese späterhin bei den Kindern der Natur; Du schriebst keine Briefe der Verstorbenen an ihre hinterlassenen Freunde mehr, aber Gespräche im Elysium; gebrauchtest nicht mehr Platonische Redensarten für Psalmen und schriebst keine Sympathien, aber Deine Sympathie mit der ganzen Natur führte Dich zum Urheber derselben, und dein Schwanengesang war ein Psalm auf die Gottheit, der um so schöner war, da ihm Dein reines Leben entsprach. Du hörst, daß Platon Dich besser kennt als die Welt Dich kannte. Aus einem schwärmerischen Anhänger von mir glaub-

test Du mein Gegner geworden zu seyn, warst aber ein besserer Platoniker als Viele, die sich nach meinem Namen nennen. Was mir das Heiligste für die Menschheit war, das war es auch Dir, und Du kamst zur Anerkennung desselben auf demselben Wege wie ich, — durch Dein Gemüth. Verleugnet von mir hast Du nur, was nicht Mein war, und Du hast wohl daran gethan, denn dieses hat der Menschheit wenig gefrommt, und ich kann dem Zeitalter nicht Glück wünschen, welches lieber meine Phantasien als meine Philosophie, lauter Gemüth ohne Deinen Verstand will, ewig von dem Höchsten schwatzt und dasselbe nicht klar denken mag. — Ueber dies alles sprechen wir jedoch am besten dann, wenn du erst neue Erfahrungen gemacht hast; ich wollte Dich nur überzeugen, daß Platon Dich von Herzen willkommen heißt."

Da nahte Aristophanes mit der Frage, wie es denn nun aber um seine Platonische Liebe stehe? Niemand gab Antwort, aber Theano, — die sich mir in demselben Augenblick in die Göttin der Weisheit selbst zu verwandeln schien, — trat hervor, nahm den Lorbeerkranz, dies Zeichen mehr des Schmerzes als der Lust, von seinem Haupte, schmückte dasselbe mit einem andern vom reinsten Glanze, und sagte: den Kranz der Unsterblichkeit empfange von den Pythagorischen Frauen! — Wieland stand wie in eine tiefe Erinnerung verloren, sagte still vor sich hin

Du selbst, o Tugend, du höchste Höh'
Der Menschenseele, was bist du als Liebe,
Du Gott in uns!

Da reichte Platon ihm schweigend die Hand, und Wieland sank an seine Brust.

Anhang.

XLV.

Psyche.

Die Erklärung dieses Kupfers zum 42. Bande ist S. 8 ff. enthalten, aber aus Versehen mit keiner Ziffer bezeichnet worden.

XLVI.

(Kupfer zu Band 26.)

König Heinrich II. von England, vermählt mit Elinor, der vormaligen Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, einer herrschsüchtigen Frau von unbändigem Charakter, liebte die schöne Rosamunde, die, nach

der Sage, zu Woodstok in einem Schlosse von wunderbarer Bauart verborgen lebte. Die Eifersucht der Königin wußte aber doch, bei einer Abwesenheit des Gemahls, den Weg zu ihr auszuspähen, um Rache zu nehmen. Zum Kupfer ist der Moment gewählt, in welchem Rosemunde den Giftbecher geleert hat, und in die Worte ausbricht:

So ist's geschehn! — Ich sterb', —
Und sterbend, göttliche Gerechtigkeit,
Bet' ich dich an! — Vor dir
Ist Rosemund nicht schuldlos! — Nimm,
Die Schwachheit eines zärtlichen,
Nichts Böses ahnenden, in seiner ersten Liebe
Verirrten Herzens abzubüßen,
Mein Leben an!

XLVII.

(Kupfer zu Band 25.)

Für den König von Pherä, Admet, — den der Schriftstecher unglücklicher Weise in einen türkischen Achmet verwandelt hat, — hatte seine zärtliche Gemahlin Alceste freiwillig dem Tode sich selbst zum Opfer dargeboten, und Admet dadurch dem Leben erhalten. Dessen Freund Herkules ist eben im Palast angelangt, als dieser voll Jammers über Alcestens Verlust ist. Hier tritt er nun zu seinem Freunde ein, den

er in einem Lehnstuhl findet, mit dem Arme auf einen kleinen Tisch gestützt, auf welchem ein Aschenkrug steht.

Herk. Wie? kennst du deinen Freund nicht mehr?

Adm. O ja, ich kenne dich! — Du bist — der Sohn
Von einem Gotte, der mich elend macht.

Herk. Admet, ich bin dein Freund, wiewohl du selbst
Kein Mann mehr bist. Ich kann nicht mit dir weinen,
Nicht jammern wie ein Weib; — Doch helfen will ich dir.

Herkules verläßt den Freund mit den Worten:

Freund, zweifle nicht!
Was Herkules verspricht,
Das wird er halten!
Ruf deinen Muth zurück!
Die Götter walten!
Ihr Beifall ist der Tugend Sold;
Sie sind den Frommen hold,
Und werden dein Geschick
Bald umgestalten!

Der Unglückliche fühlte ganz, als Herkules die geliebte Verlorne von den Ufern des Styx zurückgebracht hatte, wie wahr es sey:

Nein, der ist nicht vom Schicksal ganz verlassen,
Dem in der Noth ein Freund zum Trost erscheint!

XLVIII.

(Kupfer zu Band 28.)

Die Einleitungsscene zu der Liebe zwischen dem Lustspieldichter Menander und Glycerion. „Ich hatte, so erzählt jener, ein kleines Geschäft mit Xanthippides abzuthun. Er führt mich in eine mit Gemälden ausgezierte Halle. Im Weggehen fällt mein Blick von ungefähr auf ein Bild, das mir neu ist, und mich schon von fern durch den Glanz und die Harmonie seiner Farben anzieht. Ich nähere mich ihm und betracht' es mit immer steigendem Entzücken. Es ist, sagt Xanthippides, ein enkaustisches Gemälde von der Hand des berühmten Pausias, das ich vor Kurzem um dreitausend Drachmen gekauft habe. Man weiß nicht, was das Schönere darin ist, das junge Mädchen oder der Blumenkranz, den sie in ihrer niedlichen Hand emporhält, um zu dem großen Korb voll ähnlicher Kränze, der neben ihr steht, Käufer einzuladen. Ich gebe alle Blumen in der Welt um das Mädchen, rief dein unweiser Freund. Xanthippides lachte, und schien sich nicht wenig darauf einzubilden, der Besitzer eines Stücks zu seyn, das einem Schüler des weisen Theophrast einen solchen Wunsch auspressen konnte. Das Mädchen nennt sich Glycera, fuhr er fort; sie ist eine Sicyonerin, und nährt sich und ihre alte Mutter vom Verkauf der Blumenkränze, die sie mit einer zu=

vor unbekannten Kunst zusammen zu setzen weiß. Sie ist meine Lehrmeisterin in der Blumenmalerei, sagte mir Pausias. — — — Seit dieser Stunde, mein Dinias, ist es mit deinem Menander nicht wie es sollte."

XLIX.

(Kupfer zu Band 29.)

Im Hexameron von Rosenhain stellt uns ein Feenmährchen Narcissus und Narcissa dar, wie ihr Name schon anzeigt, zwei in sich selbst Verliebte, die jedoch durch Veranstaltung ihrer Schutzgeister allmählig zu Wechselliebe geführt wurden. Hier stehen sie eben im Saal der wahren Liebenden, worin, wie sie gehört haben, ein Zauberspiegel ist. So lange Jemand in der Person, die er zu lieben vermeint oder vorgibt, nur sich selbst liebt, erblickt er auch nur sich selbst darin, ist aber das, was er fühlt, reine Liebe, so sieht ihm das Bild der geliebten Person entgegen. Lange hatten beide schon, wiewohl mit immer stärker klopfenden Herzen, den Spiegel vermieden, als sie endlich unfreiwillig beide zugleich hinein blickten, und mit schauderndem Entzücken Jedes das Bild des Andern sahen. Da sanken sie einander in die Arme, und als sie, erst nach einer ziemlichen Weile, die Augen wieder aufschlugen, sahen sie zwei Lichtgestalten durch die hohe Decke des Saals hinweg schwinden. Die Schutzgei-

ster hatten ihren Zweck erreicht, weil sie sich, als Wielandische, — auf Psychologie verstanden.

L.

(Kupfer zu Band 46.)

Diese Scene aus den Acharnern des Aristophanes, dem ersten von Wieland übersetzten Stücke dieses ungezogenen Lieblings der Grazien, zeigt uns die Absicht dieser ganzen politischen Posse, welche keine andre war, als die Nachtheile des Krieges gegen die Vortheile des Friedens in Kontrast zu stellen. Zur Belustigung für den souverainen Pöbel von Athen, und gewiß auch auf die Wirkung bei diesem berechnet, sind die beiden Scenen, wo Aristophanes den Feldherrn Lamachos zum Kriege, den Friedensanwald Dikäopolis zum Schmauße einpacken, nachher aber — und dies ist die gegenwärtige Scene — jenen mit Wunden jämmerlich bedeckt, diesen vom Schmauß im Uebermuth des vollsten Wohlbehagens zurückkehren läßt.

L. LXI.

Biberach.

Gräter hat im 6ten Bande der Wielandischen Uebersetzung von Cicero's Briefen mich belehrt,

nicht Biberach, sondern ein Dorf in dessen Nähe Wielands Geburtsort sey, und ich danke für diese Berichtigung besonders darum, weil sie mir einen Irrthum aus Urkunden beweist. Mein Irrthum aber war — Wielands Irrthum. Dieser sagt nicht nur in den Anmerkungen zum ersten Gesange des Amadis: Die Riß ist ein kleiner Fluß, an welchem die schwäbische Reichsstadt Biberach, die Vaterstadt des Dichters, liegt; sondern schrieb auch an Leonh. Meister (d. 28. Dec. 1787.): Ich bin d. 5. September 1733. in der freien Reichsstadt Biberach geboren. Als der Magistrat von Biberach, zu Wielands wirklich herzlicher Freude, beschlossen hatte, auf die Prachtausgabe seiner Werke zu pränumeriren, ward es im Pränumeranten-Verzeichniß eben so gedruckt, und zwar nach Wielands Vorschrift, weshalb das mitgetheilte Fac simile einen wahrhaft urkundlichen Beweis für mich liefert, den ich noch durch andre Briefe von Wielands eigner Hand verstärken könnte. Wäre das Kirchenbuch nicht, so behielte ich gewiß Recht. Wenigstens also betrachtete Wieland Biberach als seine Vaterstadt, und — liebte sie als solche. An Sie, die er dort auch geliebt, und welcher er dort oben auf dem St. Martins-Kirchhofe mit der weiten und schönen Aussicht seine erste Begeisterung ausgeströmt hatte, an Sophie Laroche, schrieb er: „Biberach hat Ursache, höchlich mit der Ehre, die Sie ihm erweisen, zufrieden zu seyn. Ich selbst danke Ihnen von Herzen im Na-

men des Orts, wo ich geboren wurde (!), und schreibe Ihnen, zu etwelcher Bezeugung meiner Dankbarkeit, dafür eine Stanze aus meinem Oberon hieher, die mir ähnliche Erinnerungen und Empfindungen im verwichenen Sommer eingaben:

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen Dir gewogen,
Fühlt überall nach Dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus Dir verbannt:
O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in Deinem Schoos zu liegen.

Ich habe diese Stanze zwar nicht mir selbst, sondern einem gewissen Scherasmin, der mich gar nichts angeht, in den Mund gelegt, aber sie kam nichts desto weniger warm aus meinem eigenen Herzen."

Gedruckt bei C. A. Deutrich in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

C. M. Wielands sämmtliche Werke

Bd.: 52,[b]. Supplementband

Leipzig 1826

P.o.germ. 1594 ng-52,b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123282-2